

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 192 (2013)

Artikel: Basler und Baslerinnen auf Reisen : eine Anthologie
Autor: Salathé, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006781>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

The background of the cover is a painting in a soft, painterly style. It depicts a harbor scene. On the left, a large ship with a complex rigging system is docked. In the center, a tall, cylindrical industrial chimney or smokestack rises into the sky. To the right, there are buildings, including one with a prominent window. The foreground shows a body of water with reflections and some structures. The overall color palette is muted, with greys, browns, and soft blues.

René Salathé

Basler und Baslerinnen auf Reisen

Eine Anthologie



René Salathé

Basler und Baslerinnen auf Reisen

Eine Anthologie

192. Neujahrsblatt
Herausgegeben von der Gesellschaft
für das Gute und Gemeinnützige Basel

Abbildung Umschlag:
Ursula Salathé: Einfahrt in Basel, Acryl auf Leinwand

Copyright © 2013 Schwabe AG, Verlag, Basel
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschliesslich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Thomas Lutz, Schwabe
Schriften: Frutiger, Aldus
Papier: Profibulk, 135 g/m², Invercote, 280 g/m²



Gesamtherstellung: Schwabe AG, MuttENZ/Basel, Schweiz
Printed in Switzerland
ISBN 978-3-7965-3252-8

rights@schwabe.ch
www.schwabeverlag.ch

Inhalt

Grusswort der Präsidentin der Kommission zum Neujahrsblatt der GGG	7
Vorwort	9
Hans Bernhard von Eptingen (gest. 1484): Die Pilgerreise	11
Theodor Zwinger (1533–1588): Von jugendlichem Ungehorsam zu akademischer Würde	15
Felix Platter (1536–1614): Vom «Leichenräuber» zum Basler Stadtarzt	18
Thomas Platter d.J. (1574–1628): In England	21
Samuel Braun (1590–1668): Basels ältester Afrikareisender – ein Schiffschirurg	24
Benedikt Socin (1594–1664): Als Gesandter am Hofe Ludwigs XIV.	27
Rudolf Wettstein (1594–1666): Wie ein Diplomat anno dazumal reiste	29
Johann Jakob Hoffmann und Isaak Fäsch (1687–1778): Eine Odyssee	32
Leonhard Euler (1707–1783): Basels «verlorener Sohn»	36
Isaak Iselin (1728–1782): In philosophischer Audienz bei Rousseau	37
Johann Ludwig Burckhardt (1784–1817): Der erste Basler Orientalist	39
Johann Rosenmund (1802–1895), Albert Hägler (1858–1930): Die Überfahrt nach Amerika	43
Johann August Sutter (1803–1880): Ein Leben auf der Flucht nach vorn	49
Johann Jakob Bachofen (1815–1887): Die «Griechische Reise»	51
Jacob Burckhardt (1818–1897): La bella Italia	54
Joseph Ferdinand Gerster (1829–1880): Die Tapferkeitsmedaille	58
Emil Fischer (1833–1907), Emil Wälti (1871–1899): In der Fremdenlegion	60
Adolf Kraye (1834–1900): China verstehen	65
Emil Frey (1838–1922): Flegeljahre daheim – Gefangener im Sezessionskrieg	67
Carl Spitteler (1845–1924): Der heimwehkranke Olympier	71
Paul Sarasin (1856–1929) und Fritz Sarasin (1859–1942): Reisende in Sachen Wissenschaft	75
Jakob Wirz (1856–1904): Russische Erfahrungen	81
Emil Beurmann (1862–1951): Bonvivant, Frauenheld und Maler-Poet	83
Adam David (1872–1959): Reisen und Jagen	85

Charlotte Louise Staehelin-Burckhardt (1877–1918): Ein Tagebuch	88
Emmy Heusler (1878–1958): Die ganz andere Amerika-Überfahrt	90
Felix Speiser (1880–1949): Ein Ethnologe schreibt seiner Tochter	92
Felix Moeschlin (1882–1963): Amerika vom Auto aus	97
Hans Salathé (1886–1978): Die Walz	102
Gertrud Wackernagel (1888–1985): Die Ochsentour	104
Eugen Paravicini (1889–1945): Im Kannibalendorf	108
Eddie Rickenbacher (1890–1973): Die tragische Heimreise	112
Oskar Bider (1891–1919): Luftreisen	115
Hans Schweizer (1891–1975): Reptilienreisen	118
Paul Wirz (1892–1955): Der Weltvagant	120
Alfred Bühler (1900–1981): Von Kochlöffeln, Ahnendarstellungen und vorindustriellen Textil-Techniken	122
Helene Bossert (1907–1999): Im Schatten des Kalten Krieges – die Russlandreise	125
Alfred Rasser (1907–1977): Im Schatten des Kalten Krieges – die Chinareise	127
Maria Aebersold (1908–1982): Basel – à distance	129
Heini Hediger (1908–1992): Expeditionsvorbereitungen	131
Männy Alt (1910–2000): Russlandbegeisterter und Spanienkämpfer	134
Jacques Koellreuter (1916–1999): Das Kartoffelexperiment	138
Heiner Gautschy (1917–2009): «Amerika – hast du es besser?»	140
Erika Sutter (geb. 1917): Als Augenärztin in Südafrika	143
Iris von Roten (1917–1990): Eine Feministin in der Türkei	145
Hans Weidmann (1918–1997): Der reisende Maler	148
Elvira Wolf-Stohler (geb. 1920): Die Rückreise aus Bessarabien	151
Ferdi Afflerbach (1922–2005): Die Rucksackreise	153
Jürg Federspiel (1931–2007): In der New Yorker Subway	156
Barbara Lüem (1953–2008): Kleinhüningen ist eine Reise wert	157
Bruno Manser (1954–2000): Eine Stimme aus dem Regenwald	158
Nachwort	162
Nachweis	163

Grusswort der Präsidentin der Kommission zum Neujaahrsblatt der GGG

Wie diesen Herbst den Zeitungen zu entnehmen war, fahren Schweizerinnen und Schweizer heutzutage gerne zweimal im Jahr in die Ferien. Was heute üblich ist, war früher oft beschwerlich und nicht für alle erschwinglich. Die Urlaubsfotos und -berichte aber, die auf Facebook oder Instagramm veröffentlicht werden, sowie die Popularität der einfach selbst herzustellenden digitalen Fotobücher, die die Postkarten und Diaschauen abgelöst haben, sind Beweis dafür, dass die Urlauber noch immer das Bedürfnis haben, von ihren Erlebnissen und Abenteuern zu berichten. Doch viele der Reisenden, die in diesem Band zu Worte kommen, waren nicht einfach zum Vergnügen oder in den Ferien unterwegs. Immer wieder sind Baslerinnen und Basler auf der Suche nach einem besseren Leben ausgewandert, mutig, schweren Herzens, freudig, oder sie wurden zwecks Ausbildung, Beruf oder aus innerer Überzeugung dazu gebracht, in die Welt hinauszufahren. Manche von ihnen kamen nie mehr heim.

René Salathé hat für uns Erfahrungsberichte gesammelt, die alle ihren Ausgangspunkt in und um Basel haben. Seine Anthologie umfasst mehrere Jahrhunderte und spannt Fäden über die ganze Welt. Die meisten der Reisenden sind Männer. Das muss nicht unbedingt heissen, dass nur wenige Frauen reisten; sicher haben sie aber weniger Spuren hinterlassen. Die Motive für den Aufbruch aus Basel sind mannigfaltig. Aber allen Erfahrungen gemeinsam sind das «Hier», ein «Dort» und dazwischen ein Mensch, der von seinen Erlebnissen berichten will. Wir begegnen also nicht in erster Linie fremden Städten und exotischen Destinationen als vielmehr unseren Mitbürgerinnen und Mitbürgern mit ihren Sorgen und Freuden, Ängsten und Heldentaten.

Wir hoffen, dass dieses Lesebuch Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, nicht nur dabei hilft, ein Ziel für die nächste Reise zu finden, sondern Sie vor allem dazu anregt, den Persönlichkeiten, denen Sie hier in kleinen Ausschnitten begegnen, nachzugehen, um mehr von ihnen zu hören oder über sie zu erfahren. Und wir danken René Salathé, dass er für uns den Weg zu diesen Exkursionen geebnet hat.

Doris Tranter

Vorwort

Die Schweiz ist ein Reiseland – die Tourismus-Statistik beweist es. Aber auch umgekehrt gilt: Die Schweizer sind Reisende, und so locken denn landauf, landab Reisebüros mit einem von Jahr zu Jahr immer bunteren und vielfältigeren Reise- und Ferienangebot. Kein Winkel der Erde bleibt verschont. Allein in Basel und Umgebung werben mehr als hundert Reisebüros und Reiseveranstalter um die Kundengunst. Und so hat das Reisen längst seinen Ausnahmecharakter verloren und ist seit Mitte des letzten Jahrhunderts ein wichtiges Segment der «Grundausrüstung» unseres modernen Lebens.

Umso profilierter zeichnen sich vor diesem allgemeinen Mobilitätshintergrund jene Reisen aus, die nicht in einem Reisebüro gebucht werden können und somit von der Normalität abweichen. Ihre Spuren – in Basel finden wir sie besonders häufig – lassen sich sowohl in ferner Vergangenheit als auch in jüngster Gegenwart finden. Sie erzählen nicht nur von kurzfristigen Reiseerlebnissen und vom Unterwegs-Sein, sondern auch von jahrelangem Aufenthalt im Ausland mit vielfältigen politischen und gesellschaftlichen Erfahrungen. Es sind die Reise- und Auslandberichte von Frauen und Männern, von Heimwehgetriebenen und Fernweh-Süchtigen, von Forschern und Abenteurern, von Geschäftsleuten und Künstlern, von Pilgern, Missionaren und Diplomaten. Sie alle haben ihrer Leidenschaft für das Reisen und die Ferne entweder das ganze Leben oder zumindest einen prägenden Lebensabschnitt gewidmet und oft auch ihre Eindrücke und Erfahrungen in Selbstzeugnissen dokumentiert. Wir konsultieren ihre Tagebücher und Reportagen und greifen aus dieser bunten Fülle einzelne charakteristische Aspekte heraus oder bündeln sie zu einer kurzgefassten Biographie, dagegen verzichten wir auf eine kritische und wissenschaftliche Textinterpretation, denn unsere Anthologie will mit ihren Zeitdokumenten in erster Linie Lesebuch sein.

Die vorliegende Publikation, die mit Ausnahme von wenigen Beiträgen älterer Zeitgenossen «historisch» ausgerichtet ist, reicht bis in die jüngste Vergangenheit. Sie ist chronologisch nach den Lebensdaten der Reise-Autoren und Autorinnen gegliedert.

René Salathé, Reinach / Basel, Januar 2013

Hans Bernhard von Eptingen (gest. 1484)

Die Pilgerreise

In Pratteln hängt eine der ältesten Glocken des Kantons Basel-Landschaft. Sie versieht ihren Dienst schon mehr als 500 Jahre und hielt 1484 nach kriegesischer Zerstörung von Kirche und Dorf ihren Einzug in den Glockenturm. An ihrem oberen Rand überrascht sie mit einer Inschrift in gotischen Kleinbuchstaben: «+ o rex glorie criste veni nobis cum pace anno domini m cccc lxxxlv +» (O ruhmreicher christlicher König bringe uns Frieden. Im Jahre des Herrn 1484). Am Schlagring findet sich dagegen ein auch für den Nicht-Lateiner verständlicher Schriftzug; er hält fest, dass die Glocke dem Schlossherrn und Besitzer des Dorfes, Hans Bernhard von Eptingen, zu verdanken ist:

+ osanna heis ich
in dem namen gooz ward ich
her bernhart von eptingen riter
und ganc gemein von bratelen machten mich
und ludwig peiger von basel gos mich +

Reisevorbereitungen

1460 unternahm Bernhard von Eptingen – er mag damals um die zwanzig Jahre alt gewesen sein – eine Pilgerreise ins Heilige Land nach Jerusalem, wo er zum Ritter geschlagen wurde. Es war eine aussergewöhnliche Reise, deren Verlauf der gebildete Reisende ausführlich beschrieben hat; seine Hinweise zur nötigen Ausrüstung für die Reise sollten späteren Pilgern dienen:

«[...] soll einer kauffen ein Schiffrockh [...] unnd zwey bar hoßen unnd zwey oder dreÿ bar schuech. [...] Auch daß einer nit stetigs in einem Kleÿd sey unnd voll leüß werd, deßgleichen dreÿ oder vier Hembdlein, dann sye verderben vast vom schweÿß unnd von viel weschen. [...] Unnd lueg daß du ein guet theÿl seÿffen habest allerley zuweschen. [...] Item auch kauff ein kübell, seind darzue gemacht mit einem Lÿd [Deckel], hat ein loch, oben dorinn mit einem teckhell, zue einem schiÿstuol, ob einen noth angehen wurd, oder kranckh wurd, unnd nit uber auff gohn mag, das dann er sein notturfft darein thuen hin zuetragen. [...] Item auch kauff ein Pfannen mit einem stÿl, unnd ein teckhell, allß einer sye gar reinckhlich darzue alda zuekhauffen findet. Auch so khauff schiÿell Teller, Gleÿer trinckhgeschir, Kannen oder Fleschen, Boggaln brechen aber gern. Auch khauff Tischlachen, zwelen [derber Leinen-/Baumwollstoff], unnd was einer gedenckhen mag daß er darff unnd Innsonderheÿt Löffell, Saltzvaß, und ein Hüenerkretzen [Korb], wohin einer khom daß er hüener darein khauff, auch Körb wann einer ans Port khombt, so er außgoth etwas khauffen will, dass er hab darin ers trag. [...] Auch ein Fleschen, darin was er zue trinckhen hab behalten mag, unnd dass es weder Zinn yßen noch dergleichen Zeÿg sey, den er mit ihme trag dann er es gar kaum vohr den Heyden behalten mag.»¹

Im Heiligen Land

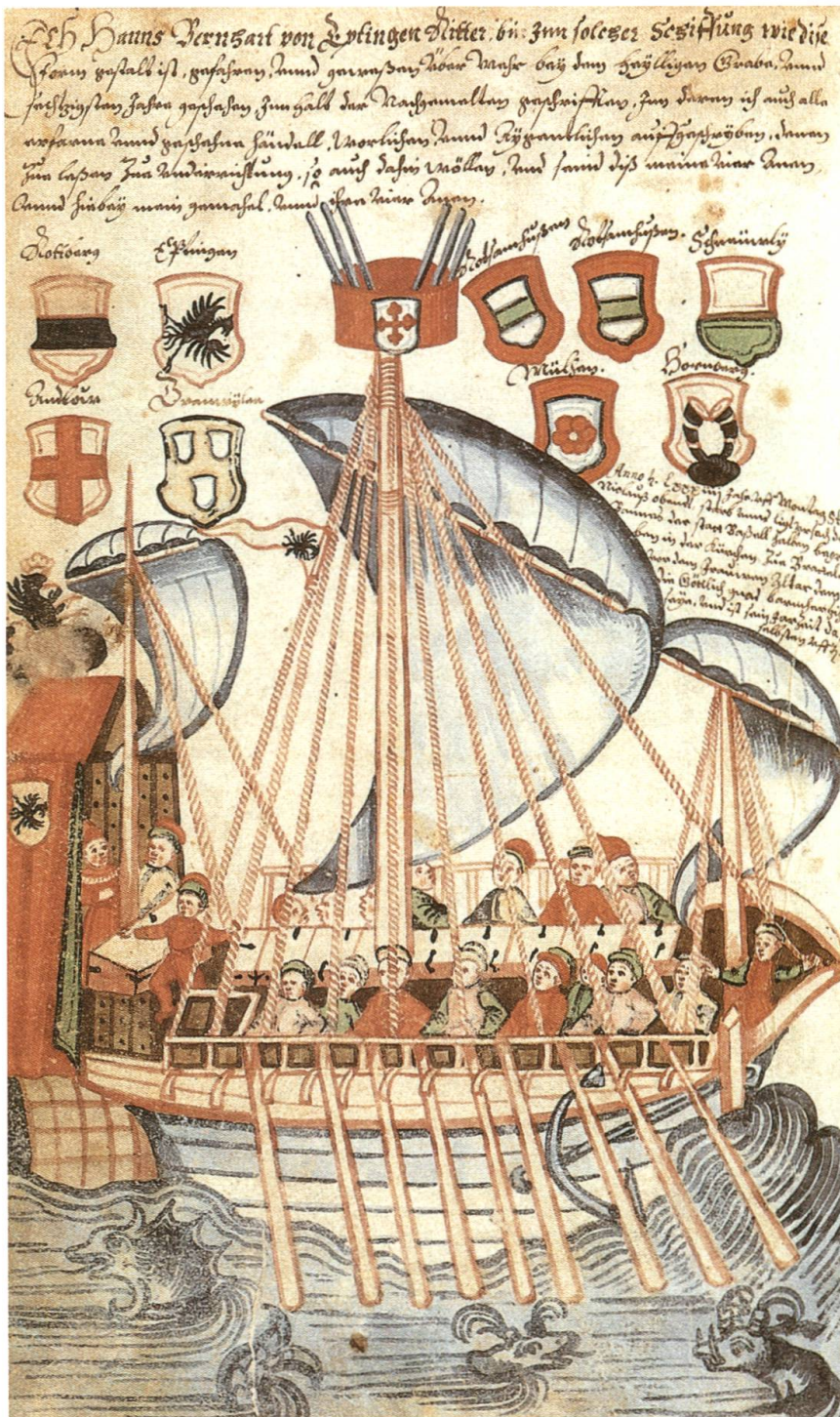
Die Reise ins Heilige Land beginnt in Venedig und führt das Segelschiff, das sich aber auch durch Ruder bewegen lässt, mit seinen Passagieren entlang der Ostküste der Adria über Kreta, Rhodos und Zypern zum Endhafen Jaffa. Der Binnenländer entpuppt sich dabei als aufmerksamer Beobachter der verschiedenartigen Schiffe in den Häfen, auch beschreibt er lebendig die vielen Inseln und Landschaften, die Kirchen, Befestigungen und Meerestiere und nicht zuletzt auch die fremden Menschen. Die nicht ungefährliche Reise zu Land erfolgt etappenweise zu Ross in Gruppen; mehrmals werden die Pilger überfallen und haben Wegzoll zu bezahlen. Dorothea A. Christ, die das Familienbuch der Herren von Eptingen herausgegeben hat, erzählt weiter: «In Jerusalem geniessen die Pilger eine grosse Stadtführung [...]. Bemerkenswert ist die Tendenz, möglichst viele in der Bibel zentrale Begebenheiten in und um Jerusalem zu lokalisieren [...] Spätmittelalterliche Frömmigkeitsformen aller Schattierungen vermischen sich hier mit dem 'touristischen' Interesse, möglichst viele Gedenkstätten, handgreifliche Zeugen der Überlieferung, gesehen zu haben. Aller Frömmigkeit zum Trotz, vergisst Hans Bernhard aber auch die vielen Kamele auf der Strasse und das gute Essen bei den Barfüssern nicht [...]»² Bevor die Pilger in die Grabeskirche eingelassen werden, erfolgt ihre Zählung. «An verschiedenen Herrschergräbern vorbei gehen sie direkt zum Heiligen Grab. In einer von den Barfüssern angeführten Prozession gehen sie anschliessend von einer Gedenkstätte zur andern, lassen sich die verschiedenen Reliquien erklären und empfangen überall den Ablass. Anschliessend sucht sich jeder einen Schlafplatz, Hans Bernhard und seine Gesellen essen zunächst und ruhen dann bis um Mitternacht im Chor der Grabeskirche. Er hört eine Messe und bei Tagesanbruch eine zweite, während der er auch an der Kommunion teilnimmt. Danach ruhen sich die Pilger in der Pilgerherberge aus und reiten gegen Abend nach Bethlehem. Wieder sehen sie Gedenkstätten, die sie an biblische Personen oder Gegebenheiten erinnern.»³

Ritterschlag und Heimreise

Nach einer zweiten Nacht in der Grabeskirche kommt es zum Höhepunkt der Reise, zum Ritterschlag. Hans Bernhard begnügt sich dabei nicht nur mit der Schilderung des Rituals, ihm liegt daran, seinen Lesern aufzuzeigen, welche Voraussetzungen ein angehender Ritter erfüllen muss:

«Item daß ist also daß ein Jeglicher der Rytter orden mit dem schwert ann sich nemen will, der soll vorab von geburt sein ein gueter Edellmann, und daß mann sein geschlecht dafür haltte, und daß er daß möge behalten beÿ seiner treüw an eines Aÿdts Statt, er soll auch sein getreüw gerecht und warhafftig Inn allen dingen gegen Gott und gegen der welt. Er soll auch wider gerecht nit sein, unnd auch deß niemandt helffen. Er soll auch Gericht und Recht fordern auch Wÿtwen unnd weÿßen schirmen, und den Christlichen glauben helffen handt haben.»⁴

Nachdem Hans Bernhard gelobt hatte, sein Leben in dieser Weise zu führen, zog ein burgundischer Ritter das Schwert des Prattler Edelmannes, der es im Namen der Dreifaltigkeit küsste. Mit dem Umbinden des Schwertes endete die Zeremonie.



Pilgerschiff, Miniatur im Familienbuch der Herren von Eptingen.

Die Heimreise führte den nunmehr in den Ritterstand aufgestiegenen Hans Bernhard von Eptingen nach beinahe fünfmonatiger Abwesenheit über Zypern und Morea wieder nach Venedig. Von da ging's zu Ross durch die Poebene nach Mailand und über den Gotthard nach Einsiedeln. – «Item am Mütthwochen uff Sanct Leodogarÿ tag abents, do Rÿtt ich nach dem Imbiß auß, und kam mit Gottes hilff von diser farth heim gehn Brattelen.»⁵

Andere Pilgerfahrten

Es bleibt anzumerken, dass die Pilgerfahrt Hans Bernhards keineswegs Ausnahmecharakter hatte; Jerusalemfahrten waren im 15. Jahrhundert «in Mode». 1429 hören wir von der Pilgerfahrt Heinrichs von Ramstein. Paul Kölner berichtet darüber: «Die Fahrt passt ganz gut zu dem Bilde dieses ritterlichen Mannes, der kurz zuvor auf dem Münsterplatz sich in glänzendem Turnier mit dem berühmten fahrenden Ritter Johann von Merlo gemessen hatte.»⁶ 1437 ergriff Henman Offenburg, gemäss Kölner Basels bedeutendster Staatsmann des 15. Jahrhunderts⁷, die Gelegenheit, sich einer Gesandtschaft der Konzilsväter nach Konstantinopel anzuschliessen, um ins Heilige Land zu gelangen. Mit von der Partie waren drei andere Basler. «Von seiner weiten Reise wissen wir aus Offenburgs eigenen Aufzeichnungen nur, dass er unterwegs Schiffbruch erlitt und erst nach Jahresfrist wieder in die Vaterstadt heimkehrte.»⁸ Und Anfang März 1440 unternahm auch Ratsherr Hans Rot – er wurde später Bürgermeister – von zwei Knechten begleitet, die gewagte Fernfahrt. Sie führte über Baden, Einsiedeln, Wallenstadt und Bludenz dem Arlberg zu, wo ein Schneesturm die Reiter überraschte. Kölner schildert uns das Abenteuer: «Mit drei weitem gedungenen Knechten, die den Weg bahnten, ging es mühsam der Höhe zu. Oft fielen Pferde und Knechte bis an die Brust im Schnee ein. Über Innsbruck und den Brennerpass ritt Rot nach siebzehn beschwerlichen Reisetagen in Venedig ein. Staunend sah er da zum erstenmal Löwen, Papageien und mancherlei wunderliche Fische. Auch die vielen Schiffe, so gross wie 'mechtige Hüser' erregten seine Neugierde. Eine Galeere brachte Rot und achtzig andere Pilger in einmonatiger Meerfahrt südlich von Jaffa an das ersehnte Gestade. Da mussten sie zuerst ihre Geleitgebühr entrichten, wobei etliche der Pilger von den 'Heiden' geschlagen und gar übel behandelt wurden. Weil Pferde und Waffen den Pilgern im Gebiete des Sultans verboten waren, ging die Landreise nach Jerusalem auf Eseln vor sich. Im Hospital der Johanniter fanden die Wallbrüder Herberge und Zehrung, guten Wein und schmackhaften Eierkuchen. Auf den Abend wurde die Schar in die Grabeskirche eingelassen, wo sie mit Gebet und Gesang bei verschlossenen Türen die Nacht zubachte. Um Mitternacht ward Hans Rot und sieben seiner Gefährten in feierlicher Weise die Ritterwürde erteilt.»⁹

Anmerkungen

- 1 Dorothea A. Christ: Das Familienbuch der Herren von Eptingen. Kommentar und Transkription, Liestal: Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 1992; zum Pilgerbericht S. 74–90, Transkription des Pilgerberichts S. 199–304, hier S. 202f.
- 2 Ebd., S. 243, 244.
- 3 Ebd., S. 255.
- 4 Ebd., S. 267.
- 5 Ebd., S. 304.
- 6 Paul Kölner, Jerusalem-Pilger, in: ders., Anno dazumal. Ein Basler Heimatbuch, Basel: Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartements Basel-Stadt, 1929, S. 385–389, hier S. 386.
- 7 Ebd., S. 385.
- 8 Ebd., S. 386.
- 9 Ebd., S. 386.

Theodor Zwinger (1533–1588)

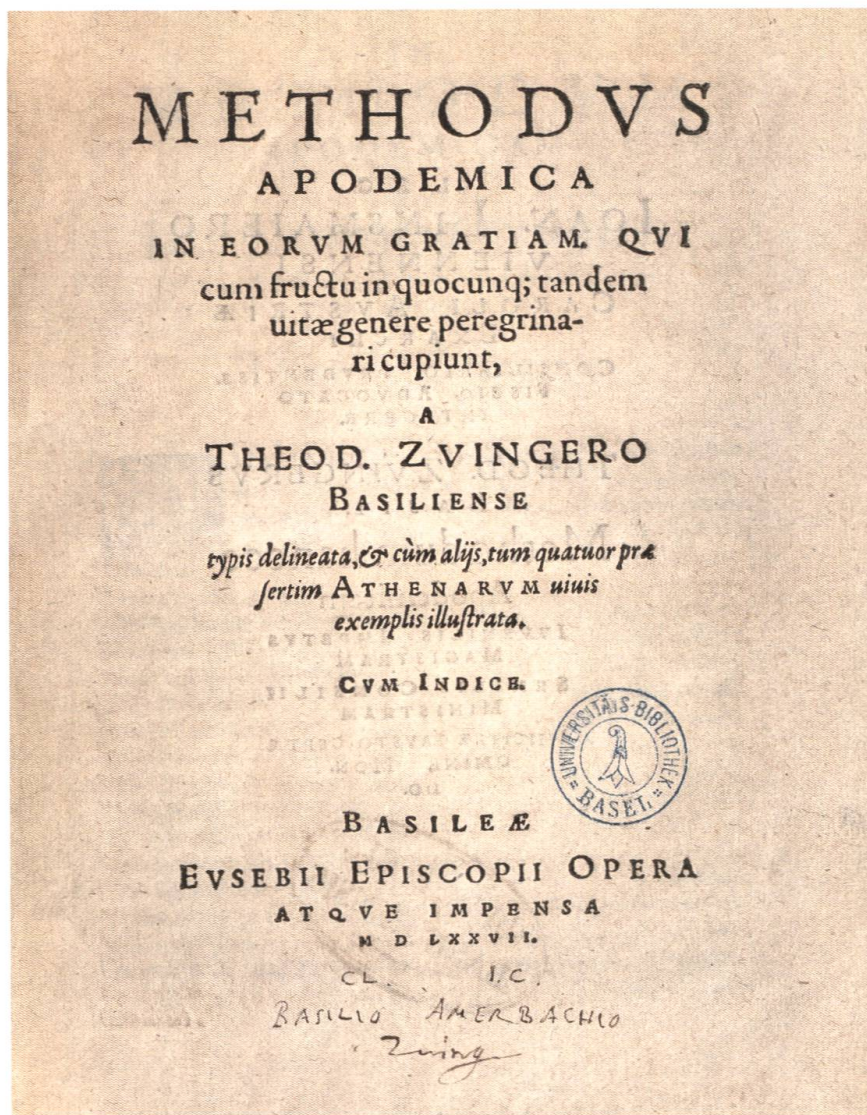
Von jugendlichem Ungehorsam zu akademischer Würde

Theodor Zwinger, der spätere Medizin- und Griechischprofessor, hat seit frühester Jugend «Reise-Geschichte» geschrieben; es begann mit einem Brief, den er als Fünfzehnjähriger «zur Rechtfertigung seines heimlichen Fortgehens»¹ den Eltern aus Lyon schrieb. Es ist ein Reisedokument, das in einer Zeit, in der die Jugend selbständig in der ganzen Welt unterwegs ist und keine Grenzen kennt, geradezu archaisch anmutet.

«Liebe Eltern!

Als ich weggezogen bin, lieber Vater und Mutter, achtete ich, Ihr nehmet es übel und – wie auch billig – ganz schwer auf, dass ich so ungehorsam sei. Wenn Ihr aber die Sache recht betrachten wollt, werdet Ihr mir leichtlich verzeihen mögen. Denn viele Ursachen haben mich dazu veranlasst. Sehen wir doch, dass man heutzutage auf keinem etwas hat, keinen schätzt, sondern verachtet, der nicht gewandert ist. Ein Solcher ist wie ein ungebackenes Brot. Es muss sich Einer angelegen sein lassen, seltsame Länder und Gegenden, Sitten, Bräuche und Missbräuche aller Völker zu erfahren, weil das auch Weisheit und Verstand bringt. Das aber ist die allergrösste Erfahrung: Wer in Armut sich herumtummeln muss, lernt in einem Jahr mehr, als wenn er mit grossen Kosten seiner Eltern sonst drei Jahre draussen weilte. So habe ich auch gedacht und mir zu wandern vorgenommen und zwar nicht auf Euere Kosten; sondern wo andere Nahrung finden, da will ich – mit Gottes Hilf – auch unterkommen. Derhalben hab ich mir vorgenommen, gen Lyon in Frankreich zu ziehen. Daselbst hat man auch arme Knaben, die da singen, angenommen, wie ich's von Anderen, die von dort gekommen sind, vernommen habe. Daselbst mag ich auch die französische Sprache lernen; wie nütze die ist, wisset Ihr bass, als ich es Euch erzählen kann. Darum ist es viel besser, ich ziehe jetzt dahin und lerne, dass ich hernach meinem Geschlecht und auch dem ganzen Vaterland ehrlich und nützlich sei. Dieser Dinge wegen bin ich zu wandern bewogen worden. Wenn ich ein Handwerk gelernet, hätte ich auch fort müssen und mit grösserer Beschwer denn jetzt. Denn um und um findet ein Studiosus allerwegen bei gelehrten Leuten Hilfe und Unterkunft. Hätte ich als Handwerker wandern müssen, warum sollte ich es jetzt nicht auch tun, so ich studiere?

Dass ich aber Euch nichts davon gesagt habe, soll Euch nicht beschweren, denn es ist aus keiner Bosheit geschehen, sondern aus Furcht, Ihr lasset mich nicht ziehen, wo es doch mein Herz zu aller Zeit gelüstete zu wandern. Vor etlichen Jahren, da die Schulen noch nicht so gut waren wie jetzt, sind die Allergelehrtesten arme Schüler und Studiosi gewesen; warum sollte man denn nicht auch ähnliches von den jetzigen Armen hoffen?



Titelseite des «Methodus apodematica» mit Widmung Theodor Zwingers an Basilius Amerbach.

Derhalben so nehmet meinen Abschied nicht so schwerlich. Nicht mehr, als Gott sei mit Euch und bittet ihn, dass er mein Vorhaben fördern wolle, zu seiner Ehr, zu meiner Eltern Wohlstand und zum Besten des Nächsten. Dazu bitt ich Euch, versorget mir meine Bücher wohl, die ich daheim gelassen habe, dass mir keines genommen wird. Segnet mit dem Grossvater die Grossmutter und die andern Freunde alle. Alsobald ich Gelegenheit zu Botschaft habe, will ich Euch von meinem Stand ausführlich schreiben.

Euer williger und lieber Sohn
Theodorus Zwinger.»²

Zwinger wollte seinen Eltern während seiner Wanderschaft nicht zur Last fallen, also finanzierte er sich durch Arbeit in einer Druckerei seinen Aufenthalt und sein Studium selbst. 1559 kehrte er nach seiner Ausbildung auf den Hochschulen von Paris und Padua wieder in seine Heimatstadt zurück und verarbeitete seine Reiseerfahrungen in seinem «Methodus apodematica» (Grundlegung einer Reisekunst,

Basel 1577). Er war nicht der Erste, der sich mit der Herausgabe eines derartigen Buches einen Namen machte; in Basel erschienen im ausgehenden 16. und in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts mehrere Reiseanleitungen; weil sie sich vor allem an Studenten richteten, die an auswärtigen Universitäten studieren wollten, waren sie noch ausnahmslos in der Gelehrtensprache, in Latein, abgefasst. Theodor Zwingers «Methodus apodemica», ein in vier Bücher eingeteiltes Werk, ist ein Musterbeispiel dieser neuen literarischen Gattung. Unter anderem ging es auch den Gründen nach, die zu einer Reise führen können: «das Erlernenwollen einer Sprache oder eines Handwerks, schlechte Gesundheit, der Wunsch, fremde Städte und ihre Sehenswürdigkeiten und Gebräuche kennenzulernen, oder religiöse und politische Gründe [...]. Jede Art des Reisens ist von Zwinger mit Beispielen aus der Bibel, aus der Antike und aus dem Mittelalter illustriert.»³ Ein grosses Anliegen war Zwinger auch der Zeitpunkt solcher Reisen; er warnte vor Reisen unerfahrener Jünglinge, sie sollten nur von bestandenen Männern unternommen werden. Klingt wohl in dieser Empfehlung die Erinnerung an schlechte Lyoner Erfahrungen nach? So oder so: Zwingers «Methodus apodemica» signalisiert, wie sehr das Reisen im 16. Jahrhundert mindestens in akademischen Kreisen den Charakter des Zufälligen abstreifte.

Anmerkungen

- 1 So die Formulierung von Paul Kölner (S. 416), der den Brief übersetzte und herausgab; Paul Kölner: Ein Studentenbrief aus dem Jahre 1548, in: ders.: Anno dazumal. Ein Basler Heimatbuch, Basel: Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartements Basel-Stadt, 1929, S. 416–418.
- 2 Ebd., S. 416–418.
- 3 Verena Vetter: Baslerische Italienreisen vom ausgehenden Mittelalter bis in das 17. Jahrhundert, Basel: Helbing & Lichtenhahn, 1952, S. 105f.

Felix Platter (1536–1614)

Vom «Leichenräuber» zum Basler Stadtarzt

1552 nahm der 16-jährige Felix Platter an der Universität von Montpellier das Studium der Medizin auf. In seinem Tagebuch schildert er, wie er von Basel nach Südfrankreich an seinen Studienort gelangte: «Am suntag den 9 octobris bandt mir mein vatter zwei hembdt und etwas fatzenetlin [Taschentücher] in ein gwegß thüch [Wachstuchrolle], mit mir zenemmen, gab mir auf die reiß 4 cronen in goldt, die neigt [nähte] er mir in das wammist und by 3 cronen in müntz, mit vermelden, er hette das gelt entlendt, wie auch daß, so er um das roß geben, schanckt mir zur letze ein Wallis thaler Mathiae Schiners cardinalis; den bracht ich nach jaren wider heim.»¹ Die Reise ging über Genf und Savoyen nach Lyon und Avignon; in Genf hatte sich Platter die Haare schneiden lassen: «Nach dem mittageßen beschwünten wir die stat und, wil man mir mein lang har, daß ich, wie domolen der bruch war, von iugendt uf drüg, verweis, lies ich dozemol zum ersten mich kolben [die Haare kurz schneiden] [...].»²

In Montpellier fühlte sich Platter bald wohl; er besuchte nicht nur Vorlesungen und Übungen, sondern nahm auch am gesellschaftlichen und studentischen Leben der Stadt teil. Anschaulich und aufmerksam schildert er etwa, «wie man die oliven inmacht [...] wie man das baumöl macht [...] wie man das meersaltz macht»³, aber auch Hinrichtungen und Gefangennahmen von Ketzern, die sich zum calvinistischen Glauben bekannten, finden in seinem Tagebuch ihren Niederschlag.

Anatomiestudien

Platter war ein fleissiger Student, er wollte alles, was für einen Arzt notwendig ist, lernen: «Ich hatt altzeit ein drib in mir, mich in allem, was eim medico von nöten zewissen[...]»⁴ Er wusste, dass er sich nach Beendigung seines Studiums in Basel gegen eine harte Konkurrenz zu behaupten haben würde. Entsprechend breit legte er darum sein Studium an. Vor allem suchte er sich in der Anatomie zu vervollkommen und schreckte dabei nicht davor zurück, zusammen mit anderen Studenten bei nächtlicher Stunde auf Friedhöfen Leichen frisch Hingerichteter auszugraben und anschliessend zu sezieren. So führte ein Arzt aus Montpellier ihn und andere Studenten in der Nacht vom 11. Dezember 1554 vor die Stadt in das Augustinerkloster.

«[...] do war ein verwegner münch, frere Bernhardt, der sich verkleidet und half uns darzü. Wir thaten heimlich im closter ein schlafdrunck [Abendtrunk], der wert bis mitnacht. Darnoch zogen wir in aller stille mit den weren fir daß kloster s. Denyß uf den kilchhof, do scharreten wir ein corpus herus, nur mit den henden, dan der grundt noch lugk was, wil es erst den tag war vergraben. Alß wir uf daß corpus kamen, legten wir ein seil doran und zarten eß mit gwalt heraus, schlügen unser flassaden röck [Nachtröcke] darumb und drügens uf zweien benglen bis an das statt-



Darstellung der unter der Haut auf der Muskulatur verlaufenden Blutgefäße in Platters «De corporis humani structura [...]».

thor; war um dry uren in der nacht. Do thaten wir die corpora an ein ort und kloften am kleinen thürlin, dardurch man etwan in und auß loßt. Eß kam ein alter portner herfir im hembdt, that uns daß thürlin auf. Wir batten in, er wolt uns ein drunck geben, wir sturben vor durst. Wil er den wein holt, zogen iren dry die corpora hinin und drügens ob sich in des Galotins haus, daß nit fer vom thor, das also der thorwechter nit gwar wardt.»⁵

Am 16. Dezember wurde das gefährliche Experiment mit zwei Leichen wiederholt; später bewachten die Mönche den Friedhof und verunmöglichten damit den Studenten, ihren Wissensdurst auf diese makabre Weise zu befriedigen.

Im Mai 1557 beendete Platter seinen Aufenthalt in Montpellier – er hatte inzwischen zum Baccalaureus der Medizin promoviert – und ritt heim nach Basel. «Do sach ich mit freuden beide münsterthürn, die ich so lange jar nit gsehen hatt; schos

mein bügsen ab in ein garten hütle thür, 2 kugelen, und reiten [...] biß zu meins vatters hus [...]»⁶

In seiner Heimatstadt machte Platter rasch Karriere; er wurde 35-jährig Stadtarzt, dann Spitalleiter und Professor der Universität, die er nicht weniger als sechs Mal als Rektor leitete. Die Geschichtsschreibung meint zu diesem bedeutenden Basler Gelehrten: «Als Wissenschaftler war er kein Bahnbrecher, führte aber doch die Medizin seiner Zeit an [...] Seine Schriften, die von seinem beschreibenden Talent zeugen, erlebten viele Auflagen. Als einer der ersten untersuchte er methodisch Seelenstörungen, so dass man ihn zu den Vorläufern der modernen Psychopathologie zählen kann. Ferner bemühte er sich um die medizinische Statistik; er hat sieben Pestseuchen, die er erlebte, genau beschrieben. Bei diesen Pestilenzen setzte Platter unbedenklich sein Leben ein und bewies grosse Aufopferungsfähigkeit, worüber sein 'Pestbüchlein' Auskunft gibt.»⁷

Anmerkungen

1 Felix Platter: Tagebuch (Lebensbeschreibung 1536–1567), herausgegeben von Valentin Lötscher, Basel: Schwabe, 1976, hier S. 130.

2 Ebd., S. 135.

3 Ebd., S. 176.

4 Ebd., S. 208.

5 Ebd., S. 209f.

6 Ebd., S. 293f.

7 Richard Feller/Edgar Bonjour: Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit, Basel: Schwabe, 1962, Band 1, S. 259.

Thomas Platter d.J. (1574–1628)

In England

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm: so etwa könnte man das Leben von Thomas Platter dem Jüngeren, Spross einer zweiten Ehe seines Vaters, auf einen Nenner bringen. Wie sein Halbbruder Felix unternahm auch er eine Bildungsreise: In Montpellier studierte er Medizin, dann führte ihn 1595 bis 1600 eine längere Reise nach Spanien, Frankreich, den spanischen Niederlanden und England. Und genau wie Felix brachte auch er es in seiner Vaterstadt zu hohem Ansehen und zu Ehren. Er erwarb den Grad eines Doktors der Medizin und wurde 1614 zum Professor der Botanik und wenig später zum Professor der Anatomie gewählt. 1623/24 bekleidete er die Würde des Rektors der Universität.

Londoner Eindrücke

Getreu der Platterschen Familientradition verfasste auch Thomas einen umfangreichen Reisebericht. Aufschlussreich ist insbesondere der Abschnitt über England. In Dover sah Thomas die faulenden Schiffsrümpfe der untergegangenen spanischen Armada, an der Themsebrücke die auf Spiesse gesteckten Köpfe hingerichteter Verräter und im neuen Globe-Theater die Shakespeare-Tragödie «vom ersten keyser Julio Caesare mitt ohngefahr 15 personen [...] gar artlich agieren [...]»¹

Beeindruckt zeigte er sich vor allem vom Besuch Londons: «Ist die hauptstatt in Engellandt, so fürtreffenlich gegen anderen englischen stetten zerechnen, daß man sagt, Londen seye nicht in Engellandt, sondern Engellandt seye in Londen, weil die fürnembsten englischen sachen in unndt bey Londen gesehen werden, also daß welcher Londen recht besichtigt sampt der königlichen hof allernechst darbey, darf käcklich sagen, er habe Engellandt woll erkundiget.»²

Eine eingehende Betrachtung widmete er den englischen Frauen, «welche mehrtheils blauwe, mit grauw vermischte augen haben, auch weiß undt hüpsch sindt, in Engellandt viel mehr freyheit als ettwan in anderen orten, wissen sich auch deßen woll zegebrauchen, dann sie in kleideren überaus prächtig, mehrtheils müeßig spatzieren gehen oder auf gutschen fahren, unndt mießen es die mannen ihnen gar woll lassen gefallen [...]»³

Höhepunkt der Englandreise war zweifellos der Einblick in die Hofhaltung Elisabeths I. in Richmond, wo Thomas Platter Zeuge der fast abgöttischen Verehrung des Volkes für seine Herrscherin wurde: «Wie sie auf einem gang zum fenster in hoff hinus ihr volck besahe, fulen sie alle mitt einander im hoff auf ihre knye zu boden nider, unndt sprach sie auf englisch zu ihnen: God bles mi piple! daß ist: Gott segne mein volck. Unndt schruwen sie alle mitt einander hinwider: God save the Queen! daß ist: Gott heilige die königin, unndt bliben so lang auf ihren knyen still ligen, biß sie ihnen mitt de handt ein zeichen gabe, daß sie solten aufstehen; daß thaten sie mit größister reverentz, alß sie konten. Dann daß ist einmahl gewiß: die Engellender hulten sie schier nicht allein für ihr königin, sondern auch für ihr gott.»⁴



Zeichnungen von Thomas Platter im Manuskript seiner Reisebeschreibungen, «Bürgerweib von London» und «Bürgermeisters Weib von London».

Sein kritischer Blick auf Elisabeth ergab die folgende Schilderung: «Sie wahre bey dem aller köstlichsten außgezieret, in einem gantz weiß, atlißen, mitt goldt gesticktem stuck, hatt ein gantzen paradiß vogel für ein federposchen vornen auf dem haupt, mitt köstlichen edelgesteinen allenthalben versetzt, truge ein schnur von überauß großen, runden perlinen am hals, hatt auch stattliche hendschu unndt köstliche ring darüber an. In summa, sie wahre auf daß allerköstlichsten außgezieret, unndt ob sie schon damahlen 74 jahr alt wahre, scheinet sich doch noch zimlich jung geschaffen, als wann sie nicht über zwentzig jahr alt seye. Sie hatte ein gravitetisch königlich ansehen, unndt regieret, wie obgemeldet, ihre königreich mitt großer bescheidenheit in erwünschtem friden, glückseligkeit unndt gottesforcht, hatt ihren widerwertigen mitt göttlicher hülff unndt beystandt biß hero woll zu begegnen gewüst, wie deßen alle historien zeügnuß geben, unndt ob man ihren

schon oft mitt gift unndt viel listen nach dem leben getrachtet, hatt sie doch gott yederzeit wunderbahrlicher weiß erhalten.»⁵

Anmerkungen

- 1 Thomas Platter d.J.: Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande 1595–1600, herausgegeben in 2 Bänden von Rut Keiser, Basel: Schwabe, 1968. Der Teil über England findet sich in Band 2, S. 773–872, hier S. 791.
- 2 Ebd., Band 2, S. 779.
- 3 Ebd., Band 2, S. 814.
- 4 Ebd., Band 2, S. 867.
- 5 Ebd., Band 2, S. 827f.

Samuel Braun (1590–1668)

Basels ältester Afrikareisender – ein Schiffschirurg

1624 erschien in Basel das Buch «Samuel Brun, des Wundartzet und Burgers zu Basel, Schiffarten: Welche er in etliche neue Länder und Insulen zu fünff unterschiedlichen malen mit Gottes hülff gethan [...]». Nach einer Lehre als Barbier und Wundarzt und Wanderjahren in der Kurpfalz ging der 1590 in Basel geborene Braun 1611 nach Amsterdam. Das lebhaftes Getriebe der Weltstadt gefiel ihm sehr gut, und sicher vernahm er beim Bartscheren und Aderlassen aus dem Mund holländischer Seefahrer viele wunderbare Berichte und manch abenteuerliche Erzählung über Indien und Afrika. Das weckte im Jungbasler die Reiselust und das Verlangen, einmal weit in die Welt hinauszukommen; wohin war ihm ganz gleichgültig. So nahm er die erstbeste Gelegenheit beim Schopf und liess sich im Dezember 1611 als Schiffschirurg auf ein holländisches Handelsschiff anwerben, das zu einer knapp zweijährigen Fahrt nach Niederguinea auslief.

Wir übernehmen Paul Kölners Zusammenfassung von Brauns Reisebericht: «Die Fahrt nach der Küste Niederguineas und an die Kongomündung mit ihrer Fülle an Eindrücken und Erlebnissen war ganz nach Brauns Sinn. Da und dort wurde längerer Aufenthalt genommen: ein Vierteljahr verweilte der 'Meermann', wie Brauns Schiff hiess, im Hafen von Loango, über sieben Monate am Kongo. Überall wurde mit den Eingeborenen reger Tauschhandel getrieben, Pfeffer, Elfenbein und Gold eingetauscht gegen Eisen, Glasperlen und billiges Tuch. Anschaulich erzählt Braun, wie solche Tauschgeschäfte etwa angebahnt wurden: 'Endlich sind wir in Porto von Bansa Loango angekommen, da etliche schwarze Fischer zu uns in das Schiff kommen. Denn sie unsern Patron gar wohl gekannt, als welcher vor diesem mehrmals daselbst gewesen. Dieselbigen haben uns auf ihre Weise, mit wunderlichen Gebärden, auf den Knien, mit Zusammenlegen der Hände heissen willkommen sein und gesagt: Sacarella, Sacarella das ist: Es freut uns, es freut uns, dass ihr kommen seid. Da ist unser Patron allein an das Land gefahren mit den Fischern, die ihn bis an des Königs Hof begleitet haben. Denn es mag niemand ans Land kommen, es komme denn ein Schwarzer oder Einwohner mit. Alsdann fragen sie erst den Magchüssy, das ist der Teufel, ob sie sollen trauen, ob wir Angekommenen ihrer Schaden begehren oder nicht. Welches ihnen auch der Magchüssy offenbaret, nachdem er als ihr Herr, dem sie mit Leib und Seele zugetan sind und dienen, mit dem angekommenen Volk zu handeln erlaubt hat. Darauf so gibt auch der König des Landes uns und andern Freiheit an das Land zu kommen, dass wir mit seinem Volk nach ihrem Brauch handeln mögen. Doch muss der Schiffsherr dem König eine Verehrung tun, wie wir denn auch ihm zwei Pfauen, zwei weisse Hündlein und eine holländische Trommel verehrt haben. Welches man an des Königs Hof für ein solch stattlich Präsent gehalten, als wenn bei uns einem grossen Herrn viel tausend Dukaten verehrt wären worden. Denn sie nie keine Pfauen, noch weisse Hunde oder eine holländische Trommel gesehen. Sind also wohl und freundlich von den Einwohnern

Samuel Brun/ des Wundarhet
vnd Burgers zu Basel/

Schiffarten:

Welche er in etliche newe Län-
der vnd Insulen/ zu fünff vnderchied-
lichen malen/ mit Gottes hülff/
gethan:

An jehzo aber / auff begeren vieler ehr-
licher Leuthen/ selbs beschrieben: vnd mens-
niglichen / mit kurzweil vnd nutz zu
läsen / in Druck kommen
lassen.



Gedruckt zu Basel/
In verlegung Johan Jacob Genaths.
Im Jahr 1624.

Titelseite der Reise-
beschreibung von
Samuel Braun.

empfangen und gehalten worden.' Im Herbst 1613 lief der 'Meermann' mit unsern Reisenden glücklich wieder in Amsterdam ein, nachdem er fast zwei Jahre unterwegs gewesen war.»¹

Mehrere weitere Reisen folgten. Braun befuhr die westafrikanische Küste und bereiste Sierra Leone und den Kongo. Auch die Mittelmeerländer lernte er kennen. Kurz vor dem Hafen von Lissabon ereignete sich aber ein Schiffsunglück. Die Mannschaft konnte sich mit Booten oder schwimmend an Land retten. Braun hatte eben-

falls Glück, er schaffte es sogar, seine 'Barbierkisten' mit all seinem kaum ersetzbaren Handwerkszeug an Land zu bringen, wo ihn barmherzige Menschen pflegten. Selbst dieser Schiffbruch konnte seine Begeisterung für die Seefahrt nicht mindern. «Die Abenteuerlust, der gute Sold und die Erlaubnis, unterwegs auf eigene Faust Handel zu treiben, liessen alle Bedenken schwinden. Er verdingte sich in Lissabon als Wundarzt neuerdings auf einem holländischen Kauffahrer, mit dem er das ganze Mittelmeer bis in die Levante durchkreuzte und einen siegreichen Kampf gegen fünf Piratenschiffe miterlebte.

Kaum wieder nach Amsterdam zurückgekehrt, trat er 1617 auf einem Kriegsschiff im Dienste der Generalstaaten eine neue Reise an, die ihn drei Jahre von Holland fern hielt. Im Jahre 1612 hatten nämlich die Holländer zum Schutze ihres Handels an der Goldküste [Ghana] einen festen Platz, das Fort 'Nassau' erbaut. Dessen Besatzung als Feldscher zu dienen, war Brauns neue Aufgabe. Er fand bei seinem Eintreffen eine von Fieber geplagte, rohe Soldateska vor. Angesichts der trostlosen Zustände wäre er am liebsten wieder weggefahren. Aber sein starkes Pflichtgefühl hiess ihn bleiben, zumal der dortige alte Wundarzt dem Klima erlegen war und es schon lange an 'Hülff und Rat wegen der Kranken gemanglet' hatte. Nach Kräften legte Braun Hand an. Das Bewusstsein seiner Unentbehrlichkeit, das Entgegenkommen des ihm wohlwollenden Kommandanten und noch andere Vorteile, die er genoss, söhnten ihn bald mit seiner Lage aus. In der sicheren Obhut der holländischen Festung fand er auch Musse über Land und Leute, über die Tier- und Pflanzenwelt jener Gebiete Aufzeichnungen zu machen, die ihren Verfasser als scharfen und klugen Beobachter erkennen lassen.»²

Im Herbst 1621 kehrte Samuel Braun endgültig zurück in seine Heimat. Als sesshafter Bürger seiner Vaterstadt übernahm er das Amt eines Spitalchirurgen. Jetzt fand er auch Zeit, seine Reiseerlebnisse und -erfahrungen schriftlich festzuhalten und in Druck zu geben «damit also jhro viel sich darinnen erlustigen möchten». Er habe sich allerdings, heisst es im Begleitwort eines Freundes, «nach seiner angeborenen bescheidenheit» lange geziert, «endlich aber sich bewegen lassen / besonders weil er nichts von hör-sagen / sondern auss eigener Erfahrung geschrieben habe».³

Anmerkungen

- 1 Paul Kölner: Basels ältester Afrikareisender, in: ders.: Anno dazumal. Ein Basler Heimatbuch, Basel: Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartements Basel-Stadt, 1929, S. 389–392, hier S. 389f.
- 2 Ebd., S. 390f.
- 3 Samuel Brun, des Wundartzet und Burgers zu Basel, Schiffarten: Welche er in etliche newe Länder und Insulen zu fünff unterschiedlichen malen mit Gottes hülff gethan [...], Basel: Joh. Jac. Genath, 1624.

Benedikt Socin (1594–1664)

Als Gesandter am Hofe Ludwigs XIV.

Paul Kölner schildert Socins Aufenthalt in Paris folgendermassen:¹ «Im September 1663 schloss die Eidgenossenschaft mit Frankreich einen Vertrag, der dem französischen König erlaubte, bis 16 000 Mann Schweizer anzuwerben. [...] Zur feierlichen Beschwörung des neuen Bündnisses begab sich eine Grossbotschaft von fünfunddreissig schweizerischen Abgeordneten mit einem Gefolge von mehr als zweihundert Personen im Spätherbst 1663 nach Paris. Als erster Gesandter Basels wurde dessen Oberstzunftmeister Benedikt Socin dazu abgeordnet. Sein Sohn, Hauptmann Emanuel Socin, der als Aufwärter und Zahlmeister in des Vaters Gefolgschaft die Reise mitmachte, legte später seine Eindrücke schriftlich nieder. Sie zeigen anschaulich, wie die französische Regierung durch festliche Veranstaltungen, prunkvolle Gastereien und kostbare Geschenke die Schweizer zu blenden und zu gewinnen wusste. [...]

Die erste Woche des Pariser Aufenthaltes ging mit rauschenden Festlichkeiten und Staatsvisiten vorüber. Gastmahl folgte auf Gastmahl; eines überbot das andere an Pracht und Überraschungen. Jedesmal wurden die Herren Gesandten in etwa fünfzig Karossen abgeholt. Dem Besuche beim Bruder des Königs ging die ernsthafte Beratung voraus, ob man mit bedecktem oder unbedecktem Haupte vor ihm erscheinen wolle. Die Mehrheit entschied sich für letzteres. Nichtsdestoweniger behielt der Vertreter Uri den Hut auf. Die Basler folgten seinem Beispiel; jedoch nur schüchtern, indem sie sich an das Ende des Saales zurückzogen.

Die wichtigste Audienz war die bei Ludwig XIV. selbst im Königspalaste des Louvre. Die Gesandten mussten sich durch ein ausserordentliches Gewühl von Edelleuten hindurcharbeiten. Mehrere der etwas schwerfälligen Schweizer wurden dabei das Opfer von Taschendieben und Beutelschneidern. Einem Zürcher wurde sein Sackührlein, einem anderen seine Börse 'entfremdet'!

Stehend hörte der junge, stolze 'roi soleil', umgeben von seinen geistlichen und weltlichen Würdenträgern, die Ansprache des greisen Zürcher Bürgermeisters Joh. Heinr. Waser, des Sprechers der Eidgenossen. Auch der Königin, ja sogar dem zweijährigen Dauphin machten die Schweizer ihre Reverenz. Das Knäblein erschrak anfänglich nicht wenig über die langen, eisgrauen Schweizerbärte, liess sich aber schliesslich die Hand küssen und stammelte 'ami'.

Neuerdings wurden die Gesandten gewaltig gastiert. Beim Marschall von Grammont ging es besonders lustig zu, als dieser ihnen 'ein kurzweiliges Schauspiel durch einen berühmten Komödiant, namens Molière, fürstellen liess'. Die biedern Schweizer legten einen Taler zusammen, als Trinkgeld 'für den Possenreisser'.

Endlich, Sonntags, den 18. November 1663, schritt man zum Bundesschwur. Bei Tagesanbruch donnerten von der Bastille und den Pariser Festungswällen die Geschütze. Dann holte man in fünfzig Kutschen die Ambassadoren und ihr Gefolge zur Notre Damekirche. Truppen standen Spalier. Mit Trompeten und Heerespauken



Johann Heinrich Waser an der Spitze der eidgenössischen Delegation am Hof Ludwigs XIV. Gemälde von Adam Frans van der Meulen (1632–1690).

hielt der König, seine Familie und der Hofstaat den Einzug in den Dom, worauf auch die schweizerischen Gesandten an ihre Plätze geführt wurden. Nach gefeierter Messe schritten die Eidgenossen in feierlichem Zug zum Chor, in dessen Mitte der König in schwarzseidenem, silberbesticktem Kleid auf einem mit Samt bedeckten Thron sass. Auf rotem Samtkissen wurden die besiegelten Bundesbriefe emporgehalten und ausgetauscht. Bürgermeister Waser hielt auf deutsch eine Rede, dass die Gesandten aller Orte gekommen seien, um mit feierlichem Schwur das geschlossene Bündnis zu bekräftigen. Die Ansprache des Zürchers wurde dem König verdolmetscht und in einer Gegenrede durch den ältesten Minister verdankt. Hierauf ergriff Ludwig XIV. selbst das Wort. Als bald breitete der Grossalmosenier von Frankreich ein Evangelienbuch auf samtenem Kissen vor dem König aus, und jeder der Gesandten legte der Ordnung nach seine Rechte darauf. Das Gleiche tat zum Schlusse der König mit dem Versprechen, den Vertrag steif und fest zu halten.

Nach der kirchlichen Feier waren die Eidgenossen im Palaste des Erzbischofs von Paris zu Gaste. Inmitten des Mahles erschien der König an der Tafel, trank auf aller Bundesverwandten Gesundheit und erging sich mit Einzelnen huldvoll im Gespräch. Die Königin und ihre Ehrendamen sahen von einer Tribüne herab den tafelnden Fremden zu. [...]

Zum Abschied liess der König noch Geschenke austeilen. Jedem Ehrengesandten der dreizehn Orte wurde eine vierfach goldene Kette mit daranhängender Medaille überreicht; sie zeigte auf der einen Seite das Bild des Königs, auf der andern den Bundesschwur. [...].»

Anmerkungen

- 1 Paul Kölner: Beim Sonnenkönig, in: ders.: Anno dazumal. Ein Basler Heimatbuch, Basel: Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartements Basel-Stadt, 1929, S. 220–223.

Rudolf Wettstein (1594–1666)

Wie ein Diplomat anno dazumal reiste

Der Bundesbrief von 1501 auferlegte der RheinStadt Basel, deren diplomatische Geschicklichkeit von den Eidgenossen geschätzt wurde, die Pflicht des sogenannten Stillesitzens. Bei Zwistigkeiten innerhalb des Bundes hatte die Stadt neutral zu sein; ihre Aufgabe war es zu vermitteln. Und so kommt es nicht von ungefähr, dass es ein Basler war, der nach dem Dreissigjährigen Krieg im Westfälischen Frieden von 1648 die Eidgenossenschaft vertrat. Seine Beglaubigung war allerdings vorerst nur von den reformierten Orten ausgestellt, der Auftrag jedoch betraf die ganze Eidgenossenschaft; sie sollte als Gesamtheit in den Friedensvertrag aufgenommen werden, und das erreichte Wettstein dank seines schlichten, kenntnisreichen und geschmeidigen Auftretens. In einem minutiös geführten Tagebuch hielt der Basler die Umstände dieser Mission fest; wir zitieren die Bearbeitung René Teutebergs.

Die Reise nach Münster

«Den 4. Dezember Anno 1646 bin ich auf Befehl meiner gnädigen Herren, der evangelischen Orte der Eidgenossenschaft, in Gottes Namen von Basel nach Münster und Osnabrück abgefahren in einem gedeckten Schiff zusammen mit Vetter Rudolf Burkhard, Ratssubstitut [...] mit Hans Jäcklin, dem Kurierreiter, und Hans Horn von Seehausen, der vorher Quartiermeister gewesen ist, und mit meinem Sohn Friedrich. Wir sind also mit dem Geleit Gottes morgens um sieben Uhr abgefahren. [...] Ich bin am 18. Dezember nach überstandenen acht oder fast neunstündigem, bösem Weg in Münster glücklich angelangt. Am 19. haben wir um Losament Nachfrage gehalten. [...] Gestern hat man mir eines gezeigt, das schlecht ist. Für drei Betten, sechs Tischlaken und zwölf Tüchlein fordert man monatlich 25 Reichstaler.»¹

Die Fahrt nach Osnabrück (Frühjahr 1647)

«Nachdem ich mit der Hauswirtin abgerechnet, bin ich mit meinen Burschen aufgebrochen, auf einem langen Wagen oder Karren mit einem grünen alten Wachstuch samt der Bagage, und man hat in Osnabrück wohl sehen mögen, dass es nicht gerade der stattlichsten Gesandten einer sein müsse. Der einzige Vorteil ist gewesen, dass ich wegen des Ausweichens der Kutsche oder ob ich rechts oder links fahren solle, nicht viel habe zanken müssen.» Auch in Osnabrück gefiel es Wettstein nicht sonderlich gut: «Es ist dem Land Kanaan nicht ungleich. Wie jenes von Milch und Honig geflossen, so dieses von saurem Bier und versalzener Butter und Speck. Es geht niemandem besser als meinen Stiefeln.»²

Ein Arbeitstag

«4. Februar 1647. Habe ich den ganzen Morgen von fünf Uhr an bis abends um fünf Uhr geschrieben. Habe Briefe bei beiden Postauslieferungen empfangen [er zählt elf



Epitaph von Bürgermeister Wettstein im Kreuzgang des Basler Münsters.

Doch nicht nur «Äusserlichkeiten» und Etikettfragen beeinträchtigten offensichtlich die Sisyphusarbeit Wettsteins. Er litt auch unter grausamen «Leibesindispositionen»: «Kurz vor Münster habe ich die ganze Nacht sehr grosse Schmerzen von Podagra [Gicht] erlitten, so dass am andern Tag mit Jammer und Schreien in die Stiefel und aufs Pferd kommen bin.» Wettstein fand Kraft im Glauben: «Wenn ich bedenke, wie ich beschaffen, hätte ich wahrlich Ursach zu schreien 'Herr bleib bei mir, es will Abend werden', welches zwar mein täglich Gebet, aber da sich etwas Ungeduld einmischen will, bete ich auch 'Halte dem Herren und weigere dich nicht seiner Züchtigung'.»⁶

Wettsteins ehrenvolle Grabinschrift im Münsterkreuzgang lässt nur zwischen den Zeilen erahnen, unter welch prekären Umständen – äusseren wie auch inneren – der grosse Basler seine Mission zu Ende führte, denn, so bemerkte er, «das basili-sche Ei wollte gar lange nicht ausgebrütet werden».⁷

Anmerkungen

- 1 René Teuteberg: Johann Rudolf Wettstein, in: ders.: Berühmte Basler und ihre Zeit – sieben Biographien. Ein Volkshochschulkurs an der Universität Basel im Wintersemester 1976, Basel: Birkhäuser, 1976, S. 44–62, hier S. 53–56.
- 2 Ebd., S. 56.
- 3 Ebd., S. 56f.
- 4 Ebd., S. 56.
- 5 Ebd., S. 57.
- 6 Ebd., S. 56.
- 7 Ebd., S. 57.

Johann Jakob Hoffmann und Isaak Fäsch (1687–1778)

Eine Odyssee

Reisen kann gefährlich sein – das hat uns gerade neulich das Schicksal der bei der italienischen Mittemeerinsel Giglio gekenterten «Concordia» vor Augen geführt; ein Exempel bietet auch die Geschichte einer Meeres-Odyssee aus dem Jahr 1735: Isaak Fäsch trat, wie viele junge Männer, schon früh in fremde Kriegsdienste ein. Er machte rasch Karriere und wurde Adjutant Prinz Eugens (1663–1736), des erfolgreichen österreichischen Feldherrn und Staatsmannes. Später trat er in die Dienste der Generalstaaten (Holland). Nächste Station war die holländische Insel St. Eustachius in Westindien, wo er Ende 1735 den Posten eines Gouverneurs antrat.

In Begleitung einiger Soldaten und seines Sekretärs Johann Jakob Hoffmann, der später die mehr als sechs Monate dauernde Reise ausführlich beschrieben hat, trat er die Fahrt an die neue Wirkungsstätte an. Wir übernehmen den Text, so wie ihn Paul Kölner überarbeitet hat:¹

«Am 19. Dezember langten wir bei besagtem Hafen an und begaben uns auf unser Schiff 'Oostrat' genannt. Seine Equipage bestand aus dem Kapitän, dem Steuermann, sieben Matrosen und drei Schiffsjungen. Das Unglück wollte, dass wir also eingeschifft am Ort blieben bis zum 10. Februar, da wegen des heftigen Unwetters kein Schiff auslaufen konnte. Als die Stürme sich endlich legten, säumte man keinen Augenblick, sich zur Abreise anzuschicken. Es war eine Flotte von 150 Schiffen, die nach allen Teilen der Welt fuhren. Gegen Abend schied man unter dem Getöse der Kanonen von einander.

Begünstigt vom Wind, hatte unser Segler nach fünf Tagen die Nordsee und die Küsten Englands und Frankreichs passiert. Auch in der Spanischen See hielt der gute Wind an, so dass wir uns für die glücklichsten Menschen der Welt schätzten, in so kurzer Zeit fortzukommen und keinem einzigen Seeräuber von Marokko zu begegnen, die sonst auf der Höhe von Madeira kreuzen. Auch weiterhin blieben uns Wind und Wetter hold, und wir hofften bei so guter Fahrt bald in Sicht von Land zu kommen. Es würde auch nicht gefehlt haben, wenn wir erfahrenere Schiffsoffiziere an Bord gehabt hätten. Da diese gottlosen Schelme aber befürchteten, allzufrüh auf St. Eustach anzukommen, fanden sie es für gut, sich nordwärts zu wenden, um die Reise zu verlängern und dadurch ihren Sold zu vermehren.

Nach vierzehn Tagen waren wir höchst verwundert, noch nirgends Land zu ersehen. Wir redeten darüber mit dem Kapitän und dem Steuermann; allein sie antworteten uns trotziglich, wir hätten uns nicht in ihr Amt einzumischen. Dergleichen Worte nimmt man zur See nicht so genau, denn weil die Seefahrer allzumal Trunkenbolde sind, so fragen sie auch der Höflichkeit nicht viel nach. Nach Sonnenuntergang stiegen Kapitän und Steuermann auf den grossen Mastbaum, um selbst Ausschau zu halten. Sie kamen beide sehr bestürzt herunter, weil sie weder Sand noch Land erblickt hatten. Das bekümmerte uns nicht wenig. So gingen wieder zwei Tage vorbei ohne Anzeichen von Land. Auf unser Drängen bekannte der Kapitän,

sich nicht mehr recht auszukennen, wir seien wohl zu weit nordwärts gefahren. Der Gouverneur Philips konnte sich nicht enthalten, ihm und dem Steuermann derb die Wahrheit zu sagen; er schalt sie untauglich, auf See ein Kommando zu führen, wohl aber seien sie des Galgens wert. Das Schimpfen half uns aber nichts. Vielmehr galt es, uns so gut als möglich aus dem Sumpf zu ziehen. Lebensmittel und Wasser fingen an zu mangeln, obschon wir seit acht Tagen uns und das übrige Volk auf eine Tagesration von einem Schoppen Wasser gesetzt hatten. So konnten wir es nicht wagen, ohne Wasser und Proviant die Gegend zu verlassen, aus Besorgnis, in die grosse Windstille auf dem Meer zu geraten und elenderweise umzukommen. Andererseits war es gewagt, auf einer der spanischen Inseln zu landen, in deren Nähe wir uns befinden mussten, da wir zu gewärtigen hatten, von Seeräubern angegriffen oder von den Einwohnern von Puerto Rico gefangen genommen zu werden. Nachdem wir darüber beraten, ging der Beschluss doch einhellig dahin, zu versuchen, auf Puerto Rico einige Fässer mit Wasser zu füllen, koste es, was es wolle.

Den 6. Mai langten wir glücklich auf der Mittagseite vor dieser Insel an, die eine der schönsten ist, welche die Spanier in dieser Gegend haben. Sie ist aber sehr schlecht angebaut, da sie der gemeine Aufenthalt der Freibeuter und dergleichen Gesindels ist, das zur Arbeit wenig taugt und sich lediglich vom Rauben nährt. Um uns so wenig als möglich bemerkbar zu machen, blieben wir eine halbe Meile vom Land ohne Anker zu werfen, fertigten ein Boot mit einem Unteroffizier und fünf Mann ab. Als das Schiffelein zu Land gekommen, stiessen unsere Leute auf etliche bewaffnete Spanier, verstärkt durch eine Schar Schwarzer. Unser Korporal brachte seine Bitte vor. Aber der Anführer der Spanier erklärte, dass wir weder Lebensmittel, noch Wasser von ihm zu erwarten hätten. Es sei Gebot des Königs, keinem fremden Schiff Aufenthalt und Proviant zu gewähren. Gleichwohl gab er unsern Gesandten, die vom starken Rudern sehr erhitzt waren, einen Zuber voll Wasser, etliche Feigen und andere Früchte. Unverrichteter Dinge kehrten unsere Leute an Bord zurück, und uns blieb nichts anderes übrig, als weiter zu segeln. Andern Tags traf uns ein neues Verhängnis, indem ungefähr vier Meilen von Puerto Rico das Schiff durch ungeschicktes Steuern auf einer Sandbank festfuhr. Nachdem wir uns vom ersten Schrecken erholt hatten, bemühten wir uns, das Schiff wieder in Bewegung zu bringen. Wir warfen alles Eisenwerk ins Meer. Die Geschütze legten wir von einem Bord auf das andere, um das Schiff bald auf diese, bald auf jene Seite neigen zu machen. Nach fünf Stunden angestrengtester Arbeit gelang es uns, das Fahrzeug wieder flott zu bekommen. Da wir fast kein Trinkwasser mehr hatten, blieb uns nichts anderes übrig, als das nächste Land anzulaufen. Das war die Insel Mona, vor der wir am 8. Mai, gegen Mitternacht anlangten. Ich setzte mich mit dem Gouverneur Philips in ein Boot, um beim Mondschein auf den Schildkrötenfang zu gehen; doch konnten wir wegen der starken Brandung nicht landen. Wir verschoben unsern Anschlag auf die Tagesfrühe. Das unbewohnte Eiland mit aller Gattung Früchte und Getier lockte uns sehr, auf die Jagd zu gehen. Ich war der erste an Land mit unsern Bedienten; die andern folgten nach. Wir erlabten uns an den köstlichen Früchten, und da jeder mit einer guten Flinte versehen war, fiel die Jagd sehr reich aus, besonders an Geflügel. Aber vergeblich suchten wir nach Wasser. Schliesslich

entdeckten wir einen Tümpel, in dem ein toter Ochse lag. Aus der Not eine Tugend machend, tranken wir von der schlechten, halb salzigen Flüssigkeit.

Mittlerweile war es Zeit, sich wieder an Bord zu begeben. An alle Matrosen und Soldaten erging der Befehl, sich nicht zu verweilen. Indem erhob sich unter ihnen Händel, da sie eben in die Boote steigen sollten, so dass sie sich eine halbe Stunde lang nach Lust miteinander prügeln. Die Soldaten blieben Meister, jagten die Bootsknechte zu Schiff und folgten ihnen alsobald nach. An Bord wollte das Schiffsvolk den Streit von neuem beginnen; doch gelang es, die Mannschaft zu beschwichtigen. Den Matrosen befahl der Kapitän, vor Tagesanbruch wieder an Land zu gehen, um Wasser zu holen; nur zwei Schiffsjungen blieben zur Bedienung des Schiffes zurück. Beim Morgenessen fragte man den Kapitän, warum er dies getan, ob er nicht daran gedacht hätte, wir könnten von Ungewitter oder Seeräubern überrascht werden. Aber er machte sich nichts aus unsern Sorgen, bis das Unglück da war. Denn wie ich nach dem Morgenimbiss auf Deck spazierte, erschien in der Ferne ein Segel, das mit vollem Wind auf uns zukam. Dies machte unsern Kapitän ganz bestürzt. Er ward bleich wie der Tod. Wir feuerten einen Kanonenschuss ab, unsere Mannschaft herbei zu rufen, um uns unter Segel zu wehren, falls man uns angreifen sollte.

Unterdessen nahte das fremde Schiff mit halbem Segel und liess die englische Flagge wehen, um uns recht zu hintergehen. Als es unsere Schwachheit merkte, und sah, dass die am Ufer Weilenden wegen der starken Flut nicht rasch genug zu Hilfe kommen konnten, stellte es sich einen Kanonenschuss vor uns, änderte die englische Flagge in die spanische und brannte gleichzeitig seine Geschütze auf uns ab. Wir erkannten nun, dass wir es mit einem Freibeuter zu tun hatten. Er schickte sich an, uns die zweite Ladung zu geben. Da wir nur neun Mann an Bord waren, blieb uns nichts andres übrig, als unsere Flagge zu streichen und uns den furiosen Bösewichtern gefangen zu geben. Der Spanier hatte bei 95 streitbarer Männer an Bord, deren man ein Teil bei uns für Teufel ausgäbe. Sie stiegen auf unser Schiff, brachen alle Kisten und Koffer, raubten und plünderten nach Belieben, warfen alles Schiffszeug, Briefe und Papier ins Meer, zogen uns bis auf das Hemd aus und zwangen uns, auf ihr Schiff überzugehen.

Nachdem uns der Freibeuter vierzehn Tage lang auf seinem Schiff behalten, wo wir von den Läusen und Ratten halb gefressen wurden, setzte er uns bei der Insel San Domingo an Land. Unter Bedeckung von zehn bewaffneten Eingeborenen mussten wir nun nach der Stadt San Domingo marschieren, die vierzig Meilen von unserem Landungsplatz entfernt lag. Ich hatte nichts auf mir als ein blaues Hemd, leinene Hosen und einen Strohhut, aber weder Strümpfe noch Schuhe. Zu unserer Zehrung gaben uns die Spanier nichts als ein paar halbfaule Maniokwurzeln, die in jenem Land als Brot dienen. Mit diesem kläglichen Vorrat schickten sie uns fort. Das waren ja Schelme!

Den ersten Tag überstiegen wir einen hohen Berg, was ein hartes Stück für mich bedeutete, da ich niemals barfuss gegangen war. Es kam mich umso schwerer an, es zu lernen, weil die Erde sehr brannte und die Wege rauh und hart waren. Nach fünf Tagesmärschen langten wir vor der Stadt an. Meine Füße waren entsetzlich zugerichtet, hoch geschwollen und von kleinen giftigen Tierlein zerstochen.

Man führte uns nun in den Palasthof des Gouverneurs und gab uns Wasser zur Erquickung. Hernach brachte man uns auch etliche Platten frischen Fleisches und Reis, bis wir genug hatten. Während wir es uns schmecken liessen, kam der Gouverneur mit seinen Offizieren. Ich machte einem hohen Offizier ein Kompliment, redete ihn auf französisch an, das er verstand, gab mich für einen Anverwandten des Gouverneurs Fäsch aus und erzählte ihm mein Unglück. Er bemitleidete meinen Zustand sehr, liess mich in sein Haus führen, verschaffte mir alle Bequemlichkeiten und die notwendigen Arzneimittel zu meiner Genesung. Auch liess er mir Kleider machen, dass ich mich zeigen durfte.

Nach zwei Tagen langten auch die Gouverneure Fäsch und Philips an: sie waren, ihrem Rang entsprechend, von Anfang an gut behandelt worden und wurden vom spanischen Befehlshaber mit aller Auszeichnung empfangen. Er bedauerte ihr und mein Missgeschick und liess es an nichts fehlen, um uns so bald als möglich nach unserer Insel St. Eustach gelangen zu lassen. Von ihm mit einem Geleitsbrief versehen, verliessen wir nach vierzehn Tagen San Domingo. Wir mussten uns leider einem alten Kasten anvertrauen, da wir kein anderes Schiff haben konnten. Kaum waren wir in See gestochen, so überfiel uns ein furchtbarer Sturm, dass wir uns jeden Augenblick des Todes versahen. Zum Glück trieb uns der Wind von der Küste weg, sonst wären wir unfehlbar gestrandet. Mit Mühe und Not ging unsere Fahrt von dannen; oft war das Schiffsvolk Tag und Nacht mit Pumpen beschäftigt, da das Schiff im Sturm ein Leck erhalten hatte. Nicht genug daran, kam uns neuerdings ein spanischer Seeräuber in die Quere. Als wir ihm aber unsern Geleitbrief vorwiesen, respektierte der Freibeuter diesen so sehr, dass er uns sogar Lebensmittel verehrte, die er eben zuvor einem gekaperten englischen Schiff abgenommen hatte. Ja, wir mussten sogar auf seinem Schiff speisen. Die Mahlzeit wurde aber unterbrochen wegen eines Schiffes, das sich in der Ferne zeigte. Unser Gastgeber fuhr eiligst davon, um auf dasselbe Jagd zu machen.

Endlich am 29. Juni 1736 landeten wir glücklich auf St. Eustach, das wir so lange gesucht hatten. Man hatte uns für verloren gehalten. Unbeschreiblich war die Freude, mit der uns die Einwohner empfingen. In Begleitung des Rates und der bewaffneten Einwohnerschaft führte man uns in die Festung, wo unter Kanonendonner die Bürgerschaft dem neuen Gouverneur Fäsch den Eid der Treue ablegte.»

Anmerkungen

- 1 Paul Kölner: Irrfahrten zweier Basler, in: ders., Anno dazumal. Ein Basler Heimatbuch, Basel: Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartements Basel-Stadt, 1929, S. 394–400.

Leonhard Euler (1707–1783)

Basels «verlorener Sohn»

Der Mathematiker Leonhard Euler ist Basler und doch nicht Basler: Zwar verbrachte er hier seine Jugend und Schulzeit, doch 1727 erhielt er einen Ruf an die Petersburger Akademie. Er nahm ihn an und kam niemals mehr in die Schweiz zurück. 1741 folgte er einem Ruf Friedrichs des Grossen an die Akademie der Wissenschaften in Berlin und kehrte 1766 nach Petersburg zurück. Emil A. Fellmann meint dazu: «Euler scheint sich in Russland rasch und gut eingelebt zu haben und nicht so sehr [...] dem Basler Heimweh unterworfen gewesen zu sein. In seinem Brief, den er am 25. Mai 1734 an seinen Vater nach Basel schrieb, ist sogar ein gewisser Groll nicht zu überhören (die Orthographie ist beibehalten): '... Sollten wir allhier Kinder bekommen, so werden dieselben gleich als Bürger des hiesigen Reiches angesehen. Und würden schwerlich jemals werden Lust haben noch Erlaubnuss bekommen sich in Basel zu etabliren. Dann Leute so hier aufgezogen worden, können sich unmöglich an einen andern Ort am allerwenigsten aber nach Basel schicken. Hieher sucht man mit allem Fleisse Leute herzuziehen, und thut ihnen allen Vorschub zu einem ehrlichen auskommen. Wer wollte dann noch Gelt geben, dass er in Basel frey darben dorfte ...' Dennoch bemühte sich Euler später stets [...], alle seine Kinder in Basel einbürgern zu lassen. Übrigens zeigte sich die Stadt Basel ihrem grossen Sohn gegenüber schon damals keineswegs so gleichgültig: nach Johann Bernoullis Tod (1748) berief man ihn als dessen Nachfolger auf den mathematischen Lehrstuhl. Dass Euler ablehnte, ist angesichts seiner hohen Position in der Preussischen Akademie und seines Wirkungskreises in der 'grossen Welt' verständlich. Auch der Verlockung, seine Eltern, den verehrten greisen Lehrer Johann und den Freund Daniel Bernoulli, in Basel zu besuchen, musste er widerstehen. Johann Bernoulli schrieb Euler am 1. September 1741, nachdem dieser sein neues Domizil in Berlin bezogen hatte (Übersetzung aus dem Lateinischen): '...Übrigens war es höchst erfreulich, Ihrem neuesten, von Berlin datierten und vorgestern erhaltenen Brief entnehmen zu können, dass Sie mit Ihrer Familie am neuen Domizil sehr glücklich angekommen sind. Dazu gratuliere ich Ihnen herzlich und wünsche sehr, dass alles ganz nach Ihrem Sinn herauskommen wird. Aber ich beglückwünsche auch mich selbst, dass Sie uns näher gekommen sind und dadurch die künftige Hoffnung aufleuchtet, dass Sie irgend einmal einen Ausflug hieher machen, um die Eltern und Freunde zu begrüßen. Dass dies noch vor meinem Tod geschehen möge, ist mein brennendster Wunsch ... Nun bleibt mir für diesmal nichts weiter übrig, als Sie, höchst ersehnter Freund, aus der Ferne im Geiste zu küssen, bis ich dies – wenn es Gott gefällt – aus der Nähe tun kann. Leben Sie wohl, wieder und wieder.' Euler konnte nicht kommen, und als er 1751 – nach dem Tod seines Vaters – die Mutter nach Berlin nahm und sie in Frankfurt abholte, verzichtete er auch auf einen Abstecher nach Basel.»¹

Anmerkungen

- 1 Emil A. Fellmann: Leonhard Euler, in: Leonhard Euler 1707–1783. Beiträge zu Leben und Werk, Gedenkband des Kantons Basel-Stadt, Basel/Boston/Stuttgart: Birkhäuser, 1983, S. 13–98, hier S. 81.

Isaak Iselin (1728–1782)

In philosophischer Audienz bei Rousseau

Ist es nicht schön, dass auch Isaak Iselin selbst, dem wir ja letztlich die Publikation dieser Reiseanthologie zu verdanken haben, ein Reisender war. Ein erstes Reise- und Studienjahr führte ihn 1747/48 nach Göttingen, wo er der Wissenschaft des Jahrhunderts in grossartiger Entfaltung begegnete. René Teuteberg beschreibt die Atmosphäre, die Iselin dort erwartete: «Neben den deutschen Koryphäen für Völkerrecht, Philosophie, Theologie – die besten, die man in ganz Deutschland findet, meint Iselin – lehrte dort der berühmteste Schweizer des 18. Jahrhunderts, der Berner Albrecht von Haller (1708–1777). Man verehrte ihn als den universellsten Geist seiner Zeit hoch, hatte er doch nach der Medizin noch Mathematik und Botanik studiert, ein grosses Gedicht 'Die Alpen' geschrieben und als Schriftsteller in politischen, moralischen und religiösen Themen gegläntzt. All diese Gelehrsamkeit stürmte auf den jungen Basler geradezu herein und schreckte ihn auf.»¹ Eine zweite Auslandsreise – sie dauerte allerdings nur wenige Monate – führte Iselin 1752 nach Paris, wo er zusammen mit seinem Pensionsvater, Herrn Albrecht, vom bedeutenden Schriftsteller und Diplomaten Friedrich Melchior Baron von Grimm zum Mittagessen eingeladen wurde. Bei diesem Essen trifft er auf Jean-Jacques Rousseau, den neben Kant bekanntesten Philosophen der Zeit. Dank Iselins minutiös geführtem Tagebuch sind wir über diese Begegnung bestens orientiert:

«'Als wir eintraten, sahen wir einen kleinen Menschen, der gar kein gutes Aussehen hatte und schlecht und ohne Geschmack gekleidet war. Herr Albrecht meinte zuerst, es wäre der Schneider des Hausherrn, bis Herr Grimm sagte, er wäre froh, dass er uns könne mit Herrn Rousseau speisen machen.' Zuerst singt Herr Rousseau, während Herr Grimm am Klavier eine kleine Oper spielt. Aber beim Essen unterhalten sie sich über das zentrale Thema des 18. Jahrhunderts. 'Herr Rousseau ist ein grosser Freund der Gleichheit der Stände. Als ich ihm sagte, dass bei uns alles in einer vollkommenen Gleichheit wäre, bot er mir die Hand: 'Touchez-la, Monsieur', sagte er, 'je suis charmé d'apprendre qu'il y a encore une république dans ce monde.' Als der kritische Iselin noch einige Präzisionen zu dieser Gleichheit der Stände in Basel gab, fand sie Rousseau 'nicht mehr so republikanisch'. Zu den Ideen Rousseaus von der Gleichheit, die unter den Menschen zu verwirklichen möglich sei, meinte Iselin: 'Ich weiss aber nicht, ob es nicht platonische Projekte seien.' Dann sprang das Gespräch zu andern wichtigen Themen der Zeit über. Bekanntlich ist Rousseau 1750 durch seinen Discours über den Einfluss der Wissenschaften und Künste auf die Sitten berühmt geworden. Er machte die Wissenschaften für den Niedergang der Moral verantwortlich. Hier setzte ihm Iselin seine Ideen entgegen. 'Als ich Herrn Rousseau sagte, die Reichtümer und andere Ursachen wären mehr an dem Verderbnisse schuld als die Wissenschaften, antwortete er, das wäre eben die Sache, diese Herren nisteten sich nirgendwo ein, als wo sie reiche Leute finden.' Iselin entgegnete, Rousseau sei undankbar gegen die Gelehrtenwelt. Darauf Rousseau: 'Der ge-

Johann Ludwig Burckhardt (1784–1817)

Der erste Basler Orientalist

«Ein Basler namens Scheich Ibrahim ...»: so titelte die Neue Zürcher Zeitung im Dezember 2012, als Basel die Wiederentdeckung der Nabatäerstadt Petra durch ihren Mitbürger Johann Ludwig Burckhardt mit einer Ausstellung feierte. Wer war dieser Basler Scheich?

Johann Ludwig Burckhardt, der Patriziersohn, hatte in London 1808 von der «African Association» den Auftrag zu einer Expedition an den Niger erhalten. Zur Vorbereitung dieser abenteuerlichen Reise härtete er sich körperlich ab, studierte die arabische Sprache und besuchte in Cambridge Vorlesungen in Astronomie, Medizin, Chemie und Mineralogie. Am 14. Februar 1809 schiffte er sich in Malta ein und fuhr nach Aleppo, wo er sich unter dem Pseudonym Sheikh Ibrahim Ibn Abdallah als muslimischen Kaufmann ausgab und seine Arabischkenntnisse verfeinerte. «In den folgenden Jahren erkundete Burckhardt unter seinem arabischen Namen Palmyra, Damaskus und den Libanon sowie heilige Stätten des Islams. 1812 ging er östlich vom Toten Meer vorbei über die Sinai-Halbinsel nach Kairo. Mit einem Schutzbrief des ägyptischen Vizekönigs Muhammad Ali Pascha versehen, folgte er dem Nil aufwärts bis zum nubischen Ort Dongola. Am 22. August 1812 entdeckte er die Stadt Petra (aus europäischer Sicht) wieder. 1814 unternahm er eine zweite Reise nach Nubien und gelangte über Berber nach Shendi und mit einer Kamelkarawane über Taka nach Suakin am Roten Meer. In der nubischen Wüste entdeckte er den versunkenen Tempel von Abu Simbel wieder [...]. Zwischen September und November 1814 hielt er sich in Mekka auf und nahm auch an der Haddsch teil. Aufgrund von Fieberanfällen und der Ruhr musste er bis April 1815 in Medina bleiben. Nicht auskuriert, gelangte er im Frühjahr 1816 wieder nach Ägypten und unternahm eine weitere Reise zur Halbinsel Sinai [...]. Er starb am 15. Oktober 1817 in Kairo. Burckhardt wurde auf eigenen Wunsch unter arabischem Namen auf einem muslimischen Friedhof begraben. Sein Grab ist bis heute erhalten geblieben.» So lautet die dürre lexikalische Lebensübersicht dieses aussergewöhnlichen Baslers, der alle seine ausgedehnten Wüstenreisen in Tagebüchern festhielt und sich dabei zugleich als Journalist, Geograph und Ethnologe zu erkennen gibt.¹

Briefe aus der Wüste

Eine lebendige Illustrationsquelle von Burckhardts Reisen bilden seine zahlreichen Briefe, insbesondere jene, die er an seine Eltern im fernen Basel schrieb. Hier ein Beispiel vom 15. Januar 1811:

«Nach 2 ½ Jahren habe ich endlich die Freude gehabt, wieder Nachricht von Euch zu erhalten [...]. Ich empfieng ihn durch den Österreichischen-Kaiserlichen Konsul. Er war ihm von Constantinopel aus zugeschickt worden [...] Ich habe, seit ich im Juni 1810 an Euch schrieb eine sechs monathliche Reise durch die Wüste nach Palmyra, von dort nach Damascus und nach Baalbec, das Gebirge Libanon, den Fluss



Johann Ludwig
Burckhardt genannt
Scheich Ibrahim,
Gemälde von
Sebastian Gutzwiller,
um 1830.

Jordan und die ganze umliegende Gegend von Damascus gemacht, und bin erst seit 16 Tagen, gerade am Neujahrstage, wieder nach Aleppo zurückgekehrt. Meine Absicht zu Anfang meiner Reise war einige Monathe unter den Zelten der Araber in der Wüste zuzubringen und über Damascus wieder nach Aleppo zurückzukehren. Ich hatte mit einem Anführer der Araber oder Scheikh, einen freundlichen Contract gemacht, mich von hier aus nach Palmyra, den berühmten Ruinen in der Mitte der Wüste, zu führen und von dort mich bis zu den Zelten seiner Leute zu begleiten, die ungefähr 30 Stunden von Damascus sich befanden. Es fand sich aber, dass mein Scheikh eine Canaille war. Seiner Nachlässigkeit hatte ich es zu danken, dass ich 3 Tagreisen von Aleppo, als ich einen guten Freund im Städtchen Hamah besuchen wollte, von den Feinden seines eigenen Stammes angefallen und aller meiner Effecten beraubt wurde. Wir waren einer gegen fünf und sahen leicht ein, dass Gegenwehr unnütz seyn würde. Unsere Feinde begnügten sich uns auszuziehen, doch nicht ganz aufs Hemd, und liessen uns laufen. Das einzige, was mich schmerzte, war eine gute Englische Uhr und eine Magnetnadel. Was meinen Geldbeutel anbetrifft, so hatte ich mich schon auf einen dergleichen Vorfall vorbereitet und selbst auch keinen

Rappen mit mir genommen, sondern mein nöthiges Kleingeld nach Damascus geschickt [...]. Er gab mir einen einzelnen Mann von seinen Leuten, mit dem ich 9 Tage nach meiner Abreise von Aleppo in Palmyra eintraf und dort während 2 Tagen die wunderbaren Ruinen betrachtete. Ja, wir alle kennen das Alterthum als das merkwürdigste Überbleibsel alter Baukunst. In dem bewundernswürdigen Tempel der Sonne und um ihn herum haben sich die Araber häuslich niedergelassen und elende Hütten dort gebaut, welche jedoch mit Gärten und fliessendem Wasser umgeben sind, welcher Anblick in der Mitte der trockenen Wüste äusserst erfrischend ist. Der Scheikh von Palmyra oder Tedmor, welchen Namen die Araber den Ruinen geben, zwang mich, ihm das wenige zu überlassen, was die Araber in der Wüste mir gelassen, so dass ich in einem sehr erbärmlichen Zustande, aber dessen ungeachtet in guter Gesundheit meine Rückreise durch die Wüste nach Damascus wieder antrat, wo ich die Möglichkeit fand, mich von den Mühseligkeiten meiner Reise wieder zu erholen [...].

Nach Verlauf jener Zeit verliess ich Damascus, um die Ruinen von Baalbec oder Heliopolis zu besuchen, welche drei Tagereisen von Damascus am Fusse des Gebirges Libanon gelegen. Ich verweilte mich dort drei Tage, bestieg dann das Gebirge, wo ich interessante Mineralien fand, und welches seit Menschengedenken immer das ganze Jahr hindurch auf seinem Gipfel mit Schnee bedeckt ist, dieses Jahr ausgenommen, welches vorzüglich trocken und warm in hiesiger Gegend war. Ich besuchte die berühmten Cedern des Libanon, von denen auf einem einzigen Häufchen beysammen ohngefähr 600 stehen, elf von welchen durch ihre Grösse und Gestalt muthmassen lassen, dass sie wohl 3000 Jahr alt seyn können. Ich folgte dem Gipfel des Libanon von welchem ich eine ausgedehnte Aussicht über das Meer und die Küste hatte, mehrere Tage, sah dort Gegenden, die eine auffallende Ähnlichkeit mit den Alpweiden hatten, betrat dann das Gebiet der Drusen und verfolgte meinen Weg bis an die Quellen des Jordan, ein Fluss, der unmittelbar an der Quelle ungefähr die Grösse des St. Alban-Dichs hat [...].»²

Burckhardt und die arabische Sprache

Und zum Abschluss noch drei Zitate: Das erste belegt, wie sehr sich Johann Ludwig Burckhardt mit der arabischen Sprache identifizierte, das zweite lässt den unverwüstlichen Basler erkennen, und das dritte wartet mit einer allgemeinen Reiseerfahrung auf.

«Meine Beschäftigung in Aleppo habe ich die ganze Zeit meines Aufenthaltes fast ausschliesslich der Arabischen Sprache gewidmet, und habe es nun darin so weit gebracht, dass ich beynahe alles verstehen und mich gleichfalls, obgleich noch nicht mit Geläufigkeit, verständlich machen kann. Da die Bewohner des Morgenlandes insgemein eine Passion für wunderbare Geschichts-Erzählungen haben, so habe ich letzten Winter die Mühe genommen, die Geschichte von Robinson Crusoe ins Arabische zu übertragen, mit den nöthigen Abkürzungen und Zusätzen, welche der Geist der Sprache und des Volkes nöthig macht. Diese Beschäftigung ist von grossem Nutzen gewesen zur Erlernung der Sprache, und ich nehme mir vor, im folgenden Winter mich auf ähnliche Weise zu beschäftigen [...].»³

«Ich fühle, dass meine Deutsche Sprache sich verwildert. Seit nun beynahe fünf Jahren habe ich selten oder beynahe gar keine Gelegenheit gehabt, sie zu sprechen, und nothgedrungen muss ich jetzt mein Journal und meine Correspondenz in Englischer Sprache halten. Meine Übung im Arabischen, einer Sprache die nicht gesprochen, sondern herausgegurgelt werden muss, wird es mir hoffentlich leichter machen, das Hoch-Zürcherische zu studieren [...].»⁴

«Ich werde nun in wenigen Tagen nach dem Süden abreisen. Es thut mir leid Aleppo zu verlassen, wo ich mehrere vortreffliche Freunde gefunden habe, als Herrn Barker, Herrn von Masseyk, vormahliger holländischer Consul und andere. Ein Reisender sollte ein steinernes Herz haben, um sich nirgends attachieren zu können.»⁵

Anmerkungen

- 1 Wikipediaeintrag 'Jean Louis Burckhardt' (Oktober 2013).
- 2 Johann Ludwig Burckhardt, Briefe aus dem Orient, herausgegeben von Therese Wollmann, Bern: Huber, 2003, S. 27ff.
- 3 Ebd., S. 45.
- 4 Ebd., S. 45.
- 5 Ebd., S. 45

Johann Rosenmund (1802–1895)

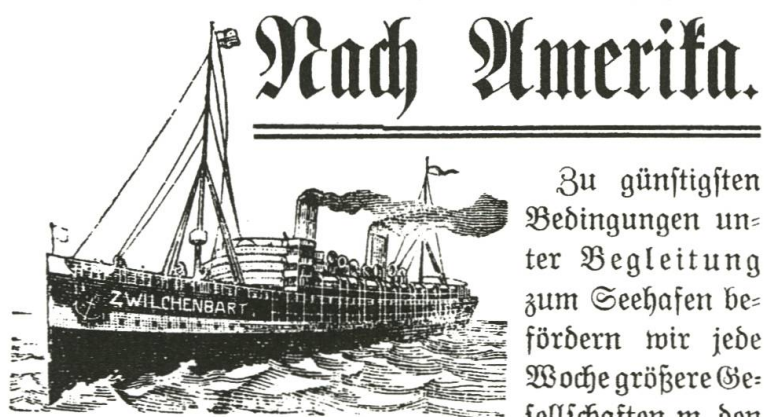
Albert Högler (1858–1930)

Die Überfahrt nach Amerika

Ist die Schweiz heute dank der Personenfreizügigkeit ein Land der Einwanderer, so war das Land bis tief ins 20. Jahrhundert ein Land der Auswanderer. Es waren in den allermeisten Fällen wirtschaftliche Gründe, die zu diesem folgenschweren Schritt führten. So auch im Falle des Johann Rosenmund, der als Metzger grosse Mühe bekundete, seine vielköpfige Familie – sechs Knaben und zwei Mädchen – durchzubringen und darum 1845 auswanderte. Wie so viele andere – in Basel waren es zwischen 1845 und 1855 über vierzig Handwerker. «Die Auswanderungslustigen richteten ihren Blick in erster Linie nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die in Deutschland und in der Schweiz durch zahlreiche Druckschriften aller Art als das 'Land der unbeschränkten Möglichkeiten' angepriesen wurden. Im Vordergrund standen damals die Gebiete östlich des obern Mississippi, die Staaten Illinois, Indiana, Ohio und Wisconsin. Hier konnten arbeitswillige Siedler unter günstigen Bedingungen Land erwerben und eigene Farmen aufbauen, und hier trafen sie auch ähnliche klimatische Bedingungen wie in der Schweiz.»¹

Reisewerbung

Wie orientierte sich Johann Rosenmund vor der grossen Reise? Vielleicht las er das Informationsblatt einer Basler Auswanderungsagentur, das zum Ausdruck brachte, «dass wir uns das Wohl der Auswanderer überall zum Hauptzweck machen». Die Reise von Basel nach Paris erfolgte in der Eisenbahn: «Während der Reise erhalten die Auswanderer eine vorzügliche Kost. In Mühlhausen zum Nachtessen gute Suppe, Rindfleisch, Gemüse und Salat, Brot und ½ Liter Wein, Kinder ¼ Liter, zum Frühstück Kaffee, Milch, Brot und Butter und ein Mittagessen. – In Havre werden sie bis zur Einschiffung in einem ehrbaren Gasthaus logiert und verköstigt. Zur Überfahrt erhalten sie den gehörigen Platz im Zwischendeck des Postschiffes, nebst Bettstelle, Platz in der Küche, Trink- und Kochwasser und Beleuchtung, nötigenfalls Apotheke und eine Krankenbettstelle. Sie haben 200 Pfund Gepäck frei. Die Vorzüge von unsern Postschiffen vor allen andern bestehen darin: 1. Die Abfahrten sind regelmässig und für's ganze Jahr voraus bestimmt. 2. Die Überfahrten sind kurz; die dauern gewöhnlich nur 25, selten mehr als 30 Tage. Daran sind der zweckmässige Bau der Schiffe, die solide innere und äussere Verkupferung, besonders aber die Erfahrungen der Kapitäne schuld. Ihnen steht eine vollzählige Mannschaft mit gebildeten Offizieren zur Seite. Die Zwischendecks dieser Schiffe sind hoch, mit künstlichen, verschliessbaren Luftzügen versehen, breit und hell. Genügend Treppen führen zum Keller und hinauf zum Deck des Schiffes. Die Küchen sind feuerfest; es kann auch bei Sturm darin gekocht werden. Auf Reinlichkeit wird geachtet. Der Kapitän lässt das Schiff täglich waschen und lässt wöchentlich eine Reinigung der



Nach Amerika.

Zu günstigsten Bedingungen unter Begleitung zum Seehafen befördern wir jede Woche größere Gesellschaften m. den

neuesten Doppelschrauben-Schnelldampfern. Auszahlungen nach Amerika franko ins Haus gegen Originalquittung an den Einzahler.

Die älteste und bedeutendste Generalagentur

Zwischenbart

oder deren Agenten

Basel

New York

9 Centralbahnplatz 9

61 Greenwichstreet 61

Einzige Auswanderungsagentur mit eigenem Bureau in New York zur Empfangnahme und Weiterbeförderung ihrer Passagiere.

(H 7128 J)

Annonce der General-agentur Zwischenbart im «Bauernkalender», Langnau 1906.

Zimmer und des Zwischendecks durch die Matrosen vornehmen, womit gesunde Räucherungen verbunden werden. Der Seeproviand, den wir liefern, ist frisch und für die längste Dauer der Fahrt und den grössten Hunger ausreichend. Er besteht aus 40 Pfd. Schiffbrot, 4 Pfd. Butter, 14 Pfd. Schinken, Salz, 5 Pfd. Reis, 5 Pfd. Mehl, 140 Pfd. Kartoffeln, 2 Liter Essig. [...]

Indem wir uns bereitwilligst erbieten, jede gewünschte Auskunft zu erteilen und über Amerika selbst in jeder Beziehung Nachrichten, Adressen usw. mitzuteilen, empfehlen wir uns höflich.

Schweizerische Auswanderer-Anstalt von Beck und Herzog in Basel, am Kohlenberg Nr. 759.»²

Die Seereise

In einem Brief aus Philadelphia vom 14. September 1845 an die «wertgeschätzten Schwäger, Schwestern und Freunde insgesamt» schildert Johann Rosenmund seine Reiseeindrücke: «Mit fröhlichem Herzen ergreife ich die Gelegenheit, Euch zu benachrichtigen. Allererst melde ich Euch, dass wir alle zusammen bisher und jetzt noch vom Kleinsten bis zum Grössten, Gott sei Dank, gesund und vergnügt beiein-

ander uns befinden und die Seereise keinem viel Übel gmacht. Ich will Euch hier die Reise von Le Havre bis hieher wissen lassen.

Den 11. August nachmittags ½ 4 Uhr fuhren wir mir einem der grössten und besten Schiffe namens Jowic (New Yorker Paquet Schiff) aus dem Hafen. Nun folgt mein *Tagebuch*:

11. Aug.: abends widriger Wind.

12. Aug.: schönes Wetter. Wir sehen kein Land mehr. Nachmittags einerseits eine kleine Insel, anderseits Küstenland und sehr viele Schiffe.

13. Aug.: schönes Wetter, aber kalt. Wir passieren die englischen Küsten.

14. Aug.: schön. Wir übersegeln ein mit Soldaten angefülltes Schiff.

15. Aug.: trübes Wetter. Wir sehen heute Fische in der Grösse eines zweizentrigen Schweines.

16. Aug.: wieder Fische. Heute wurde der erste Hammel geschlachtet. Nachmittags liess uns der Kapitän mustern.

17. Aug.: schönes Wetter. Ein Schwein wurde geschlachtet.

18. Aug.: vortrefflicher Wind. Es ging wie auf einer Eisenbahn: je stärker das Schiff läuft, je weniger Bewegung. Wieder Fische.

19. Aug.: guter Wind. Schlechter Appetit, zum Essen wie zum Trinken; konnte weder Wein noch Brantwein riechen. Fische von 10–12 Fuss Länge, Dicke des Leibes wie eines Ochsen, zeigten sich uns, verschwanden aber bald.

20. Aug.: schönes Wetter, kein Wind. Das Meer glich einem stillen, ruhigen See. Wir sahen wieder gleich grosse Fische, sie wurden aber wegen dem Spektakel gleich nicht mehr gesehen.

21. Aug.: morgens kein Wind. Wir blieben auf gleicher Stelle. Auf den Abend starker Wind, die ganze Nacht Sturm, eine unruhige Nacht.

22. Aug.: kein Wind. Langweilig. Wegen letzter Nacht befanden sich viele unwohl.

23. Aug.: schönes Wetter, aber es geht nicht vorwärts.

24. Aug.: sehr schönes Wetter, guter Wind. Das Schiff läuft im Galopp, so dass die Wellen, welche es durchschneidet, aufs Matrosendeck peitschen. Ganze Schwärme Fische, nahe beim Schiff.

25. Aug.: starker Wind. Man kann nicht kochen, noch mit Bleistift etwas schreiben. In der Nacht Sturm, so dass von den Wellen, die es über das Schiff schlug, das Wasser bis vor unser Bett kam. Die Matrosen hatten nicht geschwind genug zugemacht. Wir glaubten, das Schiff müsse zertrümmern, wie es an die Wände schlug.

26. Aug.: guter Wind, aber Riesel und Regen. Man muss eingekerkert unter Verdeck bleiben. Es geht wie über Berg und Tal. Man kann nicht kochen; Käs, Schnaps und Wein ist unsere Küche, den Kleinen ungesalzenen Zwieback.

27. Aug.: schön. Man kann wieder kochen. Seeschwalben begleiten uns. Abends vier Uhr erwarteten wir Sturm; Weiber und Kinder mussten hinunter, wir Mannsleute halfen den Matrosen, die Segel einziehen und ändern, wobei man sich aber in acht nehmen und sich geschwind bücken muss, damit einem die grossen Wellen nicht den Kopf verschlagen.

28. Aug.: schön, kein Wind, desto mehr nachmittags. Nachts 11 Uhr fing es an zu stürmen. Um 12 Uhr vereinigten sich Koch- und Nachtgeschirr und alles, was nicht

fest angebunden war. Die Wellen schlug es wieder bis vor unsere Betten, dreimal, bis zugemacht wurde. Es war eine schreckliche Nacht, aber doch war niemand verzagt. Das Stürmen und Toben des Windes, das Zerreißen einiger grosser Segel, welche man nicht früh genug eingezogen hatte, und das Gebrüll der Matrosen machten furchtbaren Lärm. Ich ging etwa eine Viertelstunde auf das Deck, um das Schauspiel zu sehen, und wäre länger geblieben; aber ich glaubte, die Maste würden brechen, und da wollte ich mich unnötiger Gefahr nicht aussetzen. Wellen kamen wie Schneeberge an das Schiff und schlugen an die Wand und übers Verdeck, dass man glaubte, es sollte nicht widerstehen können.

29. Aug.: stürmisch. Alles war unwohl und blieb in den Betten. Es wurde nicht gekocht und wenig gegessen, und wer aufs Verdeck ging, kam nass herunter.

30. Aug.: schön. Erholungstag, aber kalt. Viele Fische und Vögel. Gestern begegneten uns Schiffe, welche ganz ihre Segel verloren hatten.

31. Aug.: Sturm bis nachts 10 Uhr. Der böseste Tag von allen. Ein mühevoller Monat ist überstanden.

1. Sept.: gestern wäre ich lieber in Basel gewesen. Heute sahen wir Trümmer eines Schiffes vorbei schwimmen.

2. Sept.: kein Wind. Zwei Schiffe nahe bei uns.

3. Sept.: bis Mittag wegen Regen eingesperrt. Abends 7 Uhr wurde ein Fisch mit der Harpune gefangen, wog 120 Pfund, war im ganzen, im Speck und Fleisch und Eingeweide wie ein Schwein beschaffen, der Kopf auch. Er hatte auf jeder Seite 80 spitzige ineinandergehende Zähne, die bloss eineinhalb oder zwei Linien lang waren. Der Fisch wurde an die Luft gehängt und 3 Tage nachher gegessen. Sein Gehirn wog 2 Pfund, so auch sein Herz. Ich könnte noch viel von demselben schreiben, allein die Zeit erlaubt es mir jetzt nicht.

4. Sept.: guter Wind.

5. Sept.: schwacher Wind. Wir hatten wieder einen gleichen Fisch angespiesst, aber der Stiel der Harpune brach, und wäre das Eisen nicht an einem Seil angebunden gewesen, wäre es samt dem Fisch verlorengegangen.

6. Sept.: wir fuhren mit 29 aufgespannten Segeln und sehr gutem Wind.

7. Sept.: abends und nachts Sturm.

8. Sept.: war wieder alles unwohl; doch da Heu und Gras zu schwimmen kam, lächelte alles gleich. Letzte Nacht schlug es 3 Fässer leere Weinflaschen um, dass nicht eine ganz blieb. Faule Erdäpfel, Nachtgeschirr, Pfannen und Kochgeschirr mischte sich, wie es bei Sturm zu gehen pflegt. Man könnte mit den Koffern Schlitten fahren, wenn sie nicht angebunden wären.

9. Sept.: schön, guter Wind. Wir hoffen, bald Land zu sehen. Nachmittags kam ein Pilot zu uns.

10. Sept.: morgens 6 Uhr sahen wir, Gott sei Dank, Land, das Land unserer Hoffnung. Gott erhalte uns wie bis dahin gesund. Gestern waren wir bis spät in die Nacht fröhlich und wollte kein Schlaf in unsere Augen kommen. [...] Wir danken ihm und Euch Freunden allen nochmals für all das Gute, so Ihr an uns getan. Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr kamen wir bis eine Stunde von der Küste. Der Anblick dieser Gegend ist prachtvoll; unsere Augen konnten sich nicht satt sehen; ich habe sehr

viel darüber aufgeschrieben, welches ich Euch einst schreiben werde. Halb 6 Uhr legten wir einen Anker von 60 Zentnern. Die ganze Nacht war die Gegend beleuchtet; es hat sehr viele Leuchttürme und einen Telegraph, welcher sogleich unsere Ankunft meldete.

11. Sept.: morgens waren wir mit etlichen 30 Piloten umgeben, welche die Felsen und Sandbänke aufsuchten. Wir hatten keinen Wind, weswegen uns ein Dampfschiff nach langem Markten, indem der Kapitän demselben 65 Dollars bezahlen musste, in das Eiland führte; sonst wären wir nicht so bald in den Hafen gekommen.

Wir mussten bis den 12. September morgens vor Anker liegen, wo bei einem Zollhaus vorher alles visitiert wurde und wir erst alsdann in den Hafen von New York und landen durften. Tags vorher wurden wir von einem Schiffsarzt gestellt, aber es befand sich von allen, welche auf dem Schiff waren, nicht eines krank und ist keines geworden noch gestorben. In New York war es ein Treiben, Bauen, Fahren und Gewühl von Menschen, Schiffen, kurz, dass einem fast Sehen und Hören verging, indem es dort mehrere 1000 Wagen nur zum Auf- und Abladen braucht, ohne die vielen tausend andern Gefährte aller Art. Kurz, es ist eine schöne Stadt, aber es gefiel uns nicht. Zufällig hatte mir Herr Bernoulli an seinen Herrn [Sohn?] eine Empfehlung mitgegeben, worauf dieser gleich mit mir kam und bei der ersten Bahnlinie von New York bis Pittsburgh accordierte um den niedrigsten Preis, der hier bezahlt wird, und mich dadurch vor Betrug schützte. Ich statue seinen Eltern meinen Dank ab.

Samstag morgen 6 Uhr präzis fuhren wir per Dampfschiff und nachher Eisenbahn in 5 Stunden nach Philadelphia, etwa im ganzen 35 Stunden. Hier konnten wir uns erholen, indem wir sehr gut versorgt waren und die Eisenbahn erst morgen von hier abfährt. [...]

Es grüsst Euch in Freundschaft J. Rosenmund, Metzger.»³

Die Amerikareise eines Baselbieters

Dass auch die Abfahrt in Basel turbulent sein konnte, zeigt eine Schilderung des Baselbieters Albert Hägler: «Es war im Jahre 1881, als unser fünf Burschen beschlossen, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, um dort unser zukünftiges Glück zu suchen. Am 18. September reisten wir in Titterten ab. Ein lieber Kamerad führte uns mit dem Fuhrwerk bis Basel, wo wir bereits vor acht Tagen unsere Reisekosten bei der Agentur Zwilchenbart bezahlt hatten. Wer beschreibt das Chaos, das wir vor dem Hause der Reiseagentur in Basel antrafen! Ein bekränzter Wagen, voll von Auswanderern aus dem Fricktal, war gerade angekommen. Ein kleiner Mann mit einer Handharmonika liess seine Weisen hören, daneben Gesang, Johlen und lautes Reden, betübte Gesichter mit tränenden Augen, ein Durcheinander ohnegleichen. Auf einmal ertönte eine Glocke im Bureau Zwilchenbart, und der Agent zeigte uns an, dass jeder von uns eine Wurst und einen halben Liter Wein beziehen könne. In einer halben Stunde war der Imbiss verzehrt. Wir erhielten Bescheid, dass um fünf Uhr unser Zug zum Einsteigen bereit stehe. Schlag halb sechs fuhr der Zug in Basel ab. Morgens neun Uhr kamen wir in Paris an.»⁴

Die Überfahrt nach New York beschreibt Hägler folgendermassen: «In Le Havre konnte ich sofort das Schiff besteigen. Bald wurden die Anker gelichtet, und der Dampfer fuhr langsam aus dem Hafen. Zehn Tage dauerte die Überfahrt bis New York. Auf unserm Schiff waren etwa 185 Passagiere, ein buntes Durcheinander von allen Nationen. Ich gesellte mich drei gleichaltrigen Burschen zu. Am dritten Tag machte ich meinen Kollegen den Vorschlag, wir wollten probieren, ob wir ein Lied zusammen singen könnten. Begeistert sangen wir zuerst 'O mein Heimatland'. Bald wurden wir von Mitfahrenden umringt und beklatscht. Kollege Schaub, auch ein Baselbieter, der eine prächtige Tenorstimme hatte, stimmte noch das Rütli Lied an. Da sahen wir manche Träne glänzen, und als wir am Ende waren, wollte das Händeklatschen kein Ende nehmen.»⁵

Anmerkungen

- 1 Max Bächlin: Briefe aus Amerika. Eine Basler Familie wandert 1845 nach den Vereinigten Staaten aus, in: Basler Stadtbuch 1964. Jahrbuch für Kultur und Geschichte, Basel: Helbing & Lichtenhahn, 1963, S. 179–216, hier S. 180.
- 2 René Teuteberg: Aus dem Informationsblatt einer Basler Auswandereragentur (1851), in: ders.: Stimmen aus der Vergangenheit. Ein geschichtliches Lesebuch, Band II, Basel: Lehrmittelverlag des Kantons Basel-Stadt, 2., erw. Auflage 1982, S. 36–38. Das 1851 datierte Informationsblatt wird gewiss seine Vorläufer gehabt haben.
- 3 Zitiert nach Bächlin, S. 185–190.
- 4 René Teuteberg: Von Auswanderern aus dem Baselbiet (1881), in: ders.: Stimmen aus der Vergangenheit. Ein geschichtliches Lesebuch, Band II, Basel: Lehrmittelverlag des Kantons Basel-Stadt, 2., erw. Auflage 1982, S. 39f.
- 5 Ebd., S. 40.

Johann August Sutter (1803–1880)

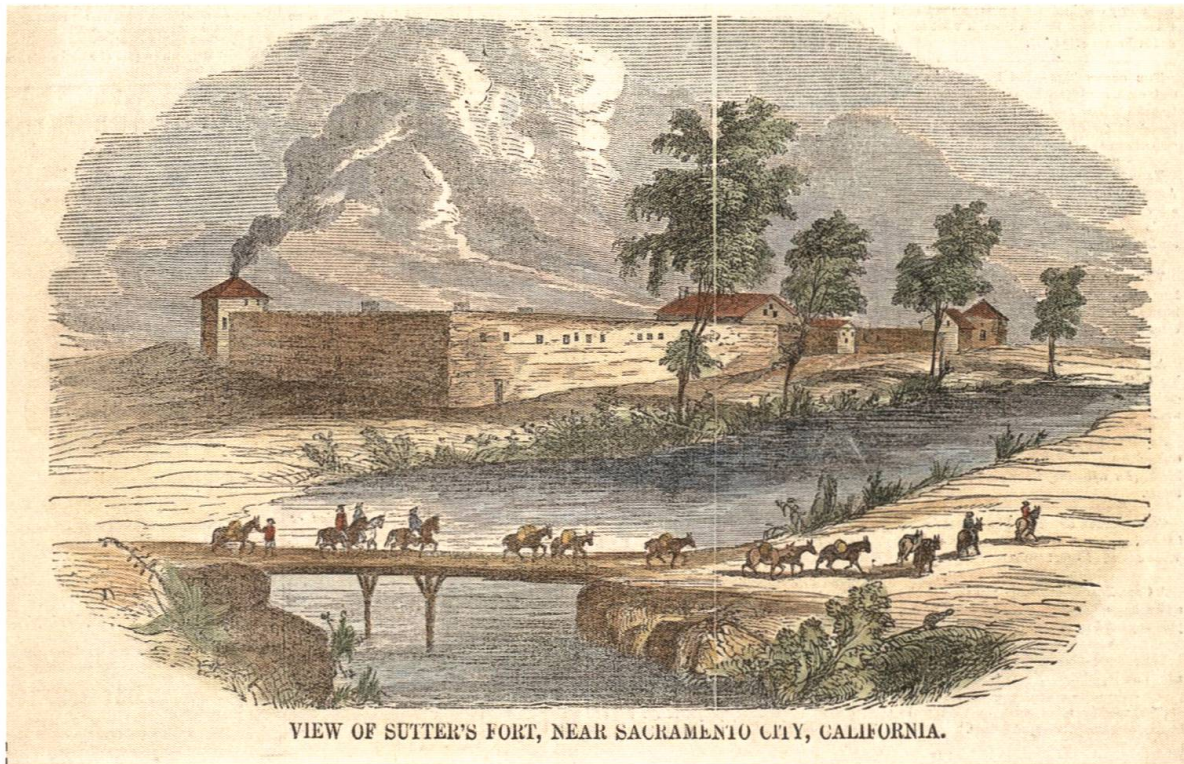
Ein Leben auf der Flucht nach vorn

Baselbieter, die es zu internationalem literarischem Ansehen gebracht haben, lassen sich an einer Hand abzählen. General August Sutter gehört zweifellos zu dieser Handvoll. Wir erinnern an Blaise Cendrars¹ und auch an Stefan Zweig, der in seinen «Sternstunden der Menschheit» dem Baselbieter Auswanderer ein bewegendes Denkmal gesetzt hat: «Die Entdeckung Eldorados». Das Leben dieses eigenwilligen Menschen bewegt auch heute noch, und so ist 2005 aus der Feder Bernard R. Bachmanns, eines Nachkommen schweizerischer USA-Auswanderer, eine umfangreiche Biographie erschienen, die wertvolle, bisher unbekannte Quellen und originelles Bildmaterial bringt: «General J. A. Sutter: Ein Leben auf der Flucht nach vorn.» Wir entnehmen diesem Werk einen Brief Sutters vom 12. Mai 1848 an seinen Schneider Romie. Er wirft ein packendes Schlaglicht auf die Anfänge des kalifornischen Gold Rush und illustriert, wie skrupellos Sutter selbst gegen die von ihm aus einleuchtenden Gründen verfügte Geheimhaltung der Goldfunde in der Sierra Nevada verstoßen hat.

«Werter Herr:

Mit jedem Schiff erwarte ich Ihre Neuigkeiten; auch den Anzug, den Sie mir versprochen haben; und ebenso die Jacke, die Sie mir umgehend machen sollten, habe ich nie erhalten. Wahrscheinlich bezweifeln Sie meine Fähigkeit, sie bezahlen zu können. Sie brauchen in dieser Hinsicht nichts zu befürchten, denn wir haben jetzt Gold genug im Sacramento, und sobald Sie mir die Kleider liefern können, können Sie mir auch die Rechnung schicken, die ich in reinem Gold bezahlen werde. Ein paar Beschreibungen der Bodenschatz-Funde finden Sie in der Presse. Die Entdeckungen, die täglich gemacht werden, sind wirklich erstaunlich. Wir haben den grössten Fund an Schwemmgold, von dem man je gehört hat. So weit wir das heute beurteilen können, erstreckt sich das Fundgebiet über eine Länge von 100 Meilen und 70–80 Meilen Breite. Silber ist auch vorhanden. Major Reeding (gemeint ist wohl Reading) und ich haben die erste Silbermine gefunden, neulich wurden weitere gefunden. Es gibt auch eine Menge Quecksilber und Eisenerz mit einem Eisengehalt von 85 % in unerschöpflichen Mengen – und all das in der Nähe von schönen Flüssen, die sich auch für Wasserantriebe eignen.

Anfänglich haben die Goldgräber 4–5 Dollar pro Tag verdient (heute entspricht das etwa 70–80 Dollar). Das stieg dann bis auf 10–16 Dollar (Wert 2003 etwa 180–290 Dollar), und heute ist es mehr als das. Einige finden sehr viel; ein Mann hat in einer einzigen Waschpfanne 60 Dollar (ca. 1100) gefunden, und vor einigen Tagen hat ein 15-jähriger Junge an einem einzigen Tag 70 Dollar verdient. Innert 6 bis 7 Wochen haben einzelne Mormonen 600–1000 Dollar gemacht. Das Geschäft läuft schon sehr gut. Die Läden kaufen oft pro Tag 20–30 Unzen. Unsere neue Stadt 'Suttersville' wird mit absoluter Sicherheit innert kurzer Zeit die zweite Stadt Kaliforniens hinter



«View of Sutter's Fort», 1851 erschienen im «Gleason's Drawing-Room Companion», einer illustrierten Wochenzeitung aus Boston.

San Francisco. Dieses Jahr wird viel gebaut werden. Hätten Sie nicht auch Lust, auf einem Ihrer Grundstücke zu bauen? In den Bergen, nahe bei meiner Sägemühle, entsteht ebenfalls eine Stadt. Schon kaufen die Leute dort mein Bauholz und zahlen es sofort mit Gold, was mir die Mühe erspart, das Holz nach San Francisco zu verschiffen. Wir haben hier auch einen Markt für unser Mehl und alle anderen Produkte. Sie werden im 'Californian' bald einen Artikel darüber lesen. Bitte tun Sie mir den Gefallen, Herr Romie, und lassen Sie mich nicht lange warten. In 5 Monaten erwarte ich meine Familie, die über die Rocky Mountains anreist, zusammen mit einigen Verwandten und Freunden, was für Neu-Helvetien grosse Änderungen bringen wird.

Mit freundlichen Grüßen an Sie und Ihre Familie»²

Anmerkungen

- 1 Blaise Cendrars: L'or. La merveilleuse histoire du général Johann August Suter, Paris: Grasset, 1925.
- 2 Sutters Brief befindet sich in der Bancroft Library, University of California, Berkeley: BANC MSS C-B 631, John Augustus Sutter papers, 1846–1870, wiedergegeben auch in: Bernard R. Bachmann: General J. A. Sutter. Ein Leben auf der Flucht nach vorn, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2005, S. 164.

Johann Jakob Bachofen (1815–1887)

Die «Griechische Reise»

Die Erinnerung an Männer und Frauen, die Bedeutendes geleistet haben, pflegt die Nachwelt in grösseren oder auch kleinen Denkmälern festzuhalten. Zu den kleinen Denkmälern gehören Strassennamen: Auch Johann Jakob Bachofen ist diese Ehre im Basler Gundeldingerquartier zuteilgeworden. Doch wer ist dieser Mann, der allem Anschein nach nur den wenigsten Baslern bekannt sein dürfte?

Geboren wurde er in Basel als Spross einer Kaufleutefamilie, die in der Bandwebe- und Seidenindustrie beträchtlichen Wohlstand erworben hatte. Johann Jakob war der erste seines Geschlechts, der eine akademische Laufbahn einschlug. Er wurde Professor des römischen Rechts, doch trat er bald von diesem Amt zurück, um sich rechts- und religionsgeschichtlichen Forschungen zu widmen. Berühmt wurde er durch sein 1861 erschienenen Buch zum «Mutterrecht», das den Anfängen der menschlichen Kultur nachgeht. In einer mutterrechtlich organisierten Gesellschaft war die Mutter das Haupt der Familie und die vornehmste Trägerin der Kultur. Wesentliche Impulse für diese Geschichtsauffassung erhielt Bachofen auf seiner ersten Griechenlandreise, die er 1851 unternahm. Wir zitieren aus seinem Reise-Tagebuch:

«Unsere europäischen Städte entbehren das, was der Grieche und der Orientale überhaupt unter dem Marktquartier versteht. In jenen Ländern aber ist dieses der wesentlichste Teil der ganzen Stadt, und auch der erste, der sich bildet, und der allem Übrigen zum Mittelpunkt dient. Wir können uns daran vergegenwärtigen, was die Alten unter der Agora sich dachten. [...] Zu Athen bildete sie im Altertum einen ganzen Stadtteil, und ebenso liegt dort heute um die Burg herum ein aus mehreren Strassen und Gässchen bestehendes Marktquartier. Gerade so in Korinth. Das bunte rege Leben, das solche Märkte auszeichnet, gibt auch den kleinsten Orten den Schein bedeutendes Verkehrs und grosser Betriebsamkeit, und wie ich durch die lange Budenreihe, die die Hauptstrasse von Korinth bildet, langsam und neugierig hindurchtritt, schien das Getümmel und das bunte Leben, das mir überall entgegentrat, auf eine Stadt von bedeutendem Umfang hinzudeuten. Überall, wie bei unsern Messläden, die ganze Vorderseite der Häuser geöffnet. Von dem weitvorschliessenden hölzernen Dache hängen, reich erleuchtet, grosse Laternen herab, und werfen hellen Schein auf die Masse der unter ihnen ausgebreiteten Früchte und Waren, ja noch darüber hinaus bis mitten in die Strasse. Auch alle Gewerbe arbeiten hier vor Jedermanns Augen. Da verfertigt der Meister, von seiner ganzen zahlreichen Gesellschaft umgeben, die feinen Stickereien, die den Boden der roten Mützen und den dunkeln Grund der griechischen Westen zieren. Dort werden Pferde beschlagen, dort das Sattelzeug geflickt, anderwärts buntfarbige Schuhe verfertigt und jene hohen, Beinschienen ähnlichen, Gamaschen zum Verkauf ausgebaut, die in der griechischen Tracht die Stelle unserer Strümpfe vertreten. In andern noch heller erleuchteten Räumen wird gespielt, Kaffee ausgeschenkt, und auf reinlichen Platten neben dem



«Delphi von St. Elia aus», Panoramaskizze aus Johann Jacob Bachofens Reisejournalen.

Tabak und der kleinen Pfeife von roter Erde eine Schüssel eingemachter Früchte mit dem Glase frisches Wassers herumgeboten.»¹

Türkische Vergangenheit

«Wie Weniges nur haben die Türken von sich zurückgelassen! Im ganzen Königreiche ist keiner ihres Geschlechts mehr. Und von ihren Wohnungen und Landhäusern nur noch geringe Spuren. In Nauplia ein Hofraum, dessen Umgebung den orientalischen Geschmack seiner ehemaligen Besitzer verkündet. Aber die gemalten Schnörkel der Hausfassade haben längst ihre einst frischen Farben eingebüsst. Die Türken haben nichts geschaffen, keine Literatur, keine Kunst. [...] Sie ziehen weg wie aus den Steppen, denen sie entstammen. Wenn nach gehaltener Nachtruhe aufgebrochen wird, so erkennt man im Sande die Stätte nicht mehr, wo das Lager für die paar Stunden aufgeschlagen war.»²

Reisen auf Pferderücken

«Denn die Anlage dieser griechischen Khane [Gasthäuser], durchs ganze Land ohngefähr dieselbe, hat zwar auf Bequemlichkeit keinerlei Rücksicht genommen, aber gerade dadurch am besten für Unterhaltung und Spass jeglicher Art gesorgt. Hier liegen die schweren hölzernen Sättel am Boden herum, die den Tieren zu ihrer Erleichterung abgenommen worden. Um sie auf den bunten Decken und Teppichen gelagert, die jedermann mitführt, das rauchende Geschlecht der Griechen. Und

während hier die einen auf übergeschlagenen Beinen noch so bequem ihren Kaffee schlürfen oder zu dem bitteren Grassi gedörrte Oliven und getrocknete Feigen verzehren, als wäre hier für sie eine bleibende Stätte, verlangen dort andere schon zum Abschied das letzte Gläschen Branntwein, das keiner versäumt, und bringen davon ihren Gefährten, die bereits hoch über dem Gepäcke, auf den müden Pferden ihren Sitz wieder eingenommen haben. So gestaltet sich alles auf kleinem Raume zum Bilde des wechsellvollsten Lebens, und Szenen des Abschieds verbinden sich mit jenen der Ankunft. Hier zieht eine Karawane nordwärts, dort ertönen von Süden her, schwach verhallend, die letzten Abschiedsschüsse eines fröhlichen Haufs [...].»³

Griechische Küche

«Alle Deckel wurden mir weggehoben, von allen Speisen Proben vorgelegt. Eine zweckmässigere Art zu wählen gibt es nicht. Wie viel sicherer urteilt man in der Küche als nach dem Speisezettel, zumal nach einem griechischen. Welches Prinzip der Kochkunst dort vorherrschte, welche Nation auf diese Seite des griechischen Lebens am meisten Einfluss ausgeübt, darüber war nicht ins Klare zu kommen. Ist doch Griechenland so vielen Gönnern Dank schuldig. Hätte es in der Speiseküche sich anders benehmen können, als in der diplomatischen? Von jedem etwas annehmen, jedem ein Gericht mundgerecht machen, alle begütigen und doch keinen vor dem andern auszeichnen, und dabei dem neugierigen Blicke alle Töpfe öffnen, das konnte in dem Speisekeller zu Nauplia wie in dem Schlosse zu Athen alleinige Richtschnur des Handelns bilden.»⁴

Bachofens «Griechische Reise» ist ein eigentlicher Reiseklassiker – er führt auf Pferderücken durch vereinsamte Hochtäler und ein archäologisch noch kaum erschlossenes Land. Wer aber dieses Tagebuch als Zeitgenosse der griechischen Euro-Tragödie liest, begegnet zwischen den Zeilen immer wieder kleineren oder grösseren Beobachtungssplittern, die für die griechische Tragödie des dritten Jahrtausends eine Erklärungshilfe abgeben dürften.

Anmerkungen

- 1 Johann Jakob Bachofen: Griechische Reise, im Auftrag der Universitätsbibliothek Basel herausgegeben von Georg Schmidt, Heidelberg: Weissbach, 1927, S. 68–70.
- 2 Ebd., S. 176.
- 3 Ebd., S. 61.
- 4 Ebd., S. 216.

Jacob Burckhardt (1818–1897)

La bella Italia

Kein anderer Basler war so sehr mit Italien verbunden wie Jacob Burckhardt, der grosse Kulturphilosoph und Italienverehrer. Auch 1881 war er im Süden unterwegs, worüber einige Briefe Auskunft geben. Bernd Roeck, der einen jüngst aufgefundenen Brief Burckhardts vom 18. August 1881 ediert hat, vermittelt uns ein farbiges Bild dieser Reise:¹ «In der Tat, es war Erholungsreise, die sich der inzwischen 63jährige genehmigt hatte: das kunsthistorische Pensum nimmt er leichter. 'Was er früher kaum fertiggebracht hätte, praktiziert er jetzt mit schlichter Selbstverständlichkeit', urteilt Max Burckhardt. 'Er verweilt unterwegs, schaltet kleine Extratouren ein, und die mächtige Hitze, von der die Toscana in jenem Jahr heimgesucht wird, vermag in ihm hauptsächlich das alte, nie ganz geschwundene Gefühl zu bestärken, dass er und dieses Italien von Grund auf zueinandergehören.' Ob sich nicht der 'verdünnte Tropfen italienischen Geblütes', den er 'durch diverse Mütter hindurch seit dem XVI. Jahrhundert' in sich habe, rege, so fragte er sich in der Seligkeit der ersten Reisetage. Alles erscheine ihm nun so verwandt und selbstverständlich, und ihm sei so heimisch zumute, wie etwa in Frankfurt oder Dresden. Mit den Jahren waren die Empfindungen, die Burckhardt gegenüber dem geliebten Land hegte, intensiver aber auch abgeklärter geworden. Er war sich sicher, dass Italien *sein* Land war; er fand jetzt Worte für seine Gefühle, die ein klassisches Muster 'nördlicher' Italiensehnsucht formulieren: 'Italien ist ganz unsäglich schön, und manchmal glaube ich, es habe mir schon bei meiner ersten Studententour etwas sagen wollen, was ich erst jetzt verstehe. *Salve, magna parens frugum, Saturnia tellus!*² man möchte doch manchmal heulen ohne zu wissen warum. Ich brauche gar nicht mehr Rom, sondern nur ein Stück dieses Wunderlandes, nur einen kleinen symbolischen Zipfel davon. In meinem frühern Leben, nach pythagoreischer Lehre, muss ich hier daheim gewesen sein.' [...]

'Weshalb ich eigentlich nach Italien gegangen bin?', schrieb er von unterwegs an Friedrich von Preen. 'Hauptsächlich um gewisse grosse Kunsteindrücke noch einmal aufzufrischen bevor ich für solche Reisen unbeweglich werde. Für diessmal thut's es noch ganz vorzüglich; ich beschränke mich und lasse die Sachen liegen die ich nur mit gar zu viel Sonnenbrand und Blendung erreichen könnte; ich schleiche da wo ich in jüngern Jahren rannte, bin im Essen sehr mässig und freue mich eher der Weine des Landes.' [...]

Über die Berner Alpen, Neuenburg und den Mont Cenis war Burckhardt nach Turin gelangt. In einer Laube, beim üblichen Schoppen Wein – einem Nebbiolo – umging ihn schon am ersten Abend eine romantische Szenerie: vom nahen Teatro Alfieri eine der grossen Arien von Verdis 'La Traviata' [...].

Die Briefe von dieser Reise sind voll köstlicher Genreszenen. An der ligurischen Riviera beobachtete er Kinder mit luftgefüllten Lederringen im Meer planschen, dazu die Mutter eines der Kleinen, in 'einem eleganten blaugrau gestreiften Ama-



Zeichnung der Chiesa
della Visitazione
aus Jacob Burckhardts
Skizzenbuch, Turin,
Sommer 1881.

zonencostüm' – sie schien dem alten Herrn ein 'sehr hübsch gebautes Weibchen'. Das 'alte Italien' umfing den Reisenden wieder mit seiner berückenden Schönheit, und Burckhardt tat alles, seine Zeichnung des geliebten Landes in den bezauberndsten Farben zu kolorieren. Da sind Bilder angenehm kühler südlicher Nächte mit der strahlenden Venus über dem dunkeln Mittelmeer, üppiger Alleen mit Orangenbäumen; er schreibt von Ölbaum- und Pinienhainen, dann von engen 'himmelhohen' Gassen oder von den Wällen Luccas mit Platanen und Steineichen. 'Ich glaube

wieder an den Süden', schrieb er aus Savona, 'seit ich über dem Felsthor der Strasse, die zum Bade führt, die gewaltigen Aloen habe hervorspriessen sehen. Die Lage ist ganz herrlich; gestern Abend war ich oben a'Capuccini, mit dem majestätischen Blick über die Riviera [...]. Ich will noch ein wenig Bummler sein, ehe es an die Galerien geht [...].' Ein wenig treten die Kunsturteile hinter dem zurück, was der Briefschreiber über die Landschaft, die Menschen, die Politik des gegenwärtigen Italien schreibt. Nur ganz gelegentlich erinnert er die Empfänger an ästhetische Erlebnisse. 'Ich lebe sehr auf in der grossen und classischen Architectur', schreibt er etwa, 'meinem Hotel Cavour gegenüber liegt ein herrlicher, leidlich erhaltener Palast von Brunellesco [...].' Von Genua reiste Burckhardt weiter nach Lucca [...]. Nächste Station war Pistoia, damals ein nicht minder gottverlassenes Nest. Burckhardt fühlte sich von den Bettlerscharen bedrängt, die ihn – als ersten Fremden nach langer Zeit – um Gaben angingen. Auf der sonnendurchglühten Piazza vor dem Baptisterium trat ihm ein junges Mädchen in den Weg, reckte ihm ihr Kind entgegen, 'ganz als ob es von mir wäre': 'Und vor 1848 war es der Stolz Toscana's, dass man im ganzen Lande nicht angebettelt werde.' Der Reisende bemerkt eine soziale Realität, deren wirtschaftshistorischer Hintergrund erst in der Rückschau deutlicher erschliessbar wird; die Agrarkrise der frühen 80er Jahre des 19. Jahrhunderts blieb auch in der Toscana spürbar, ohne dass hier die Industrialisierung weit genug fortgeschritten gewesen wäre, die Menschen ohne Arbeit von der Strasse zu holen. Burckhardt hatte sich ein System von Bettler-Kategorien zurechtgelegt, nach dem er seine Gaben verteilte. 'Kirchen- und Trattorie- und Caffè-Bettler bekommen nichts von mir, Gassenbettler ein Weniges; wer ein Almosen durch Störung des Besitzenden in irgend einem physischen oder ästhetischen Genuss erzwingen will, ist ein Communist.'

Im übrigen schätzte Burckhardt die Landesbewohner über die Massen. Seine Briefe sind voll von Erinnerungen an Gespräche, kleine Erlebnisse auf der Reise durchs Land. 'Und dieses imposante Volk!' hat er die Italiener in einem Brief aus Genua gerühmt: 'Diese Erstgeborenen von Europa! es mag ihnen gehen wie es will, in der Politik sogar übel und kindisch – das Wort Alfieri's bleibt doch wahr: *l'Italia è il paese dove la pianta 'uomo' riesce meglio che altrove*,³ und wer es nicht glauben will, der sehe nur eine halbe Compagnie Bersaglieri im Geschwindschritt vorbei defiliren.'

Am 12. August langte Burckhardt in Florenz an. Er stieg im Hotel Cavour an der Via del Proconsolo – nicht weit von der Piazza della Signoria – ab: 'Es ist ein gutes, modern gehaltenes Hotel, wo mich das Zimmer mit allem was dran hängt, 3 fr. per Tag kostet, dafür ist es aber auch ganz comfortabel.' [...] Burckhardt blieb bei seinem seit Genua gepflegten Reisetil. In einer bottiglieria an der Via Calzaiuoli genoss er allabendlich besten Chianti, das Glas zu sieben Soldi. [...]

Es war nun Mitte August, Zeit für den mächtigen Regenguss, der die grosse Hitze des italienischen Sommers mit einem Mal zu beenden pflegt. Am 14. bummelte Burckhardt bei leichtem Regen durch die Boboli-Gärten, freute sich der frischen Luft, der Aussicht und der Einsamkeit. Der Park machte ihm, wie er schrieb, den Eindruck einer 'majestätischen Wehmut'. Am Abend, bevors – vermutlich – zum Chianti ging, blieb noch Zeit zum Dichten launiger Verse über den willkommenen

Landregen, der rasch in jene Wolkenbrüche übergang, die den hohen vom späten Sommer scheiden. 'Es wird wohl noch auf Augenblicke heiss werden, allein die *böse* Hitze ist gebrochen.' »⁴

Über Parma «wurde die letzte Etappe der Italienreise gewonnen, Mailand, wo er am 1. September eintraf [...]. Ein konkretes Programm hatte er nicht. Als Hauptsache erschien es ihm – auch wenn die Sehnsucht nach dem geliebten Basel allmählich wieder wuchs – 'noch in Italien zu *sein*'. Am 5. September trat Burckhardt die Rückreise an, die Fahrt sozusagen von der einen Heimat in die andere. 'Ich habe überhaupt auf dieser Reise ein Gefühl der Heimath in diesem schönen, angeblich fremden Lande gehabt, deutlicher als jemals', resümiert er.»⁵

Anmerkungen

- 1 Bernd Roeck: Ein Brief Jacob Burckhardts aus der Autographensammlung der Villa Vigoni, vgl. http://www.villavigoni.it/fileadmin/user_upload/pdfs/III_2_DE_Ein_Brief_Jakobs_Burckhardts.pdf.
- 2 Vergil: Georgica, lib. II, 172 (Heil dir, mächtige Mutter der Früchte, Saturnische Erde).
- 3 Italien ist das Land, wo die Pflanze Mensch besser gedeiht als anderswo.
- 4 Roeck, S. 1–5.
- 5 Ebd., S. 8f.

Joseph Ferdinand Gerster (1829–1880)

Die Tapferkeitsmedaille

Wer war Joseph Ferdinand Gerster? Der Entlassungsattest aus dem Söldnerdienst, den Gerster von 1847 bis 1857 im Dienste des Königsreichs beider Sizilien leistete, umschreibt sein Äusseres folgendermassen: «Alto 5' 2" 6''' (etwa 1,68 m), Viso: ovale, Occhi: grigi, Bocca: piccola, Fronte: alta, Naso: sotile, Mento: rotondo, Capelli et Ciglia: biondi.»¹ Im August 1847 war Gerster, noch nicht volljährig, in Neapel in den Dienst Ferdinands II., des Königs beider Sizilien, getreten. Die Monarchie war in Gefahr; Ende April, Anfang Mai 1848 errichteten liberal gesinnte Aufständische in der Nähe des Königspalastes Barrikaden, und es kam zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen dem zur Rettung der Monarchie eingesetzten Schweizer Söldnerregiment und den Insurgenten. «J. F. Gerster hatte dieser erste Einsatz am Tage vor seinem 19. Geburtstag einen enormen Eindruck gemacht. Er soll das Räumen einiger Strassen von Neapel oft und immer wieder erzählt haben.»²

Zu einem zweiten Grosseinsatz kam es am 6. April 1849. «Mein Vater hat diesen Feldzug als Korporal mitgemacht – noch nicht 20 Jahre alt», schreibt Gersters Sohn in seinen Memoiren. «In dieser Eigenschaft beteiligte er sich an der Landung und Erstürmung von Messina, am Sturm auf Catania im April 1849, wo nur die Tapferkeit der Schweizer die Expedition vor einer Niederlage rettete und den Sieg entschied. Mein Vater hat öfter erzählt, wie seine Kompanie ein verschanztes Kloster 'Maria Maddalena' in einer Vorstadt von Messina erstürmt habe und wie er beim Sturm auf Catania die ganze Nacht mit dem Bajonett gekämpft habe. [...] Beim Sturm einer Seitenstrasse, der Strada Etnea mit dem Elefanten-Brunnen, die sein Pelaton unter dem Ruf Eviva il Re gesäubert und erobert hätte, sei er vom General bemerkt, notiert und später mit der silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet worden.»³ Die Medaille befindet sich als kostbare Erinnerung noch heute im Besitz der Familie Gerster.

Im Herbst 1857 quittierte Joseph Ferdinand Gerster den Dienst und kehrte nach Laufen zurück, wo er als aufmerksamer Zeitgenosse an vorderster Front an der im 19. Jahrhundert wechselvollen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Entwicklung seiner Heimat aktiv und pflichtbewusst teilnahm.

Anmerkungen

- 1 Giuseppe Gerster: Joseph Ferdinand Gerster, ein Bürger von Laufen-Stadt im 19. Jahrhundert, Liestal: Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 2012, hier S. 19.
- 2 Ebd., S. 26
- 3 Ebd., S. 26/29/32.



Die Tapferkeitsmedaille.

Emil Fischer (1833–1907)

Emil Wälti (1871–1899)

In der Fremdenlegion

Fremdenlegion – das Wort hat einen magischen Klang und weckt Assoziationen: Härte, Drill, Selbstdisziplin, Abenteuer, Kampf, Heldentum. Der Begriff provoziert und scheidet die Geister, so wie es Friedrich Glauser, der Verfasser des berühmten Legionromans «Gourrama», auf den Nenner bringt: «Übertriebener Hass hier und übertriebene Bewunderung da: diese beiden Gefühle gelten für die Fremdenlegion, wie sie für alle Institutionen gelten, die sich vorgenommen haben, Schicksal zu spielen.»¹ Eine Zwiespältigkeit, die auch in den folgenden Tagebuchaufzeichnungen zum Ausdruck kommt. Allerdings ist daran zu erinnern, dass sich das Bild der Fremdenlegion im Laufe der Zeit stark verändert hat: «Wenn vor dem Zweiten Weltkrieg von ihr die Rede war, so kam die internationale Elitetruppe im Dienste Frankreichs in der Regel gut weg. Sie genoss nicht zuletzt den Ruf, vom Pfad der Tugend abgekommene Jungmänner wieder auf den rechten Weg zu bringen. Ganz anders nach 1945: jetzt favorisierte die Öffentlichkeit im Zeichen des Indochinakrieges (1947–1954) und des Algerienkrieges (1954–1962) mehr und mehr die Partei der gegen Frankreich antretenden Freiheitskämpfer. Pauschal und kaum differenzierend wurden Parallelen zum Freiheitskampf der alten Eidgenossen oder der Appenzeller, aber auch zu David und Goliath beschworen. Die Repressionspolitik Frankreichs wurde je länger je weniger goutiert und damit fiel auch das Ansehen der Fremdenlegion.»²

Die Schweiz erliess 1859 ein generelles Verbot, «fremde Dienste zu leisten». Wer diesen in der Bundesverfassung verankerten Grundsatz missachtet, hat seither wegen Landesverrat eine Haftstrafe zu gewärtigen. Trotzdem leisten heute noch immer schätzungsweise 500 Schweizer Dienst in der Fremdenlegion. Sie erlagen der Rekrutierungswerbung der Fremdenlegion: «Sie wollen Ihre Vergangenheit hinter sich lassen, ein neues Leben beginnen ...? Die Fremdenlegion bietet Ihnen diese einmalige chance! Egal welcher Herkunft, Religion oder Staatsangehörigkeit, Zeugnisse und Schulausbildung, selbst Ihr Familienstand oder Ihre berufliche Situation; die Fremdenlegion bietet Ihnen eine neue Chance für ein neues Leben ...» So beginnt der deutsche Text auf der Rekrutierungsseite der Fremdenlegion, und so verheissungsvoll geht es weiter: «Kommen Sie zu den 7699 Legionären aus 136 Ländern und konstruieren Sie sich eine aussergewöhnliche Zukunft in der 'Ehre und Treue' grundlegende Werte sind. [...] Mit Ihrer Verpflichtung in der Fremdenlegion sind Sie sicher, jeden Tag neue Abenteuer zu kennen. In Frankreich (Inlandeinsätze, Manöver, Übungen), in Überseedepartements und Territorien (Französisch Guyana, Neu Kaledonien, Reunion, Antillen ...) oder in Auslandseinsätzen.»³

Die 1897 erschienenen Aufzeichnungen des Baslers Emil Fischer über seine Jahre als Unteroffizier bei der Französischen Armee berichten anschaulich und nüchtern vom Leben in der Fremdenlegion.⁴



Umschlag des 1897 in Basel erschienenen Erlebnisberichts von Emil Fischer.

Die Motivation

«Nach einem Aufenthalt von 1½ Jahren in der deutschen und französischen Schweiz kehrte ich im Herbst 1854 nach Basel zurück, um eine Tournée nach Frankreich anzutreten und mich in meinem Beruf zu vervollkommen [...]. Anfang März 1855 berichtete mir Freund B. von Basel aus Besançon nach Paris, dass das französische Kriegsministerium die Formation einer Schweizer-Legion beschlossen habe, um diese so rasch als möglich nach Russland zur Verstärkung der alten Legion absenden zu können; die Anwerbungen seien bereits an der Grenze im Gange. Er drang in mich, nach Besançon zu kommen, um mit ihm in diese Legion einzutreten, um Abenteuer zu erleben und fremde Länder zu sehen, was stets mein Ideal war [...]. Dies erregte in mir den Wunsch, Soldat zu werden, und als ich in den letzten Tagen eine grosse Revue der kaiserlichen Garde in den Champs Elysées und den Abzug der Truppen nach dem Kriegsschauplatz mit ansah, da war mein Entschluss gefasst; denn ich war mir selbst überlassen, gleich einem steuerlosen Schiffchen auf den

wogenden Fluthen des Ozeans. Niemand war da, um mich von dem Schritte, den ich zu begehen im Begriffe war, abzuhalten.»

Das Lagerleben

«Es wurde zu Fassungen von Brod, Fleisch, Wein, Decken und Stroh etc. für unsere Compagnien geschritten, die auf einem Bergabhange vor der Stadt in der Nähe vom Römischen Brunnen, nun ihr Lager beziehen sollten. Eine Abtheilung des 3. Zuaven-Regiments hatte bereits schon eine Anzahl grosser Zelte für 12–15 Mann für unsere Bestimmung an dieser Stelle aufgeschlagen. Gegen Abend zog das Regiment mit klingendem Spiel im Lager ein und mit Jubel und Heisshunger machten sich die Mannschaften über die für sie von uns zubereitete Suppe ... des Abends versammelten sich unsere Leute um die Wachtfeuer und sangen unsere schönen Schweizerlieder zur Ergötzung unserer Offiziere und der umstehenden Eingeborenen [...].»

Der Neuenburger Handel

«Zu dieser Zeit drang nach Sétif die Kunde, dass die schweizerische Eidgenossenschaft durch Preussen mit Krieg bedroht werde wegen dem Konflikt mit dem Kanton Neuenburg, der die preussische Herrschaft einmal endgültig abschütteln wollte. Wir waren in grosser Aufregung und sämtliche schweizerische Unteroffiziere des Regiments unterschrieben eine warme Petition an den hohen Bundesrath, um beim kaiserlichen Kriegsministerium unsere Rückkehr zu erwirken um unsere Dienste dem schweizerischen Vaterlande zu weihen! Diese Bittschrift wurde an den schweizerischen Gesandten in Paris gesandt. Da die Feindseligkeiten nicht zum Ausbruch kamen, so kam diese Petition an den Gouverneur von Algerien zurück und unsere Lage blieb die alte!»

Die Feuertaufe

«Am Abend des 27. Juni (1857) sollte ich meine Feuertaufe empfangen; ich versuche nicht, die besondern Gefühle zu schildern, welche mich im verhängnisvollen Momente beschlichen, als zum Sturm (pas de charge) der Anhöhen geblasen wurde, denn meine Compagnie befand sich gerade an der Spitze der Stürmenden! Obschon dieser Krieg gegen diese Bergbewohner, die ja nur ihre Muttererde gegen einen weit überlegenen Feind vertheidigten, nicht recht mit meinen Anschauungen als freier Schweizer übereinstimmte, so konnte ich mich nicht ausschliessen und hatte jetzt den Befehlen der Oberen zu folgen und solche Betrachtungen bei Seite zu lassen. Von allen Seiten hiess es: 'en avant, à la bayonnette, à l'attaque!' Ich stellte mir noch die Frage: Bist du auch würdig, als Unteroffizier den Leuten mit gutem Beispiel voranzugehen und die französische Uniform zu tragen? was mir im Moment das Herz zusammenschnürte, mit einem Worte, ich war in banger Erwartung der bevorstehenden Ereignisse und gestehe offen, dass die ersten uns um die Ohren sausen- den Kugeln nichts weniger als willkommen waren; ich bekam damit einen kleinen Begriff von dem Worte 'Kanonenfutter'. Dem Feinde nun mit Bajonettenangriff näher auf den Leib gekommen, hatte ich trotz den Anstrengungen Ursache, mit mir zufrieden zu sein; ich achtete nicht mehr die mir zur Seite fallenden Waffenbrüder,

hatte genug an mich und den uns umstehenden Feind zu denken, der den Angreifern mit Bravour das Terrain streitig machte. Nach einem einstündigen Kampfe wurde die Stellung genommen und die Spitze des Mont Tizibert war in unsern Händen und von uns besetzt, die Kabylen nach allen Seiten zersprengt mit Hinterlassung von Todten, Verwundeten und Gefangenen [...].»

Die Fremdenlegion als Schule des Lebens

Das Kriegserlebnis in Algerien führte schliesslich dazu, dass sich Fischer im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz zur Verfügung stellte, was ihm «die Medaille mit Etui der Genfer Convention nebst Dankurkunde mit eigenhändiger Unterschrift des Ehrenpräsidenten Hr. General Dufour» einbrachte.

Fischer ging geläutert aus seinem Einsatz in der Fremdenlegion hervor. Er habe in dieser harten Schule des Lebens vieles gelernt und erfahren, was ihm auch später zu Gute gekommen sei, «überdies hatte ich als Soldat mehrere Male Gelegenheit, meinen persönlichen Muth zu erproben und dem Tode in die Augen zu schauen. Bedenke ich aber, wie viele tausende von hoffnungsvollen Söhnen ein trauriges Ende gefunden haben oder krank und elend in die Heimath zurückgekehrt sind, so muss ich freimüthig bekennen, dass der Gewinn und Vorthail in keinem Verhältnis steht zu dem grossen Risiko, das man durch den Eintritt in fremde Kriegsdienste übernimmt.» Er halte es daher für seine Pflicht, «solche junge Männer, welche, von jugendlichem Thatendrang und von Abenteuerlust getrieben, den Werbern gerne ein geneigtes Ohr leihen, vor dem Eintritt in irgend eine Fremdenlegion ernstlich zu warnen, denn klein ist die Zahl derjenigen, die gesund und mit Ehren wieder zurückkehren.»

Die düstere Kehrseite der Fremdenlegion

Ein düsteres Bild der Fremdenlegion zeichnen auch die «Reiseerinnerungen und Erlebnisse der Expedition des Niger im Jahre 1894/95».⁵ Sie stammen von Emil Wälti (1871–1899), der drei Jahre in der Fremdenlegion verbrachte, wo er an einer «Strafexpedition» gegen den lokalen Potentaten Samory im Gebiet des Nigers teilnahm – nicht als aktiver Kämpfer, sondern als Krankenpfleger. Wälti lebte kurze Zeit in Basel und war Tagelöhner; Abenteuerlust und die Vision des «schönen Afrika» mögen ihn zum Eintritt in die Fremdenlegion bewogen haben. Sein Bericht illustriert ohne wenn und aber die Schattenseite des europäischen Kolonialismus. Doch auch wenn der Schweizer Legionär Zeuge brutaler, menschenrechtswidriger Übergriffe der französischen Truppe wird, so zweifelt er doch nie an der Richtigkeit solchen Handelns. Wer sich der französischen Kolonialmacht widersetzt, verdient keine Gnade; er ist Feind der höheren Zivilisation und trägt daher den Makel eines Barbaren.

Und so wurde vorgegangen: Wältis Hauptmann erhielt ein Telegramm, das ihn aufforderte, zwei Dörfer zu zerstören. «Wir machten uns daher am 30. November auf den Weg, um unsere Mission auszuführen [...] und so kamen wir zum ersten Dorfe. Aber nicht ein Mensch war anwesend, nur sah man noch einige Feuer, und

wir fanden einige Hühner, Schafe und Ziegen, welche im Augenblick der Flucht wahrscheinlich vergessen worden waren. Natürlich machten wir eine Jagd darauf, welches eine Beisteuer zum Nachtessen sein sollte. Man hielt sich nur eine Stunde auf, und bald wurde wieder aufgebrochen, um zu sehen, wie es im 2. Dorfe stehe. Nachdem alle Wagen vom Dorfe weg waren, sah man, wie auf einmal von allen 4 Seiten Flammen zum Himmel aufschlängelten. Wir vernahmen, dass der Hauptmann an 10 Schwarzen den Auftrag gegeben hatte, das Dorf an allen Enden anzuzünden. So kamen wir zum 2. Dorfe, aber seine Bewohner waren gerade im Begriff, vom Ufer zu stossen, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Wir gaben ein heftiges Salvenfeuer auf die Schiffchen, welche vollgestopft waren mit Insassen. Krank konnte man sich lachen, wie einige von [den] Schwarzen in den Fluss purzelten oder wenn ein Schiffchen umleerte [...]. Wir blieben die Nacht über im Dorfe, ohne dass sich etwas ereignet hätte. Am andern Morgen, als wir fort fuhren, wurde auch dieses Dorf den Flammen übergeben.»⁶

Zum Schluss stellt sich die Frage, warum Wälti seine Erinnerungen in einem kartonierten, schwarz marmorierten Heft festgehalten hat. Geschah es gewissermassen für den «Eigengebrauch» oder dachte er an eine Veröffentlichung und wollte so mit seinen Schilderungen junge Leute vom Eintritt in die Legion abhalten? Wir wissen es nicht, fest steht nur, dass Wälti nicht zuletzt wegen der im «schönen Afrika» erlittenen Strapazen seine Liebe zur Heimat entdeckte. Folgendermassen schliesst er seinen Bericht: «Nachdem ich einige Zeit mich in Basel niedergelassen hatte, so nahm ich mir den Vorsatz, meinem Heimatlande niemals mehr den Rücken zu kehren, und dasselbe rathe ich einem Jeden, der das Frankreich bereisen will; den[n] nur allzu bald kommt die Versuchung, indem man von dem schönen Afrika hört, dasselbe gerne sehen möchte und sich für 5 Jahre engagirt, worauf man während 5 Jahren Zeit und Musse findet, das schöne und durstige Land kennen zu lernen. Obschon ich schöne Tage verlebt habe, so sage ich doch [Adieu] 'au soleil d'Afrique' und bleibe lieber in meinem schönen Heimatslande, wo man keine 40–50 Klm springen muss, bis man einen Brunnen oder nur ein Bächlein findet.»⁷

Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Vincenz Oertle: Endstation Algerien – Schweizer Fremdenlegionäre. Dreizehn Lebensbilder der 1950er Jahre, Appenzell: Druckerei Appenzeller Volksfreund, 2007, S. 1f.
- 2 David Signer: Die Truppe als Vaterland, in: NZZ am Sonntag, 24. März 2013.
- 3 Internetseite der Fremdenlegion: <http://www.legion-recrute.com/de> (August 2013).
- 4 Emil Fischer: Drei Jahre als Unteroffizier bei der französischen Armee 1855–1858. Irrfahrten eines modernen Reisläufers [von Ernst Zeller], Basel: Koehler'sche Buchhandlung, 1897, passim.
- 5 Emil Wälti: Fieberschub und Saufgelage. Als Fremdenlegionär in Schwarzafrika 1894/95, herausgegeben von Paul Hugger, Zürich: Limmat Verlag, 1999.
- 6 Ebd., S. 70.
- 7 Ebd., S. 86f.

Adolf Kraye (1834–1900)

China verstehen

«Es sind Berichte und Erinnerungen eines Basler Seidenkaufmannes, der um die Mitte des vorletzten Jahrhunderts als junger Mann nach China reiste, dort fast zehn Jahre für eine englische Firma wirkte und wachen Auges die fremde Kultur wahrnahm. Seine Reisen, die er aus persönlichem Wissensdurst und auch aus Abenteuerfreude unternahm, führten ihn in verschiedene Provinzen des Riesenreiches und auch an die Gestade Japans, dessen Häfen erst kurz zuvor für Weisse teilweise geöffnet worden waren [...]. Es erstaunt, wie wenig Kraye sich von Fremdstereotypen und Vorurteilen leiten lässt, wie offen er auf seine Umgebung eingeht [...]. Kraye gehört zum Typus jener Kaufleute, die gleichzeitig Fernfahrer waren und deren Interesse weit über das rein Kommerzielle hinausging: auf die Wahrnehmung und das Verständnis fremder Landschaften und Kulturen. Sie stehen in der Tradition eines Marco Polo und haben eine wichtige Funktion als Interpreten und Vermittler [...]. Diese Brückenfunktion steht am Beginn eines weltgeschichtlich einmaligen Austauschprozesses zwischen den Kulturen, lange bevor die Tourismusströme einsetzten, die trotz vieler negativer Seiten auch zum Verständnis fremder Kulturen beitragen [...]. Zu dieser Brückenfunktion gehört auch die Tatsache, dass Kraye nach seiner Rückkehr verschiedene Objekte seiner Privatsammlung aus China dem Museum der Kulturen in Basel schenkte.» So leiten Paul Hugger und Thomas Wiskemann ihre Edition der Reiseerinnerungen Adolf Krayers ein.

Ein Plädoyer für China

«Freitag, den 39. [sic] Oktober 1868, schlug für mich die Trennungsstunde von dem gastlichen Boden Chinas, und das alte Wort 'Scheiden tut weh' bewährte sich wieder in meinem Falle. Viele möchten wohl mit dem Adjektiv 'gastlich', das ich jedoch recht absichtlich gebrauche, nicht einverstanden sein, wird doch stets so vieles Ungeheuerliche von China und den Chinesen berichtet. Ich habe, Gott sei Dank, während meines 9-jährigen Aufenthaltes mehr die gute Seite kennen gelernt und nehme die Überzeugung mit mir fort, dass das chinesische Volk viele schätzbare Eigenschaften besitzt und dass es im Auslande im allgemeinen mit viel schwärzeren Farben geschildert wird, als es verdient. Meinen eigenen Erfahrungen nach sind Nächstenliebe und aufopfernde Freundschaft, Treue und Glauben im Geschäftsverkehr, Arbeitsamkeit und Mässigkeit unter den arbeitenden, sowie Anhänglichkeit und Untertänigkeit unter den dienenden Klassen durchaus nicht seltenere Eigenschaften im Reiche der Mitte als bei vielen, sich unendlich besser dünkenden Nationen. Anders verhält es sich freilich mit der Regierung, die, faul bis aufs Mark, eingebildet und stupid in veraltetem Stolze die herrlichsten Hilfsquellen eines Landes, ein arbeitames, intelligentes und friedliebendes Volk neben unübertrefflichem Bodenreichtum durchaus nicht zu benützen weiss. Sie ist der Hemmschuh des Fortschrittes, aber ich hege die Hoffnung, dass sie bald auf die eine oder andere Art durch die

Macht der Umstände beseitigt wird. Dann dürfte eine neue Ära für dieses Volk anbrechen und dürfte es voraussichtlich bald eine seiner würdigere Stellung unter den Nationen einnehmen.

Was äussere Sitten und Gebräuche anbetrifft, so sind die Chinesen freilich von allen anderen Völkern sehr verschieden, die antipodistischen der Antipoden, und würde man nie fertig, wenn man alle Fälle aufzählen wollte, wo sie schwarz nennen, was bei uns weiss heisst. So z.B. zeigt die Magnetnadel nach ihrem Dafürhalten nach Süden! Die Männer tragen Junten und Weiber Hosen; beim Essen wird mit dem Dessert angefangen und mit der Suppe aufgehört, das Pferd wird von der *rechten* Seite bestiegen; klug wie ein Esel, ist sprichwörtlich; erwachsene Männer spielen mit Papierdrachen; Weiber und Jungen sehen ernsthaft zu; Erstere rauchen Pfeifen, Letztere freuen sich der Geschicklichkeit und Gelenkigkeit ihrer Erzeuger. Zum Gruss eines Bekannten schütteln die Chinesen sich *selbst* die Hand! Der Anfang eines Buches ist auf der *letzten* Seite nach unseren Begriffen, und geschrieben wird von rechts nach links. Der Ehrenplatz eines Gastes ist stets zur *Linken* des Gastgebers; den Hut abziehen bei Tische oder beim Grüssen ist unanständige Formalität. Mit der ernsthaftesten Miene der Welt versicherten mich oft meine Freunde, der Sitz der menschlichen Intelligenz liege im Bauch! Weiss ist die Farbe der Trauer. Die Schuhe wixsen bedeutet hier zulande, die zolldicken Sohlen weiss anzustreichen. Das angenehmste und gebräuchlichste Geschenk, das ein zärtlicher Sohn seinem Vater machen kann, ist ein Sarg! Die Ärzte bezahlt man meist, so lange man gesund ist; wird man krank, so haben sie dagegen Pflege und Medizin umsonst zu liefern. Solche Eigentümlichkeiten könnte man noch viele aufzählen, und sie befremden allerdings den neuen Ankömmling. Setzt er sich aber darüber hinweg und wird er mit dem Volke mehr vertraut, so wird er oft auch überraschende Ähnlichkeiten finden, z.B. in unseren Ansichten über Recht und Unrecht, Gutes und Böses, über Ehrenpunkte; er wird alt-familiären Vorurteilen und Aberglauben wieder begegnen und wird, wie es mir nicht selten ergangen ist, durch Entdeckung persönlicher Eigenheiten und Charaktere lebhaft an gute Bekannte in der fernen Heimat erinnert werden. Es ist viel Wahres in dem italienischen Sprichwort: tutto in mondo è come la nostra famiglia.»

Anmerkungen

- 1 Adolf Kray: Als der Osten noch fern war. Reiseerinnerungen aus China und Japan 1860–69, herausgegeben von Paul Hugger und Thomas Wiskemann, Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1995, Vorwort von Paul Hugger und Thomas Wiskemann, S. 9f.
- 2 Ebd., S. 239f.

Emil Frey (1838–1922)

Flegeljahre daheim – Gefangener im Sezessionskrieg

Es war einmal ein kleiner Schwerenöter, der seine Eltern schon als 12-Jähriger auf Trab hielt. Er hiess Emil Frey und war gewissermassen «der Inbegriff des Ungehorsams gegenüber Weisungen, die von den Eltern oder der Erzieherin kamen, und zog häufig seine beiden jüngeren Brüder ebenfalls in dieses Fahrwasser, so dass für manche Erwachsene das Trio insgesamt als höchst unerzogene Jugendbande galt, der man das Schlechteste zutraute».¹ Und dies nota bene in Arlesheim!

Die Ermahnung

Beredter Ausdruck dieser elterlichen Erziehersorgen ist das folgende Mahnschreiben, das Emils Mutter im August 1850 aus einem Kuraufenthalt in Bad Brestenberg nach Hause schickte: «Wenn Du doch, lieber Emil, nur einmal recht in Dich gehen und recht ernstlich über Dich selber nachdenken würdest, so würdest Du gewiss einsehen, dass es so durchaus nicht bleiben darf mit Dir. Du würdest Dir vornehmen, Dich zu bessern, ganz anders zu werden, und wenn Du dann alle Abende beim Schlafengehen und alle Morgen beim Aufstehen, wie ich es Dir schon so oft gesagt habe, den lieben Gott um seinen Beistand bei Deinem Vorhaben bitten würdest, gewiss würde es nach und nach besser kommen mit Dir! Ach, wie glücklich würdest Du Deine Eltern machen, wenn Du nur auch rechten Ernst und guten Willen zeigtest, wie gern würde ich dann allen Verdruss und allen Kummer vergessen, den Du mir schon gemacht, wenn ich hoffen dürfte, Dich bald auf besserem Weg zu sehen! Gib Dir denn Mühe, lasse mich hoffen, dass Dein Bruder Iwan, wenn er wieder zuhause sein wird, statt wie bisher ein böses, von nun an ein gutes Vorbild an Dir haben werde.»²

Doch Emil liess sich nicht beeindrucken. Das unbotmässige Verhalten des Sohnes ärgerte den gestrengen Vater, seines Zeichens Obergerichtspräsident, derart, dass er bei den Lehrern der Bezirksschule Therwil am 14. März 1851 Unterstützung holte. «Auch ist derselbe junge Mensch», klagte er, «gestern abend – patre absente – der ohnehin sehr angegriffenen Mutter recht insolent begegnet. Sie verbot ihm das Pfeifen während des Lernens; es half nichts, ja, er pfiff noch stärker. Ergreifen Sie, Tit., den Anlass, Ihren Discipel an seine Pflicht zu erinnern, und zwar auf eindruckliche Art.»³

Die väterliche Sorge begleitete den jungen Frey auch nach Amerika, wohin Emil nach einer turbulenten Studienzeit an einer landwirtschaftlichen Schule in Jena geflüchtet war. Geflüchtet? Ja, gewiss, denn in Jena hatte Emil, getragen von den Wogen studentischer Anlässe und Festlichkeiten, Schulden über Schulden gemacht; was er zurückzahlen konnte, wurde oft durch neue Anleihen ersetzt. In Amerika hoffte er, so das Urteil seines Biographen Grieder, «bei intensiver Arbeit in einer freieren Atmosphäre die innere Abgeklärtheit zu suchen. Davon versprach er sich den lange gesuchten inneren Frieden, eine gewisse Gelassenheit. In diesem Sinne



Emil Frey als
Hauptmann der
US-Freiwilligen-
Armee [1863].

war die Reise eine Flucht vor sich selbst und seinen Eltern.»⁴ Die Eltern stellten mit ihrem strengen bürgerlichen Verhaltenskodex seine noch unausgegrenzte Persönlichkeit dauernd in Frage. «Wenn wir auch der Hoffnung uns hingeben», schrieb ihm der Vater in einem Abschiedsbrief vom 8. November 1860 in beschwörendem Tonfall, «dass Amerika Dir eine schöne Zukunft eröffnet, so ist uns allen doch sehr, ja unendlich schwer ums Herz [...]. Doch lass mich lieber schweigen! Weisst ja doch, wie Dein Vater fühlt in diesem Moment. [...] In Amerika angekommen, nur nicht umhergedämmert und geschlingelt, sondern der Arbeit sich in die Arme werfen! [...] Lass den Junker wie den Stutzer (oder Geck) ganz in Europa zurück. Wir alle bitten Dich inständig hierum. In Amerika heisst's Vogel friss oder stirb, höre ich von

jeher. Denk an Deine Schulden, als unter welchen die materiellen (wenn auch sehr stark) doch nicht als die drückendsten Dir vorkommen sollen, bei weitem nicht so intensiv und gravierend wie die moralischen. Bedenke doch, mein Sohn, wie unendlich viel, wozu Leichtsinn und Hoffart Dich verleiteten, Du durch Rechtschaffenheit und Arbeit zu tilgen hast.»⁵

Amerika im Urteil Freys

Emil Frey versuchte seine Vergangenheit in Amerika abzuschütteln, doch das Gelobte Land brachte ihm zunächst keine Erlösung. «Ich will Euch keine Illusionen machen», schrieb er seinen Eltern am 21./24. Februar 1861: «Es gefällt mir in Amerika nicht und wird und kann es mir nie gefallen. Amerika ist kein Land für einen Menschen, der das Bedürfnis nach Bildung und gebildeterem Umgang und anständigem Lebensgenuss hat. Amerika ist das Land der persönlichen Freiheit und des Materialismus, und ich könnte hinzufügen, der Irreligiosität, nämlich des Mystizismus und Atheismus. Ich hasse diese lumpentragende, sich durch die Finger schneuzende, spuckende, stinkende persönliche Freiheit. Wenn ich länger als zwei Jahre in diesem Lande bleibe, so habe ich entweder die hiesigen Mores adaptiert, d.h. ich verachte Waschschwämme, Seife, Schnupftuch, Abtritt oder ich kehre als eingefleischter Aristokrat nach Europa zurück. Und dieser Materialismus! Dieser jede Bildung und Wissenschaftlichkeit roh verachtende, calculierende und betrügende Materialismus! Man gehe mir zum Teufel mit der Vaterlandsliebe, ja so ein Amerikaner liebt sein Vaterland, seine Konstitution, seine Freiheit, aber nicht anders als ein Bauer seine Kuh; gibt sie keine Milch mehr, so verkauft er sie. Auf Oktober 1862 bestelle ich mir eine Verwalterstelle in Deutschland für ein bis zwei Jahre und will später nach Russland ziehen, wo mehrere Freunde grosse Güter verwalten.»⁶

Es kam anders: Frey überwand sein Heimweh, über das er in Briefen an einen Studienkollegen bewegt Klage führte, beendete seine landwirtschaftliche Praxis und meldete sich im Juni 1861 als Freiwilliger in einem von Deutschen und Schweizern gebildeten Infanterieregiment unter die Fahne der Nordstaaten. Seine Motivation umschrieb er folgendermassen: «Ich stamme aus einer alten Soldatenfamilie, deren Blut auf manchen Schlachtfeldern Europas geflossen ist. Das meinige hatte ich bis jetzt bloss auf der Mensur im Studentenduell vergossen. Die Aussicht, einen frischen, fröhlichen Krieg mitzumachen, hatte daher für mich einen grossen Reiz [...]. Allein muss ich zu meiner Ehrenrettung hinzufügen, dass ich mindestens ebenso empfänglich war für die grosse Sache der Republik, für den Gedanken der Erhaltung der Vereinigten Staaten [...]. Zudem war ich wie jeder gebildete Europäer ohne weiteres ein Abolutionist, d.h. ein Anhänger der Abschaffung der Sklaverei.»⁷ Frey rechnete damit, dass der «frisch-fröhliche» Krieg in spätestens drei Wochen zu Ende sein werde. Er sollte sich täuschen! «Zum Salonmenschen bin ich zu verdorben», räsionierte er in einem Brief an die Eltern, «zum Philister auch, ebenso gut wie zum ordentlichen Bürger. [...] So werde ich eben vorderhand als braver Soldat in den Diensten des undankbaren Onkels Sam verbleiben und erspare mir das Geld, mit welchem ich dann froh und frei nach dem alten Kontinent zurücksegeln werde.»⁸

Kriegserfahrungen und Heimkehr

Schicksalstage der amerikanischen Union waren der 1.– 3. Juli 1863, die drei Tage der Schlacht von Gettysburg (Pennsylvanien), Schicksalstage waren es auch im Leben Emil Freys. Am Vorabend der Schlacht von Gettysburg geriet er in Gefangenschaft und wurde am 23. Juli 1863 ins berühmte Libby-Gefängnis eingeliefert. Erst am 14. Januar 1865 kam es nach langer und entbehrungsreicher Geiselhaft zu einem Gefangenenaustausch, der Frey die Befreiung brachte. Charakterlich gestärkt und um zahlreiche wertvolle Erfahrungen reicher, nahm er, nach der Beförderung zum Major und der Verleihung der amerikanischen Staatsbürgerschaft, am 6. Juli seinen Abschied vom Regiment und von den Vereinigten Staaten. Am 4. August traf er in Arlesheim ein. Und dann betrat er die politische Bühne seiner engeren Heimat; 1866 wurde er basellandschaftlicher Regierungsrat; 1891 krönte er seine politische Karriere mit der Wahl in den Bundesrat, dem er sechs Jahre lang angehörte.

Anmerkungen

- 1 Fritz Grieder: Der Baselpieter Bundesrat Emil Frey – Staatsmann, Sozialreformer, Offizier 1838–1922, Liestal: Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 1988, hier S. 20.
- 2 Ebd., S. 19.
- 3 Ebd., S. 24.
- 4 Ebd., S. 40.
- 5 Ebd., S. 40f.
- 6 Ebd., S. 48.
- 7 Ebd., S. 54.
- 8 Ebd., S. 57.

Carl Spitteler (1845–1924)

Der heimwehkranke Olympier

Unsere Reiseanthologie berichtet nicht nur von Fernweh, sondern hie und da auch von Heimweh. Wir gehen kurz der Geschichte des Schweizer Heimwehs nach. Am 22. Juni 1688 legte Johannes Hofer (1669–1752) als kaum Zwanzigjähriger der Basler medizinischen Fakultät eine Krankheitsbeschreibung vor, die in ganz Europa Aufsehen erregen sollte. Ihr Titel: «Dissertatio medica de Nostalgia oder Heimwehe». Darin schildert Hofer, dass das sogenannte Heimweh insbesondere die auswärts dienstuenden und ihre Familien entbehrenden Söldner befallen würde, wie Fritz Ernst darlegt. «Zum Krankheitsbild rechnet er [Hofer] Appetitlosigkeit, Niedergeschlagenheit, Reizbarkeit, Schlaflosigkeit, Herzklopfen, Angstzustände, schleichen-des Fieber, fortschreitende psychische Zerrüttung. Denn die Überbeanspruchung einer einzigen Nervenbahn durch einen einzigen immerzu bohrenden Gedanken, bei gleichzeitiger Vernachlässigung aller anderen Nervenbahnen aus allgemeiner Abstumpfung, muss den ganzen seelisch-körperlichen Haushalt schwächen und schliesslich auf den Tod gefährden. Zum Glück kann die Medizin dem Patienten normalerweise helfen: je nach der Vordringlichkeit der Symptome durch Schwitzen, Aderlass, herzkärkende Mixturen, Brech-, Laxier- und Schlafmittel. Aber das Beste und Sicherste ist immer, dass man den Kranken heimschickt in das entbehrte Vaterland. Dabei erlebt man Wunder. Ein in Basel studierender Berner Jüngling wurde auf dem Heimweg schon auf halbem Weg gesund. Eine Basler Bäuerin, die wegen eines schweren Falls ins Spital eingeliefert worden war, gesundete nicht durch Behandlung, sondern durch Entlassung.»¹ Erkranken nur Schweizer am Heimweh? Hofer verneint die Frage und führt auch gleich das Beispiel eines Pariser Bedienteten an, der sich in Sehnsucht nach seiner Provinz verzehrte, aber allein wegen der Erlaubnis seines Herrn, nach Hause gehen zu können, gesund geworden sei. Immerhin räumt Hofer ein, dass Schweizer eine Heimweh-Prädisposition hätten, und zwar wegen Ermangelung «der zum Frühstück gewöhnlichen Suppe, oder der schönen Milch, oder der Sehnsucht nach der vaterländischen Freiheit».²

Von den Basler Dichtern zu Stadt und Land verdient nur gerade einer den Titel eines Olympiers. Es ist Carl Spitteler, der mit seiner Hexameter-Dichtung «Der olympische Frühling» das homerische Versepos erneuert und damit internationalen Ruhm geerntet hat. 1919 wurde der Liestaler mit dem Literatur-Nobelpreis ausgezeichnet.

Vielleicht könnte man angesichts seiner in die antike Sagenwelt greifenden Dichtung nun meinen, der von einem unstillbaren dichterischen Fernweh getriebene Schriftsteller habe darob den Blick für die Realität verloren – der Schein trügt: Spitteler schwebte nie über den Wolken, er war ein klug beobachtender Zeitgenosse. Das beweisen unter anderem seine Briefe an die Eltern während seiner Russlandjahre (1871–1879). Sie berichten anschaulich vom Leben in der russischen Hauptstadt St. Petersburg, wo es sich der junge Hauslehrer wohl sein lässt. Unvergessen

bleibt seine berühmt gewordene Rede «Unser Standpunkt», mit der er 1914 für unbedingte Neutralität der Schweiz im Ersten Weltkrieg und gegen eine drohende Spaltung zwischen Deutsch- und Welschschweiz eintritt – Beweis genug, dass Spitteler zeit seines Lebens ausserordentlich stark heimatverbunden war, so dass er selbst im hohen Alter bekannte: «Liestal ist und bleibt meine Heimat.»³ Da kann es nicht verwundern, dass er auch glaubhaft von der «Schweizer Krankheit», dem Heimweh, zu erzählen weiss. In seinem schönen Prosarückblick «Meine frühesten Erlebnisse» berichtet er nach einem Umzug seiner Familie von Liestal nach Bern von diesen Gefühlen:

«Schon nach einem halben Jahre hatten wir Kinder die Berner Sprache angenommen, während die Eltern immer ihre heimische Mundart bewahrten. In der Folge verbernerten wir beide ganz und gar, so dass wir später den Schulkameraden in Basel völlig als Bernerbuben erschienen, auch mit unserer Aussprache Lehrern und Schülern anfänglich lebhaftes Ergötzen bereiteten. Nicht das Emmenthaler Deutsch eines Gotthelf und Loosli, sondern das Stadtbernische der Tavel und Greyerz. Im Innersten jedoch, im Herzen, blieben wir Basellandschäftler. Zu lebhaft leuchteten in unserer Erinnerung die tausend und abertausend Erlebnisse der vier ersten Kinderjahre, zu innig beseelte uns die Anhänglichkeit an unsere Grosseltern, Vettern und Verwandten, zu zahlreiche Freunde, Bekannte und Gönner hatten wir zurückgelassen, als dass wir uns dessen hätten entledigen können. Wir fühlten uns in Bern von der ersten Stunde an als Abwesende und bald als Verbannte. Mit der Zeit übernahm uns ein sehnsüchtiges Heimweh, das den Hintergrund unseres gesamten Gefühlszustandes bildete und mit den Jahren nicht abnahm, vielmehr immer deutlicher ins Bewusstsein emporwuchs. Das Wort 'Heimweh' kannten wir zwar nicht und das Wort 'Heimat' verstanden wir nicht. Anders als unsere Mutter, deren Augen feucht erglänzten, wenn wir kräftig und ruhig sangen 'Heimat, Heimat über alles'. Aber die Sache kannten wir: die glühende Sehnsucht nach den zurückgelassenen lieben Menschen und trauten Örtlichkeiten.

Ein Wort war es, das unsere Sehnsucht im Traum und im Wachen seufzte: das Wort Liestal. Mit Liestal meinten wir nicht das Städtchen, denn mit diesem verbanden uns nur wenige und verhältnismässig unbedeutende Erinnerungen, sondern vor allem die lieben Menschen, die in Liestal wohnten, die Grossmutter, der Grossvater, der Ünggeli usw., sodann in zweiter Linie das Haus und die Umgegend des Hauses, wo sie wohnten, also die Brauerei. Nicht etwa das Häuschen unseres Vaters; denn alles was einst Liebes darin gewesen war, war ja mit uns nach Bern gezogen: Mutter, Vater und Agathe. Fremde Menschen hausten jetzt darin, es galt unserm Herzen für leer, wir würdigten es, wenn wir in den Ferien nach Liestal reisten, keines Blickes.

Von der Heftigkeit unseres Heimwehs kann ein anderer sich schwer eine Vorstellung machen; zumal es sich um Kinder handelt, von denen doch die Sage geht, sie lebten in den Tag hinein. Wo fange ich an, um von den tausend Proben einige zu berichten? Der Spaziergang nach dem beliebten Ausflugsort 'Enge' lud unser Herz mit Wehmut, weil dort die Aare zu sehen ist, die in der Richtung gegen Liestal strömt. In der Gerechtigkeitsgasse, an der linken Ecke gegen das Rathaus, neben dem Apotheker Müller, gab es ein Haus, das von aussen wie die gemeinen Häuser aussah,

aber aus dem Hofe innen im Hause fuhr der Postwagen nach Liestal, und zwar, wie Papa uns sagte, nicht bloss ein- oder zweimal im Jahr, sondern täglich. Es gab also Pferde, sogar Menschen: einen Kutscher und einen Kondukteur, die Glücklichen, die jede Woche nach Liestal fahren durften! Ja warum, wenn man es doch kann, fahren nicht alle Menschen alle Wochen nach Liestal? Und wenn die andern Menschen nicht wollen, warum nicht wir? Jammervolle Traurigkeit schlug uns nieder, wenn irgendein Umstand uns an das Posthaus erinnerte; besser gar nicht daran zu denken.

Einmal machten unsere Eltern in Gesellschaft anderer mit uns eine Spazierfahrt in die Nähe von Schönbühl. Wir wussten, dass Schönbühl die erste Poststation auf dem Wege nach Liestal ist. Da bettelten wir allen Ernstes, doch weiterzufahren, da wir doch schon unterwegs seien, und konnten nicht begreifen, warum wir statt dessen rückwärts nach Bern kehrten. Ebenso später, als wir mit der Schule ein Reischen nach dem Weissenstein machten. Auf einer Anhöhe über Solothurn zeigte ein Lehrer gegen das Hauensteingebirge: 'Dort geht es nach Langenbrugg und Liestal' verkündete er. Nun also! Wenn es doch dort nach Liestal geht, warum gehen wir nicht nach Liestal statt auf den unnützen Weissenstein? Im wachen Zustande drängten die täglichen Sorgen und Vergnügungen das Heimweh in den Hintergrund. Aber von Zeit zu Zeit die nächtlichen Träume! Wenn mein Bruder eines Morgens zu mir oder ich zu ihm sagte: 'ich habe von Liestal geträumt', so verstanden wir einander und seufzten. Das gemeinsame Heimweh vornehmlich hat uns die Bruderliebe gelehrt. Wohl kam ab und zu dieser oder jener der schmerzlich Vermissten auf Besuch zu uns nach Bern, und solche Besuche wurden als Herzerquickung mit jubelnden Freudenstürmen begrüsst, allein das war ein Trost, nicht eine Erfüllung; die Ankunft eines einzelnen schürte die Sehnsucht nach sämtlichen.

Nur eines half zum Glücke, zum zeitweiligen Glücke wenigstens: die Ferienreise nach Liestal, wenn sie uns erlaubt wurde, und sie wurde uns fast alle Jahre einmal erlaubt. Ha, wie da unsere Herzen klopfen! Wie wir angstvoll zwischen Furcht und Seligkeit die letzten Tage und Stunden vor der Abreise im Erwartungsfieber dahinglebten, besorgend, es könnte noch in der letzten Minute ein dummes Hindernis dazwischenplumpsen. Mein Bruder freute sich einmal in der letzten Nacht vor der Abreise so unsinnig, dass er am Morgen sich krank meldete und die Liestaler Reise unterbleiben musste. Ich kann es ihm noch heute nicht recht verzeihen.

Der Weg aber, der nach Liestal führte, wurde uns zur heiligen Strasse. Natürlich! er führte doch in die Seligkeit. O wie wir den auswendig kannten! Zuerst Schönbühl. Dort entschied es sich. Wenn man beim Gasthof Schönbühl um die richtige Ecke herum war, in der Richtung gegen Utzenstorf und Jegistorf, so war man gerettet. Nichts konnte einen mehr zurückholen. Aber die richtige Ecke musste es sein; denn es liefen eine Menge Strassen bei Schönbühl nach allen Richtungen. Zum Beispiel nach Biel. Weswegen läuft eine Strasse nach Biel? Gibt es denn auf



1979 gibt die schwedische Post eine Briefmarke zu Ehren Carl Spittelers heraus (im Hintergrund das Liestaler «Törli»).

der Erde Menschen, so verstandesblöde, so stumpfsinnig, so glückblind, dass sie nach Biel mögen statt nach Liestal? Kaum zu glauben. Aber es scheint so. Hinter Schönbühl musste man Geduld schöpfen, denn bis Solothurn wurde es langweilig. Mit Solothurn hatte man die Hälfte gewonnen. Dürremühle und die Clus winkten als die ersten heimatlichen Grüsse aus der Ferne. Langenbrugg, nun ja, die Urgrossmutter wohnt dort, das ist schon etwas, obschon noch nicht das Rechte, mehr nur eine Andeutung. Dagegen Jöris Gärtlein und die Waldenburger Schlossruine, o Wonne! das ist schon halb Liestal. Jetzt Herz und Augen auf! – Aber warum dauert es von Waldenburg nach Liestal noch so unvernünftig, so endlos lange? Was soll das für einen Zweck haben? Gar nicht zu erleben. – Endlich, endlich heisst es: ‘Seht ihr dort den Kirchturm von Liestal?’ Da tanzte die Ungeduld eine Erlösungspolka. Und das erste Mal, dass wir in den Ferien nach Liestal durften, tastete ich am nächsten Morgen im Halbschlaf mit der Hand an die Tapete, ob es auch zweifellos wahrhaftig wahr sei, dass ich nicht bloss im Traum, sondern in haltbarer, gegenständlicher Wirklichkeit die Glückseligkeit erlebte, im leibhaftigen Liestal aufzuwachen, in der Brauerei, beim Grossvater, bei der Grossmutter, beim Ünggeli und allem andern, was das Herz heilt.»⁴

Anmerkungen

- 1 Fritz Ernst: Vom Heimweh, Zürich: Fretz & Wasmuth, 1949; zu Hofer S. 11ff., Zitat S. 15f.
- 2 Ebd., Zitat S. 17.
- 3 Gottfried Bohnenblust: Carl Spitteler – Dichter und Heimat, Bern: Haupt, [1945] (Schweizer Heimatbücher Nr. 8), S. 6.
- 4 Carl Spitteler: Heimweh, in: ders.: Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays, Jena: Eugen Diederichs, 1920 (EA 1898), S. 151–156.

Paul Sarasin (1856–1929) und Fritz Sarasin (1859–1942)

Reisende in Sachen Wissenschaft

Sie reisten zwischen 1883 und 1925 nicht weniger als fünf Mal nach Ceylon, dem heutigen Sri Lanka, die beiden Grossvettern Paul und Fritz Sarasin. «Ausgezogen, um die ceylonesische Blindwühle und Elefantenembryonen zu untersuchen, kamen sie auf die Veddah, in ihren Augen eine unverfälschte, originale Kultur. Sie vermassen und dokumentierten, um einen Stammbaum der menschlichen Evolution zu erstellen – und um den Baslerinnen und Baslern zuhause ein getreues Bild eines Urvolkes zu vermitteln. Ihre erste Ceylon-Expedition (1883–1886) war die erste wissenschaftliche Forschungsreise des späteren Museums für Völkerkunde überhaupt – ganz ohne staatliche Finanzierung.»¹

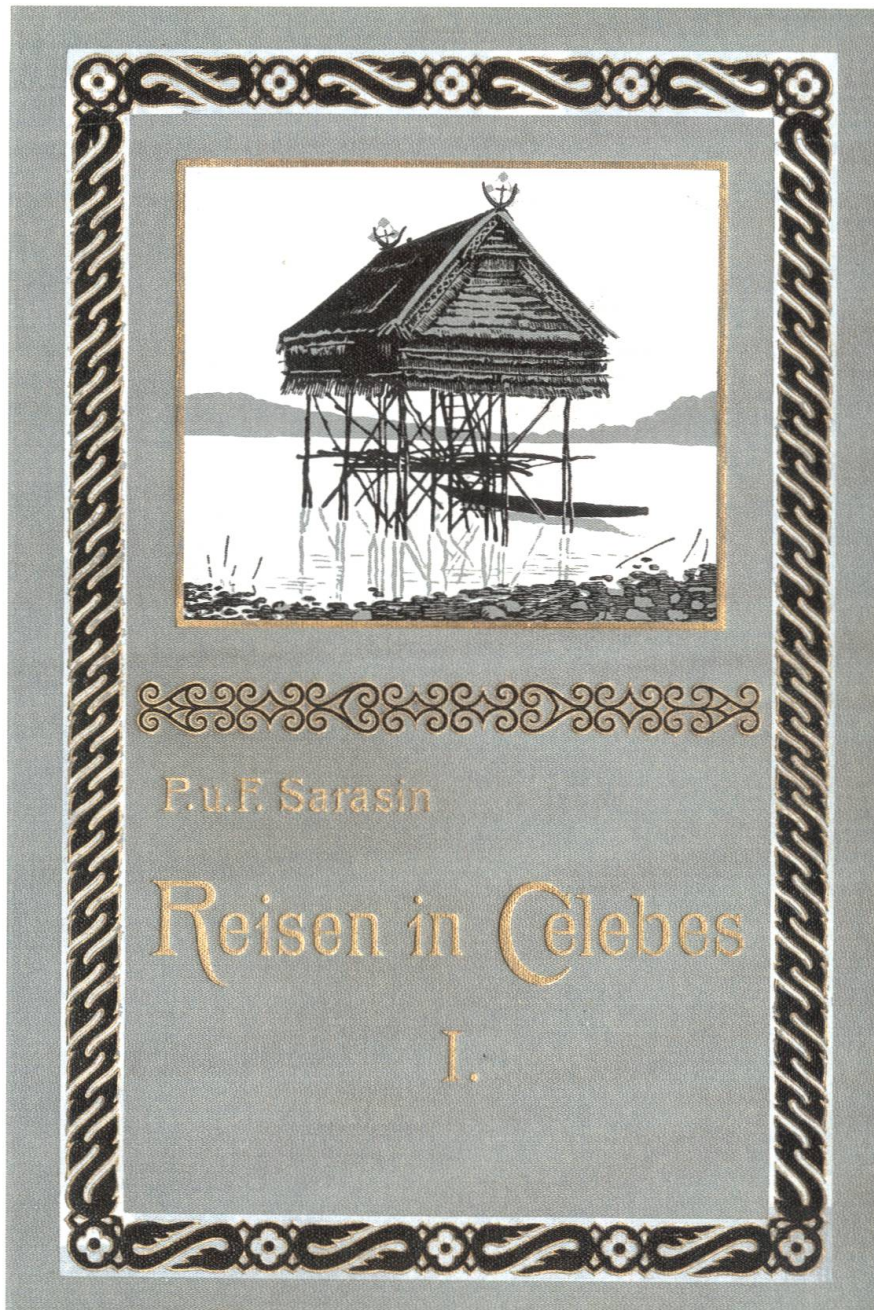
Wenn das Basler Museum der Kulturen weltweit bekannt ist, dann verdankt es diesen Ruf nicht zuletzt diesem Forscherpaar. Der Zeitpunkt der Reise war günstig: «Wohl waren die Küstenlinien durch die Seekarten im grossen und ganzen festgelegt worden, aber ungeheure Gebiete im Innern waren noch nie von einem Europäer betreten gewesen; andere waren zwar gelegentlich von Beamten oder Missionaren, noch nie aber von Naturforschern besucht worden [...].»² Da bot sich den beiden Sammlern, die mit dem Segen der Königlich niederländischen Regierung reisten, ein weites Feld!

Von ihren fünf Expeditionen brachten die beiden Forscher in ihrem Reisegepäck eine ansehnliche Sammlung zurück: 441 Objekte, 542 Photographien und nicht zuletzt einen Elefanten!³

Erste Celebes-Erfahrungen

Die beiden Vettern liessen es jedoch nicht nur beim Sammeln bewenden, 1905 veröffentlichten sie in zwei Bänden einen reich illustrierten Reisebericht über die fünf in den Jahren 1893–1896 sowie 1902–1903 durchgeführten Exkursionen. Wir entnehmen dem ersten Band der «Reisen in Celebes» (heute Sulawesi) die Schilderung ihrer Ankunft auf der Insel:

«Als die Sonne am Morgen des 26. Juni 1893 strahlend sich erhob, fuhr unser Dampfer in die Bai von Menado ein. Aus dem Gürtel dunkler Kokospalmen, welche den Strand umrahmten, leuchteten einzelne weisse Häuser und die grauen Mauern des holländischen Forts hervor. Gleich hinter der flachen Strandzone erhob sich das Land, einem grünen Amphitheater gleich, und hohe Vulkanberge, deren Gipfel eben von den ersten Strahlen des Tagesgestirns mit rotgoldenem Schimmer übergossen wurden, beherrschten grossartig und lieblich zugleich das schöne Landschaftsbild. Links erhob sich der gewaltige Kegel des Klabat, das Wahrzeichen der Minahassa und die Landmarke der Schiffer, rechts mehr genähert der Lokon mit seinen Nebengipfeln. Mächtige Wolken weissen Dampfes entquollen dem Fusse des Lokonkegels in die frische Morgenluft.



Umschlag des ersten Bandes der 1905 in Wiesbaden erschienenen Reiseberichte von Paul und Fritz Sarasin.

So waren wir denn am Ziele unserer Reise angelangt, nachdem wir am 6. April Basel verlassen hatten. Die Aufgabe, die uns hierher geführt, war eine naturwissenschaftliche Erforschung der Insel Celebes. Seit Salomon Müller und Wallace war Celebes in tiergeographischer Beziehung in die erste Linie des Interesses gerückt worden. Ob seine Lebewelt zur asiatischen oder zur australischen zu rechnen und wo die Grenzlinie zwischen den beiden Faunen zu legen sei, diese Fragen hatten eine grosse Reihe geistvoller Naturforscher beschäftigt, ohne dass eine Einigung erzielt worden wäre. Ein solches Problem zu lösen, schien uns eine würdige Aufgabe zu sein, und wir dachten sie so anzufassen, dass wir an den verschiedensten Punkten der bizarr gestalteten Insel uns für längere Zeit aufhalten und überall der Herkunft nach wohl

bestimmte Sammlungen anlegen wollten, durch deren Vergleichung unter sich und mit den Nachbarinseln Schlüsse auf die Herkunft der Tier- und Pflanzenwelt von Celebes gezogen werden könnten. Da wir gleich einsahen, dass eine Geschichte der Besiedelung der Insel ohne Berücksichtigung der Geologie nicht denkbar sei, so wurde von Anfang an beschlossen, soweit es uns möglich, auch nach dieser Richtung hin zu arbeiten. Nicht minder sollte das Studium der klimatischen Verhältnisse ins Auge gefasst werden. Um mit all' diesen Aufgaben zu beginnen, schien uns die Minahassa, die nordöstlichste Ecke der Insel, der am besten geeignete Platz zu sein, weil diese kleine Landschaft, seit Langem unter direkter holländischer Herrschaft stehend, sich durchaus friedlicher und wohlgeordneter Zustände erfreut. Hier wollten wir in aller Ruhe die Basis legen für unsere Kenntnisse und dann von hier aus weiter gehen in unbekannte Gebiete. Wir hatten das Glück, dass damals noch weit- aus der grösste Teil der Insel eine Terra incognita war, ein ungeheures Arbeitsfeld. Geographisch bekannt und einigermaßen genau kartographiert waren ausser der Küstenlinie nur der Süden der Insel, wo die Stadt Makassar liegt, dann die Landschaft Gorontalo am Tomini-Golf und die Minahassa. Wohl gab es Karten, die auch das ganze übrige Celebes mit Gebirgen, Flüssen und Namen bedeckten, so dass man glauben konnte, ein wohl erforschtes Land vor sich zu haben, wenn man nicht wusste, dass Phantasie den Stift geführt und im besten Falle Erkundigungen, von Eingeborenen eingeholt, dem Bilde zugrunde lagen. Die geographische Erforschung dieses gewaltigen, unbekannten Landes schwebte uns daher gleichfalls als glänzende Aufgabe vor. Menado ist ein freundliches, kleines Städtchen von etwa 11 000 Seelen, mit einem Geschäftsquartier, wo neben europäischen Bureaux Chinesen und Eingeborene verschiedenster Herkunft ihre Kaufläden und Werkstätten haben, und einem europäischen Viertel mit breiten Strassen, zu deren Seiten die hübschen, meist auf Pfählen ruhenden und mit hohen, palmblattgedeckten Dächern versehenen Häuser, jedes für sich, in einem umhegten Gärtchen stehen. Menado ist der Hauptort der Residentschaft gleichen Namens, welche den ganzen Nordarm der Insel, mit Einschluss der Sangi- und Talautgruppen und die Länder im Grunde der Tominibucht umfasst. Der Südarm von Celebes dagegen, ferner der grösste Teil von Central- und Südost-Celebes bilden zusammen das sogenannte Gouvernement Celebes mit einem Beamten an der Spitze, der in Makassar residirt und den Titel 'Gouverneur von Celebes' führt, wobei aber nicht zu vergessen, dass hier unter Celebes nicht etwa die ganze Insel, sondern nur der eben genannte Teil zu verstehen ist. Endlich stehen der Ostarm der Insel und einige Landschaften des Südostens unter dem Residenten von Ternate, weil der dortige Sultan auf diese Gebiete alte Rechte besitzt. Wir wollen hier nicht die historische Entwicklung verfolgen, welche zu dieser komplizierten, dreiteiligen Regierungsform geführt hat. Genug, dass wir bei unseren Reisen öfters gewünscht hätten, es möchte das Ganze in einer starken Hand vereinigt sein. Die Grösse von Celebes, mit Ausschluss der vorgelagerten Inseln, wird auf 3258 geographische Quadratmeilen, also cirka 180 000 Quadratkilometer angegeben. Als Gesamtzahl der Einwohner lässt sich schätzungsweise die von zwei Millionen nennen. Der Resident von Menado, Herr E. J. Jellesma, empfing uns aufs freundlichste und sagte uns für alle unsere Unternehmungen seine Hilfe gerne zu. Es handelte

sich nun zunächst darum, für unsere Studien einen geeigneten Ort zu finden. Menado schien uns nicht günstig zu sein, weil das Städtchen weit und breit von Kulturland umgeben ist und daher grössere Waldstrecken fehlen. So wurde beschlossen, einen Versuch mit Kema zu machen, welches an der gegenüberliegenden Küste, somit an der Molukkensee gelegen ist. Es führt von Menado eine gute Fahrstrasse hinüber; wir gingen aber zu Fuss und brauchten etwa sieben Stunden. Der Weg folgt einer das Land quer durchsetzenden Senke, indem die höchste Stelle zwischen den beiden Küsten bei Ajermadidi nur 233 Meter erreicht; er führt unausgesetzt durch Kulturland, teils verlassene und mit Gestrüpp bedeckte, teils gutgehaltene Fruchtgärten und Felder. Dorf reiht sich an Dorf; die kleinen Häuser erscheinen alle hübsch gebaut, auf weiss getünchten Pfählen ruhend und mit einer offenen Vorgalerie versehen, in der europäische Stühle prangen und eine Lampe von der Decke herabhängt; jedes Haus ist von einem Grasfleck umgeben und durch eine Hecke rotblühender Hibisken oder buntblättriger Blattpflanzen vom Nachbarstück und von der Strasse abgetrennt. Freundlich grüssende, sauber gekleidete Menschen überall; Frauen in Trüppchen nach den Feldern ziehend oder nach Hause zurückkehrend, lachen dem Wanderer heiter entgegen. In Ajermadidi, etwas mehr als halbwegs, war gerade grosser Markt-(Passar)tag. Eine Menge zweirädriger Ochsenkarren und Dutzende kleiner Pferde belebten das bunte Bild. Es wird hier in der Gegend unter anderem viel Tabak gebaut, und es scheint ein allgemeiner Wohlstand zu herrschen. Der Ort liegt recht hübsch am Fusse des waldigen Klabat.

In Kema fanden wir ein freundliches kleines Gasthaus, von einer alten Minahasserin recht brav gehalten. Der unbedeutende Küstenplatz mag etwa 600 Einwohner zählen, die sich von Fischfang und etwas Landbau ernähren; es sind überwiegend keine echten Minahasser, sondern fremde Elemente, die hier wohnen, sogenannte Burgers, eine gegenüber den eigentlichen Eingeborenen privilegierte Gesellschaft, frei von Steuern und Herrendiensten, d. h. verpflichteten Arbeiten an Strassen usw., wofür sie, wenigstens früher, in gefährlichen Zeiten Kriegsdienste als 'Schüttere' zu leisten hatten. Diese Burgers sind teils Christen, teils Mohammedaner. Auf die Minahasser selbst werden wir daher erst später zu reden kommen, wenn wir uns in den Bergen, in ihrem eigentlichen Centrum aufhalten werden. Kema hat früher bessere Zeiten gesehen als heute; es wurde vielfach von Walfischjägern, meist Amerikanern, aufgesucht, die aber jetzt, da dieses Wild selten geworden, die molukkeschen Gewässer meiden. Auch holländische Boote kamen früher in grösserer Zahl, während sie jetzt nur noch zur Zeit, wenn heftige Westwinde die offene Reede von Menado gefährlich machen, Kema anlaufen. Auch der Kontrolleursitz ist aufgehoben und nach Ajermadidi verlegt worden. An Ruhe und Musse konnte es uns also hier nicht fehlen.

Der Blick von einem der buschbedeckten Hügel am Strand ist ungemein lieblich. Hinter dem Kranze von Kokospalmen, welche die weite Bai umsäumen, und einer Zone niedrigen, meist grasbedeckten welligen Landes erhebt sich ungefähr im Norden der majestätische Klabat, weiter nordöstlich der Vulkan Sudára (die Geschwister) mit seinen beiden fast gleich hohen Gipfeln, und noch weiter im Osten taucht die dunkelbewaldete Insel Lembe, durch eine schmale Strasse vom Festland getrennt, aus dem Wasser.

Wir beschlossen, hier zu bleiben, zumal uns gleich einige zoologische Seltenheiten vom Lande sowohl, als aus der See zugetragen wurden, und begannen nach einer Wohnung zu suchen. Zwei Häuser, gerade neben dem Gasthaus, standen leer, ein grösseres, das wohl früher von einem Europäer bewohnt gewesen war und ein kleines Eingeborenenhaus. Für 35 Gulden monatlich mieteten wir die beiden. Das grosse sollte unser Wohnhaus, das kleine Laboratorium werden. An einen sofortigen Bezug war freilich nicht zu denken, denn die Termiten hatten in beiden Wohnungen arg gehaust, und der Regen hatte durch Löcher im Palmblatt-(Atap)dach freien Zutritt ins Innere gefunden. Nun wurde von Arbeitern zusammengerufen, was in Kema zu haben war. Fenster, Türen und Läden wurden nachgesehen und zurechtgehobelt, bis sie wieder schlossen, die von Termiten zerfressenen Bretter des Fussbodens und der Decke durch neue ersetzt, das Dach geflickt, endlich das Äussere mit weissem Kalk, die Fensterläden im Wohnhaus grün, im Laboratorium himmelblau angestrichen und hierdurch dem Ganzen ein freundliches Aussehen gegeben. In der Küche hinter dem Hause wurde ein neuer Herd errichtet unter Aufsicht unserer javanischen Köchin, die wir mit ihrem Manne, der als Diener fungieren sollte, von Batavia mitgebracht hatten. Dieser Herd war nichts als ein rechteckiger Holzrahmen, auf vier Bambusstützen ruhend und mit Erde gefüllt; je zu dritt in die Erde hineingepflanzte Steine dienten als Unterlager für die Pfannen. Die beiden Häuser standen auf einem ebenen Grasplatz, der in grosser Verwahrlosung sich befand und mit Rollsteinen übersät war, welche der nahe vorbeifliessende Kemafluss oder Sawangan bei einer Überschwemmung hergebracht hatte. Einige Fruchtbäume, Kokospalmen, grosse Mangos und dunkelblättrige Mangostans standen darauf zerstreut. Hier gab es viel zu tun, um Ordnung zu schaffen; zuerst war ein solider Haag nötig, um Pferde und Schweine, welche hier zu weiden pflegten, auszuschliessen; dann mussten die Steine und unendlicher Unrat, der einer Menge von Ungeziefer Schlupfwinkel bot, entfernt werden. Die beiden Häuser wurden durch einen gedeckten Gang verbunden, um auch bei Regenwetter den Verkehr zu erleichtern. Soweit war nun alles gut, aber es fehlte noch das ganze Mobiliar, einen alten Tisch und zwei Schaukelstühle ausgenommen. Wohl unternahm es ein hiesiger Schreiner, rohe Tische für das Laboratorium und Regale für unsere Bücher herzustellen, aber sonst war nichts zu bekommen. Wir mussten also nach Menado zurück, wo europäische Tokos (Kaufläden) sich befinden, und wo zufällig gerade ein Beamter, der nach einem anderen Orte versetzt worden, seinen ganzen Hausrat versteigern liess, oder, wie man in Indien sagt, 'Vendutie' hielt. Ein langer Zug der kleinen minahassischen Ochsenkarren schleppte unsere Möbel, Küchen-, Essgeräte usw. nach Kema hinüber und zugleich auch die 92 Kisten, welche unsere von Europa mitgebrachte wissenschaftliche Reiseausrüstung enthielten. Nun gings an Einrichtung von Haus und Laboratorium, und in kurzer Zeit gewann das Ganze ein recht wohnliches Ansehen. Der Inhalt von 14 Bücherkisten füllte die rohen Schäfte der Bibliothek, welche zugleich auch als Esszimmer diente; im Laboratorium reihte sich Glas an Glas und wurden die Mikroskope in Ordnung gesetzt; ein meteorologisches Wetterhäuschen, auf dem freien Grasplatz isoliert stehend, erhielt seinen Inhalt von Thermo- und Hygrometern; eine photographische Dunkelkammer wurde aus Bambus und doppelter Palmblatt-

lage hergestellt; trotz aller Vorsicht konnte sie doch nur des Nachts gefahrlos benutzt werden. Am 16. Juli, also nicht ganz 3 Wochen nach unserer Ankunft in Kema, schliefen wir zum ersten Male im eigenen Heim.»⁴

Anmerkungen

- 1 Richard Kunz: Vermessen, sammeln und forschen, in: Expeditionen und die Welt im Gepäck, Ausstellungszeitung Museum der Kulturen Basel, 2012, S. 4–9, hier S. 5.
- 2 Paul und Fritz Sarasin: Reisen in Celebes, ausgeführt in den Jahren 1893–1896 und 1902–1903, Wiesbaden: C. W. Kreidel, 1905, Band 1, S. V.
- 3 Expeditionen und die Welt im Gepäck, 2012, passim.
- 4 Sarasin, S. 1–7.

Jakob Wirz (1856–1904)

Russische Erfahrungen

«Ich habe nie geglaubt, dass das Heimweh so stark sein könnte, und doch ist es erst der vierte Tag, dass ich fort bin.» Das schrieb Jakob Wirz als kaum Sechzehnjähriger seiner Mutter in Gelterkinden aus Basel, wo er in einer Fabrik die Bandweberei erlernen sollte.¹ Streng waren die Bestimmungen des Lehrvertrags: von sechs Uhr früh bis sieben Uhr abends – auch länger, wenn es sein Lehrmeister verlangte – hatte der Lehrling im Betrieb zu sein und erhielt, wenn er nicht bei seinem Lehrmeister wohnte, 12 Franken wöchentlich. Nach Abzug von Logis und Kost verblieben ihm noch ganze vier Franken «Sackgeld»; mit diesem Wenigen hatte er, mit Ausnahme von einem Paar Schuhe, das er jährlich bezog, alle Ausgaben zu begleichen.

Die grosse Stunde schlug für Jakob Wirz Ende 1878. Am 30. November stieg er in den Schlafwagen, der ihn über Frankfurt und Berlin nach Russland trug, wo ihm, wie P. Winter festhält, «grossartige geschäftliche Erfolge, ein häusliches Glück und ein schwerer Tod beschieden waren». Wirz trat in die Firma des Rickenbachers Heinrich Handschin ein, der 1859 in Moskau eine eigene Handweberei eröffnet hatte, 1882 wurde er deren Geschäftsführer und drei Jahre später Teilhaber. «Von Moskau hatte Jakob Wirz anfangs ein zwiespältiges Bild. So sehr ihm der Kreml mit seinen Palästen, mit den goldenen Kuppeln seiner vielen Kirchen, die breiten, mit alten Bäumen bepflanzten Boulevards um den Stadtkern, die Häuser mit den Vorgärten, dazu die weiten Entfernungen, die riesigen Menschenmassen imponierten, so musste ihm, dem peinlich akkuraten Basler, die nachlässige, ja oft zerlumpte und schmutzige Kleidung auffallen, die Schafpelze, die unförmlichen Filzstiefel, und leider auch die wüsten Szenen der Trunkenheit, namentlich am Sonntag und besonders in den Arbeitervorstädten. So beschreibt er in einem Brief das bekannte jährliche Volksfest, das 'Guljanje' beim Neuen Jungfrauenkloster, auf der grossen Wiese gegenüber den Sperlingsbergen: 'Der Anblick war interessant, aber nicht schön, in und um das Kloster betrunkene Männer, Weiber, Halbwüchsige, sogar in der Kirche selbst, dazu ein Heidenspektakel von den Komödianten, Händlern etc. – es mag auf einem Baselbieter Jahrmarkt noch so toll zugehen, aber es ist nicht so wie auf einem russischen Guljanje.' Dafür schwelgt er in der Beschreibung des grossen Moskauer Café Strelna [...]. Auch von den russischen Gummi-Überschuhen, den Galoschen, ist er begeistert, die man über feinen eleganten Rohrstiefeln trägt und im Vorzimmer vor Betreten der Wohnräume abstreift – sie wären auch für Gelterkinden gar nicht unpraktisch und würden Salomeli viel Arbeit ersparen. Endlich – anfangs Dezember fing es an zu schneien an und Moskau zeigte sich in seiner weissen Pracht, besonders zauberhaft beim Mondschein. Auf einen Schlag waren der Schmutz, die holperige Strasse, die rasselnden Fuhrwerke verschwunden und man sah nur noch Schlitten.»

Während Handschin sich mit der Zeit aus dem Geschäft zurückzog und nach Basel übersiedelte, führte Wirz das Industrieunternehmen von Erfolg zu Erfolg. Um die Jahrhundertwende beschäftigte es 500 bis 600 Arbeiterinnen und Arbeiter, die

in drei langgestreckten, dreistöckigen Gebäuden mit hohen Räumen untergebracht waren. «Im ersten wohnten die ledigen Burschen, im zweiten die Mädchen, und im dritten hatten die Ehepaare je ein Zimmer – die Kinder waren auf dem Dorf bei den Grosseltern. Gegessen wurde in grossen Speisesälen, gekocht in der Gemeinschaftsküche, der Saal-Älteste, der Koch und seine Gehilfen wurden von den Arbeitern gewählt, der Arbeitergenossenschaft. Das Essen war gut, einfach, aber reichlich, man rechnete ein Pfund Fleisch pro Person täglich, dazu Schwarzbrot, Kartoffeln und Kohl à discrétion, und zum Trinken gab es den Kwas, ein leicht gegorenes Getränk aus Roggenbrot, das leicht säuerlich war und ausgezeichnet schmeckte. Von Alkohol war während der Arbeitszeit keine Rede – den leistete man sich am Sonntag Vormittag, wo die staatlichen Schnapsbuden wie absichtlich den ganzen Morgen offen standen [...]. Waren die Arbeiter zufrieden? Schon ein Jahr nach dem Eintritt Jakobs in den Betrieb kam es zu einem kurzen Streik, der damit endete, dass die Verhältnisse in der Fabrik vom Fabrikinspektorat und von der Polizei untersucht wurden und Alles in Ordnung befunden wurde – wie Jakob heim schrieb, verdienten die Leute bei ihm mehr als in anderen Fabriken. Dessen ungeachtet vertieften sich die sozialen Spannungen nach der Jahrhundertwende; die grosse Revolution warf ihre Schatten voraus und verdüsterte die letzten Lebensjahre des Baselbieter Unternehmers.

Obwohl sich Jakob Wirz in Moskau wohlfühlte, liess ihn der Gedanke, 'nach getaner Arbeit' wieder in die Heimat zurückzukehren, nicht los. In diesem Sinn verwarf er die Idee, eine 'Moskowiterin' zu heiraten; wie hätte sich auch eine an das Grossstadtleben gewöhnte Frau im dörflichen Gelterkinden zurechtfinden können? Auf einer Reise in die Heimat lernte er dann 1885 seine zukünftige Frau kennen, die er ein Jahr später heiratete; seine Schwestern aber beauftragte er, in Gelterkinden für den vorgesehenen Hausbau ein Grundstück zu kaufen, doch war es ihm nicht vergönnt, dieses Haus je zu beziehen. Er verstarb nach schwerer Krankheit in Moskau, seine Beisetzung erfolgte auf dem Kirchhof in Gelterkinden in dem von der Gemeinde geschenkten Familiengrab. Damit schliesst sich der Kreis: Jakob Wirz war Zeit seines Lebens ein Heimwehbaselbieter, und dieser Heimat blieb er bis über den Tod hinaus treu.»

Die Erinnerung an Jakob Wirz ist in Gelterkinden nicht ausgelöscht: 1890 beteiligte er sich mit 800 Franken an einer neuen Glocke, die noch immer die Stunde schlägt. Allerdings wurde sie nicht auf den Namen Wirz getauft, sondern auf jenen seines früheren Arbeitgebers, der mit der Stiftung von 10 000 Franken den Löwenanteil der Glocken-Anschaffung berappt hatte.

Anmerkungen

- 1 P. Winter: Jakob Wirz-Nidecker und seine Vorfahren, Hektographie 1962, Privatbesitz.

Emil Beurmann (1862–1951)

Bonvivant, Frauenheld und Maler-Poet

Wer kennt Emil Beurmann heute noch, dieses ehemals so bekannte Stadtoriginal, das mit seinen amourösen Eskapaden bis ins hohe Alter immer wieder von sich reden machte, das in Paris freundschaftlich mit Albert Anker, Cuno Amiet, Frank Buchser, Lovis Corinth und Giovanni Giacometti verkehrte und das zu Hause in Basel Gäste mit klingendem Namen begrüßte: Hans Albers, Max Reinhardt, Arthur Schnitzler, Richard Strauss und Richard Tauber. Obwohl Beurmann von früher Jugend an als begabter Zeichner, Maler und Porträtist in Erscheinung trat, dürften heute seine Werke nur noch in Depots auffindbar sein, und das Gleiche gilt für seine Reiseerinnerungen. 1899 veröffentlichte er Skizzen über seine «Malerfahrten im Orient und in Spanien». Wir entnehmen dem Bändchen einige Zeilen der farbenfrohen und zugleich traurigen Schilderung Neapels.

«Neapel ist die Stadt des Bettels und der armen Leute; nirgends noch sah ich so viele Hände sich nach einem Almosen ausstrecken, nirgends auch so viele zerlumpfte Gestalten auf der Strasse herumlungern und jeden anständig aussehenden Passanten mit gierigen Blicken verschlingen, wie in Neapel.

‘Geben sie Acht auf den Inhalt Ihrer Taschen!’ – warnte mich mein Begleiter, der mit den neapolitanischen Sitten schon von früher her vertraut war, als wir durch die volkreichen Strassen wanderten, ‘denn hier wird stibitzt, was nicht sorgfältig gehütet wird.’ [...] Und die Droschkenkutscher, diese Menschenklasse, die im Strassenleben jeder Grossstadt eine so wichtige Rolle spielt, sie sind in Neapel von einer Zudringlichkeit ohne gleichen. Ein ungewaschener, unrasierter Bursche in einem Kamisol, dessen Nähte notdürftig noch an einigen Fäden zusammenhalten, thront hier der Kutscher auf dem schmierigen Bock seines meist sehr dezimiert und unsauber aussehenden Vehikels, an das ein kleines mageres Rösslein angeschirrt ist, welches mit Schlägen reichlich traktiert wird und merkwürdigerweise trotzdem an Ausdauer und Zähigkeit es mit manchem viel besser aussehenden Stammesgenossen herzhafte aufnehmen könnte. Dieser neapolitanische Droschkenkutscher hat die felsenfeste Überzeugung, dass es für jeden anständig gekleideten Menschen schimpflich sei, zu Fuss zu gehen. Wo er daher einen solchen erblickt, so sucht er sich mit energischen ‘Pst, Pst!’ und ‘he, he’ bemerklich zu machen und verschmäht es nicht, eine halbe Strasse weit neben ihm herzufahren, um ihm in langer Rede begreiflich zu machen, dass das Fahren eigentlich doch für ihn das einzig Richtige wäre.

Und wirklich, es ist ein grosses Vergnügen, sich im dichten Gewühl der engen neapolitanischen Strassen herumführen zu lassen. Welche Fülle niegesehener Bilder links, rechts, vor und über dir. Was wird da Alles auf der Strasse getrieben, das sich an anderen Orten scheu vor fremden Blicken verbirgt; und Alles ist farbig, bunt, malerisch, wenn auch bedenklich schmutzig. Überall begegnen dem aufmerksamen Beobachter Zeichen verschwundener Grösse, Spuren einstiger Pracht. Im engsten Gässlein öffnet sich plötzlich ein Portal, durch das du einen Blick hineinwirfst in die



Die «Malerfahrten»
von Emil Beurmann,
1899 in Basel
erschieden.

Vorhalle eines stolzen Palastes mit 'Säulenhallen und Geländern', kühnen Treppenanlagen und Marmoralustraden. Doch wo einst stolze Patrizier und Prinzen aus- und eingingen, hockt jetzt vielleicht ein zerlumpter Schuhflicker und verdient sich kümmerlich seine paar Soldi; von der prächtigen Façade ist der Verputz heruntergefallen, und über allem liegt ein Hauch der Verwahrlosung und Verarmung.»¹

Anmerkungen

- 1 Emil Beurmann: Malerfahrten im Orient und in Spanien, Basel: Georg & Co., 1899, S. 2–4.

Adam David (1872–1959)

Reisen und Jagen

Wer erinnert sich? Anno dazumal war die Zeit tatsächlich noch fernsehlos, umso wichtiger das Radio. Adam David, der Basler Grosswildjäger, gehörte in dieses Umfeld und erhielt 1954 für seine beliebte Vortragsserie über seine Jagderlebnisse im fernen Afrika – «Dr Doggter David verzellt» – den Radiopreis. Auch mit seinen 1908 und 1910 gedrehten Safarifilmen – der Operateur der Pathé-Gesellschaft kurbelte den schweren Holzkasten noch von Hand – leistete er Pionierarbeit.

Wie Hans A. Jenny in seinem Buch über «Basler Originale» schreibt, lebte Adam David «in einer Zeit, wo ökologische Zusammenhänge noch nicht so klar waren wie heute und Artenschutz noch kein Thema bedeutete. Es gehörte damals zur männlichen Mutprobe einer geldstarken Bevölkerungsschicht, sich 'Aug in Aug' mit 'wilden Bestien' einen Kampf auf 'Leben und Tod' zu liefern. In seinem 1947 erschienenen Buch 'Durch Dick und Dünn' ist sich Doktor David in hohem Alter der einstigen Jugendsünden gegen die Natur durchaus bewusst geworden: 'Der Stosszähne wegen wurden und werden die Elefanten verfolgt – ein Wunder, dass es noch welche gibt! [...]'.»¹

Adam David war kein gewöhnlicher Waidmann, er war wie erwähnt auch «kinematographischer Jäger», und das kam so: «Gegen Ende des Jahres 1907 machte ich einen Besuch in der Schweiz, während dessen ich hauptsächlich der Gems-, Reh- und Hasenjagd oblag. In dieser Zeit geschah es auch, dass ich einmal in einem Photographenklub eine Reihe von Projektionsbildern aus Afrika vorführte. Bei der Betrachtung dieser Tierbilder machte einer der Anwesenden die Bemerkung, es wäre hübsch, wenn die Tiere sich bewegten. 'Das wäre Kinematographie', meinte ein anderer, und sofort wusste ich, dass ich versuchen wollte, in der Wildnis kinematographische Aufnahmen von Jagden und lebendem Wilde zu machen. Das war nämlich damals noch etwas vollständig Neues. Andern Tags fuhr ich nach Paris zum Direktor der grössten Kinematographenanstalt, dem ich meinen Vorschlag unterbreitete. Und letzterer wurde mit Freuden angenommen! Bald darauf konnte ich in Begleitung eines Photographen, den mir die Firma mitgab, nach Afrika zurückkehren. Bevor ich auf die Schilderung dieser neuen Reise eingehe, seien hier einige Erklärungen über die Technik der Kinematographie vorausgeschickt.»² Wir verzichten auf die Wiedergabe der auf drei Seiten ausgebreiteten theoretischen Einführung in die Kunst der 'lebenden Bilder' und wenden uns der Schilderung der Aufnahmepraxis zu:

«An einem andern Tag stiessen wir ganz unverhofft auf zwei Nilpferde, die sich lustig im Wasser tummelten, untertauchten, wieder an der Oberfläche erschienen und in behaglichem Wohlsein Wasser aus der Nase pusteten. Dies alles wurde mit dem Apparat aufgenommen, und es wurde beschlossen, eine Jagd in Szene zu setzen, um sie ebenfalls unsern Films einzuverleiben. Doch andern Tages waren die Kolosse verschwunden und ausgewandert; wir hatten sie vielleicht doch zu stark beunruhigt. Lange fahndeten wir vergebens nach einer Gelegenheit, unserer Nilpferdaufnahme



Der stolze Jäger Adam David auf dem erlegten Flusspferd, Stereonegativ.

die Fortsetzung folgen zu lassen, bis wir auf einem Pirschgange in einem Restchen Wasser von ungefähr zweihundert Quadratmeter Oberfläche ein von aller Welt verlassenes altes Nilpferd entdeckten, das wahrscheinlich hier die Regenzeit abwartete, die ihm durch das dann folgende Steigen des Flusses Befreiung bringen sollte. Wir zogen uns zurück, bevor es uns bemerkte, und bereiteten folgende Jagdszene vor, die von Anfang bis zu Ende kinematographiert wurde. Zunächst wurde ein Jagdlager zwischen Bäumen hergestellt: dichte Lianen hängen von den Ästen hernieder, in deren Schatten sieben meiner Leute mit Lanzen und Messern und meine Wenigkeit gelagert sind. Plötzlich kommt, aus dem Hintergrunde hervortretend, die Wache auf mich zu und bedeutet mir, ihr zu folgen. Wir erheben uns, halten Ausguck, und mit allen Zeichen freudiger Erregung verschwinden wir hinter Busch und Riedgras. Das ist sozusagen die erste Szene, und nun folgte das Hauptstück. Der Operateur musste mit grösstmöglicher Vorsicht den Apparat so stellen, dass er das Nilpferd und die anschleichenden Jäger miteinander aufnehmen konnte. Als dies geschehen war, traten wir wieder in Tätigkeit. Wir kommen in aller Eile und doch vorsichtig, um das Nilpferd nicht zu beunruhigen, zum Flussufer, lassen uns durch Schilf und Gras hinuntergleiten, schleichen um die mächtigen Felsblöcke, besteigen sie, und als ich von oben herab das Nilpferd im Schatten stattlicher Uferbäume im Wasser sehe, halte ich gut drauf und drücke ab: ein stilles Sinken unter dem Wasserspiegel, einige Luftbläschen an der Oberfläche – das war alles! Ein Opfer der Kinematographie!

Da das Nilpferd verschwunden war, mussten wir mit der Fortsetzung der Auf-
führung warten, bis es wieder an der Oberfläche erschien. Dies fand nach etwa
zwanzig Stunden auch wirklich statt, und wir begaben uns wieder an dieselben
Plätze, die wir bei Abgabe meines Schusses innegehabt hatten. Der Operateur, der

selbstverständlich dort weiterfuhr zu drehen, wo er tags vorher aufgehört hatte, so dass die Szene von gestern und die von heute auf dem gleichen Filmband ohne Unterbrechung weiterläuft, gab das Zeichen zum Wiederbeginn, und nun kugeln meine Leute kunterbunt durcheinander ins Wasser, schwimmen mit Geschrei auf das Nilpferd zu, besteigen es, befestigen Seile an seinen Läufen und zerren die Beute ans Ufer. Es wird ihm die Schwarte abgezogen, der Kopf abgetrennt, und schwer beladen mit Fleischstücken kehren die Leute ins Lager zurück. Hier angekommen (der Apparat wurde natürlich ebenfalls dorthin gebracht), wurde ein grosses Essen veranstaltet, und man sieht, wie die Leute in die Töpfe langen und tüchtig zugreifen.

So ist bei kinematographischen Aufnahmen alles vorher wohl vorbereitet und eingerichtet; aber wenn wir auch bei unseren Darstellungen die 'Mache' nicht immer vermeiden konnten, so waren im Grunde genommen die Szenen doch echt; die Leute waren ursprünglich, die Gegend ebenfalls, und Handlungen, wie wir sie aufführten, kommen im afrikanischen Buschleben tagtäglich vor.»³

Heute, im Zeitalter des Fernsehens und der iPhones, rund hundert Jahre nach der Niederschrift dieser Zeilen, staunen wir, dass es damals so etwas wie einer Rechtfertigung der «Kinematographie» bedurfte.

Anmerkungen

1 Hans A. Jenny: Basler Originale, Basel: Reinhardt, 1996, S. 90.

2 Adam David: Jagden und Abenteuer in den Gebieten des obern Nil, Basel: Reinhardt, 1917, S. 103.

3 Ebd., S. 111–113.

Charlotte Louise Staehelin-Burckhardt (1877–1918)

Ein Tagebuch

Im Alter von 17 Jahren begann Charlotte Burckhardt Tagebuch zu führen und hielt daran bis 1914 fest. Dank Christoph E. Hoffmann und Paul Hugger, die die Aufzeichnungen in zwei Bänden herausgaben, ist dieses ausserordentliche Dokument einer breiten Öffentlichkeit zugänglich und bietet aus der Sicht einer privilegierten Patrizierin ein Spiegelbild des gesellschaftlichen Lebens in der RheinStadt um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert. Charlotte Burckhardts Tagebuch war, wie Hugger schreibt, «zunächst als Lektüre für ihre Herzensfreundin gedacht», wurde aber «mehr und mehr zum Ort der Reflexion, der Selbstkritik und schliesslich zum Exerzierplatz der Erzählfreude».¹

Nur selten und abgeschwächt erreicht der Wellenschlag der grossen weltgeschichtlichen Ereignisse «die Ufer des heimischen Eilandes». Mit der Tagespolitik kam Charlotte Staehelin insbesondere auf ihren wiederholten Reisen nach London in Berührung, wo sie sich im Kreise der Schweizer diplomatischen Vertretung bewegte und mehrere Male auch bei Hof im Buckingham-Palast war.

Der Burenkrieg, der in London hohe Wellen schlug, beschäftigte auch Charlotte Burckhardt und entlockte ihr sogar ein persönliches Bekenntnis. Im November 1899 schreibt sie im Zusammenhang mit der Rückeroberung von Ladysmith: «Wir fuhren wieder durch die mir so wohlbekannten Strassen, und begriff ich gar nicht, warum so unerhört viele Menschen besonders in Pall-Mall standen. Doch das erfuhr ich sofort von Lilly. Das War-Office ist in dieser Strasse, und drängten sich ganze Schwärme von Leuten hinein, um die gerade aufgekommene, grosse Nachricht zu vernehmen: 'Ladysmith is released'. Ja dieser Krieg in Südafrika, von dem bekam ich während meines Aufenthaltes genug zu hören. Jedoch sagte ich nie vor Freunden meine Meinung darüber, denn wenngleich die Engländer Rechte hatten, diesen Krieg zu erklären, so bleibe ich auf der Seite der Buren, die ihre Freiheit so gut wie ein anderes Volk hätten haben dürfen, und die Engländer eben nur habgierig sind und glauben, alles an sich reissen zu dürfen, und sie ja doch nur unter dem Deckmantel, eine rechte Regierung, Gesetze, Schulen etc. in Südafrika einführen zu wollen, die Goldminen für sich gewinnen wollen, obschon es in der Broschüre eines Schweizers (Naville) gerade umgekehrt steht, und er findet, die Buren hätten den Krieg nicht verlangen sollen und sich gleich unter der englischen Regierung hätten verständigen sollen. So hätten sie ruhig weiterleben können, und es wäre nicht so viel Blut vergossen worden. Später erfuhr ich, dass das Volk in der City ganz verrückt wurde, als der Lord Major mit eben derselben Kriegsneuigkeit ans Fenster trat und dem auf der Strasse wartenden Volk verlas: 'Ladysmith is released.' Herren hätten vor Freude ihre Hüte in die Luft geworfen, dieselben aber auch nicht wiederbekommen, da arme Strassenjungen sich derselben bemächtigten. Sogar hätten sie einen dort stehenden Volontär erfasst und mit ihm geballt. Manche Strassen, öffentliche Gebäude und einige Privathäuser wurden decoriert, doch nach einigen Tagen waren die Fahnen wieder verschwunden.»²

Natürlich lernte Charlotte Staehelin auf ihren Kutschen-Streifzügen durch London auch die vielen Sehenswürdigkeiten der Themse-Stadt kennen – die Tower Bridge, die St. Paul's Cathedral und den Hyde Park –, aber bei all dem Staunen bleibt sie durch und durch Baslerin, und so notiert sie bei Anlass des Besuchs einer Militärparade Folgendes: «[...] es war Nacht, als wir in Islington ankamen. Durch die scheusslichsten Quartiere fuhren wir, wo man nur mit dem Taschentuch vor der Nase noch atmen konnte, dazu aus jedem Lokal nur ein Dunst von übelriechendem Schmutz strömte und alle Leute so zerrissen und schmutzig, wie nur möglich, aussahen. Mit vertrunkenen Gesichtern, schreiend und lachend mit einigen Männern. Hier habe als [immer] Tante Luise His gewohnt, bei ihrem Sohn und ihrer Schwiebertochter! Es war mir unfasslich, wie man dahin kam. Es gab zwar auch bessere Häuser, aber die Bevölkerung hier war überall die gleiche. Tausendmal lieber in Bettingen wohnen, sagten Lilly und ich immer bei solchen Vorstädten von London, oder in Italien unter freiem Himmel wohnen, wo die Sonne scheint und blauer Himmel ist, als so verkommen in diesen Gassen, wo alles nur schwarz ist und man glaubt, die Sonne scheine nie auf diesen Fleck Erde.»³

Wie gut hatte es doch Charlotte Staehelin, dass sie in «gehobener Position» im Riehener Wenkenhof wohnen durfte!

Anmerkungen

- 1 Charlotte Louise Staehelin-Burckhardt: «Unter dem Siegel der Verschwiegenheit». Aus den Tagebüchern einer Baslerin des Fin de Siècle 1877–1918, herausgegeben von Christoph E. Hoffmann in Zusammenarbeit mit Paul Hugger, 2 Bände, Zürich: Limmat Verlag, 2003, hier Band 1, Vorwort, S. 9.
- 2 Ebd., Band 1, S. 243f.
- 3 Ebd., Band 1, S. 267.

Emmy Heusler (1878–1958)

Die ganz andere Amerika-Überfahrt

Wir erinnern uns: in unserer Reise-Anthologie war schon einmal die Rede von einer Amerika-Überfahrt, und zwar in den tagebuchartigen Aufzeichnungen des Basler Metzgers Johann Rosenmund-Gysin, der über seine 34-tägige Überfahrt nach New York im Jahre 1845 berichtete. 1898 – ein halbes Jahrhundert später – stossen wir erneut auf die Schilderung einer Überfahrt. Schon der Titel «Impressions d'un voyage en Amérique» macht deutlich, dass die Autorin Emmy Heusler, als sie zu schreiben begann, wohl kaum ans Auswandern dachte; ihre Reise, die sie als junge Frau in Begleitung ihres Onkels unternahm, stand vielmehr im Zeichen der Teilnahme an der Hochzeitsfeier ihrer Cousine und des Besuchs von Verwandten und Freunden, die in den USA ansässig geworden waren. Einmal in Amerika angekommen, nahm die Tochter aus gutem Hause denn auch am gesellschaftlichen Leben teil und widmete sich vor allem dem Sightseeing und dem Shopping.

Ihr Reiseerlebnis fasste Emmy Heusler pointiert und gekonnt folgendermassen zusammen:¹ «Von der Seereise ein richtiges Tagebuch zu schreiben wäre etwas uninteressant. Das kurze Résumé ist: Es war manchmal herrlich, sehr schön, lustig, interessant, am Ende sogar sehr angenehm; bisweilen kalt, nass, windig, unangenehm und sogar langweilig. [...] Wir lernten ein paar nette Leute kennen, beschäftigten uns mit Lesen, Essen, Spaziergehen und Schlafen. Grosse Begebenheiten waren: Das Erblicken der schönen weissen Segelschiffe am Horizont oder in der Nähe, das Aufsteigen eines kl. Rauches in weiter Ferne, das man einem vorbeifahrenden Dampfer zuschrieb, den man bisweilen auch selbst erblickte. Das Hüpfen einiger fidelen gelben Fische, die sich in den blauen Wellen ihren Spielen hingeben. Schönheiten: Die tiefblaue Farbe der Wellen mit ihren runden Köpfchen, die Sonnenstrahlen auf dem Wasser, auch die grauen Wolken, die das Wasser so schwarz und düster aussehen machen; der Sternenhimmel und der Sonnenuntergang, und endlich das Meerleuchten oder 'Phosphorus'. Veranstaltungen an Bord: Concert zu Gunsten des Seemann's Fond, Tanz auf dem hübsch dekorierten Deck; Captains dinner. In der ersten Kajüte ist alles so angenehm schön als nur möglich eingerichtet. Auch die Kabinen kamen mir mit der Zeit weniger klein vor, und wenn die Betten nicht ganz so hart gewesen wären, so wäre wirklich alles schön und gut gewesen.»

Emmy Heusler, die junge Vergnügungsreisende, hielt indessen auch negative Reiseerfahrungen fest und liess sich vom Schicksal der ebenfalls nach Amerika reisenden Auswanderer berühren: «Die Passagiere liegen ganz comfortabel auf ihrem Deck, aber die armen Auswanderer dauerten mich sehr, die dem Wind und Wetter freigegeben, ohne Dach und ohne Sitzgelegenheit auf ihrem Verdeck kauern, oder sich in, wie man sagt, grässlichen Schlafräumen aufhalten müssen.»

Anmerkungen

1 Die unveröffentlichten Reiseimpressionen befinden sich in Familienbesitz.

Schönheiten: Die tiefblaue Farbe
der Wellen mit ihren weissen
Köpfchen, die Sonnenstrahlen
auf dem Wasser, auch die grau-
en Wolken, die das Wasser so
schwarz & düster aussehen mach-
ten; der Sternenhimmel & der
Sonnenuntergang, & endlich
das Meer leuchten oder Phosphorus-
Veranstaltungen am Bord:
Concert zu Gunsten des Seemanns-
Fund. Tanz auf dem hübsch
decorierten Deck, Captain's Dinner.
Einmal explorierten Orkel &
ich das ganze Schiff, was sehr
interessant war. In der ersten
Kajüte ist alles so angenehm
& schön als nur möglich einge-
richtet. Auch die Kabine kam

mir mit der Zeit weniger klein
vor, & wenn die Betten nicht ganz
so hart gewesen wären, so wäre
wirklich alles schön & gut gewesen.
Auch die 2. Kajüte schien uns hübsch
& die Passagiere lagen ganz comfort-
abel auf ihrem Deck; aber die
Armen Auswanderer dauerten
nicht sehr, die, dem Wind & Netzen
preisgegeben, ohne Deck & ohne
Sitzgelegenheit auf ihrem Per-
deck kauerten, oder sich in ihre
wie man sagt, grässlichen Schlaf-
lärmern aufhalten müssen. —
8 Tage nach unserer Abfahrt von
Shampton, am 14^{ten} September
Abends, tauchten wir in New
York Harbor an, & ankerten dort.
Wie schön war es, zuerst Land
zu erblicken, & wie aufgeregt

Felix Speiser (1880–1949)

Ein Ethnologe schreibt seiner Tochter

Felix Speiser gehört zusammen mit Paul und Fritz Sarasin, Alfred Bühler und Paul Wirz zu den Grossen der Basler ethnologischen Forschung. Wir nähern uns diesem ausserordentlichen Forscher nicht über ein wissenschaftliches Werk, sondern über einen Brief, den Speiser aus dem Dschungel an seine Tochter richtete. Der heutige Leser freut sich einerseits an der farbigen Schilderung des Dschungellebens, andererseits zuckt er regelrecht zusammen, wenn mehrfach von «faulen Eingeborenen» die Rede ist. Wir haben das Alter der Speiser-Tochter nicht eruieren können; aber auch wenn der grosse Forscher diese nicht sehr schmeichelhafte Aussage gewissermassen aus pädagogischer Absicht gemacht haben sollte – Annäherung an die Vorstellungswelt einer Minderjährigen –, erstaunt es doch, sie aus dem Mund eines Ethnologen zu vernehmen.

Speisers Reisen

«Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen.» Ja, erzählen konnte der Basler Ethnologe Felix Speiser. Da gibt es beispielsweise das einige Kapitel aus dem Reisebericht «Südsee, Urwald und Kannibalen» zusammenfassende und für die Jugend geschriebene Bändchen «Bei den Kannibalen».¹ Und da gibt es ferner die ebenso geheimnisvoll lockende und nach Brasilien führende Schilderung «Im Düster des brasilianischen Urwalds». Wie Speiser im Vorwort seines mehr als 300 Seiten umfassenden Reiseberichts schreibt, will er «dem Leser ein möglichst getreues Bild seiner Erlebnisse bieten und verschmäht es nicht, neben dem Grossen auch die kleinen Freuden und Leiden des Tages zu schildern, eben, weil auch diese nicht unwesentlich die Stimmung des Reisenden beeinflussen und dadurch die Eindrücke mitbestimmen, die täglich und stündlich an ihn herantreten. Er beabsichtigt keineswegs die Strapazen hervorzuheben, die er überstanden hat, er möchte aber erreichen, dass die Leistungen wirklich grosser Reisender ihrer Bedeutung entsprechend eingeschätzt werden. [...] Es schien dem Verfasser, dass in den Reiseberichten dieser Pioniere, so wunderbar sie auch sein mögen, die kleinen Beschwerden aus natürlicher Bescheidenheit, vielleicht auch weil sie in keinem Verhältnis zu den anderen Leistungen stehen, meist sehr kurz abgetan werden, so dass vom Leser die eiserne Energie und der unbeugsame Idealismus dieser grossen Männer nicht in ihrem vollen Masse eingeschätzt werden können. [...] und wenn er durch den vorliegenden Versuch, eine Reise im Amazonengebiet zu schildern, wie sie wirklich ist, etwas zu einer gerechteren Würdigung jener Pionierreisen beitragen kann, so wird dadurch nicht der letzte Zweck seiner Reisebeschreibung erreicht sein.»²

Erinnern wir uns daran, dass in den 1920er Jahren die optische Erfassung und Durchdringung von Welt und Leben noch weit weniger fortgeschritten war als heute; noch gab es kein Fernsehen und keine Digitalkameras, dafür hatte das geschriebene Wort mehr Gewicht.

Der Urwaldbrief an Speisers Tochter

Unzählige lockende Passagen dieses Urwaldbuches wären es wert, auszugsweise wiedergegeben zu werden. Wir verzichten zugunsten eines Briefes, den Speiser von einer ebenso spannenden Forschungsfahrt ins Gebiet des Sepik auf Neu-Guinea seiner Tochter nach Basel geschickt hat. Wunderbar, wie es der Ethnologe versteht, seine Beobachtungen und Gefühle in Worte zu fassen, die auch einem Kind ein lebensnahes Bild dieser so fernen Kultur vermitteln.

«Mamalomino, 26. August 1930

[...] Hier ist es kein richtiges Wetter für die Weihnacht, denn das weisst Du ja wohl schon, dass es hier keinen Schnee gibt, sondern dass es hier das ganze Jahr durch fast gleich warm ist – nicht schrecklich warm, aber doch so, dass man fast immer in leichten Kleidern sein kann und es nie wirklich kalt wird. Da können eben die Pflanzen das ganze Jahr durch im Freien sein, und sie verlieren nie ihre Blätter und sind immer grün, und so sieht die Gegend immer gleich aus, was ein wenig langweilig ist auf die Dauer. Da wachsen auch die Pflanzen sehr schnell und gut. Und jetzt wohnen wir in einem Hause, welches die Schwarzen gebaut haben, das zwar sehr schön ist, aber die Hauspfosten fangen an auszuschlagen, und wenn wir noch länger bleiben würden, würden wir vielleicht bald in einer richtigen Laubhütte wohnen, was doch lustig wäre! Und vielleicht würden die Vögel ihre Nester im Hause selbst bauen! Aber das werden sie doch nicht tun; denn hier gibt es nicht sehr viele Vögel. Vor allem keine, welche so schön singen können wie die Vögel in Basel. Da gibt es keine Amseln und Stare und Meisen und Finken, aber dafür viele wilde Tauben, die jedoch nur unheimlich und klagend schreien, so wie wenn man in die gefalteten Hände hinein bläst. Das machen die Leute hier auch, wenn sie auf der Jagd sind und eine Taube herbeilocken wollen. Denn man isst hier die Tauben, und jeden Tag muss einer unserer Schwarzen am Morgen ausgehen mit einem Gewehr, und schon nach kurzer Zeit kommt er mit drei bis vier geschossenen Tauben heim. Aus diesen macht man herrliche Suppen, und die Taubenbrüste geben auch einen guten Braten, oder auch gekochtes Fleisch, das dann wie zartes Rindfleisch schmeckt. So essen wir denn viele Tauben. Daneben essen wir jetzt viel gute Nüsse, welche gerade jetzt zeitig sind. Sie haben aber eine sehr harte Schale, und man muss einen schweren Hammer nehmen, um sie aufzuklopfen auf einem grossen Steine, und das tun unsere Schwarzen nicht gerne, denn sie sind ein wenig faul. Dafür bringen uns aber die kleinen Buben, wenn sie gerne Zündhölzer oder Tabak haben möchten, die aufgeschlagenen Nüsse, und wir bezahlen sie ihnen; und sie freuen sich dann sehr, dass sie schon selbst wirklich etwas haben verdienen können. Das sind aber nur die Knaben. Die kleinen Mädchen dürfen nicht so frei herum spazieren, sondern müssen bei ihrer Mama im Dorfe bleiben, oder sie dürfen auch ein wenig aufs Feld gehen, wo sie der Mutter dann helfen sollen. Sie dürfen auch nicht auf den gleichen Wegen spazieren wie die Männer, sondern sie haben besondere kleine Wege, welche vom Dorf direkt auf die Felder führen, so dass sie fast gar keinen Mann zu sehen bekommen, ausser im Dorfe selbst. Das sind doch seltsame Sitten. Da habt ihr es doch viel besser! Aber dafür müsst ihr in die Schule gehen und etwas Rechtes lernen, während hier die



«Tanzmaske, mit Vogel», eine der für Felix Speiser typischen Inventarkarten mit Objektzeichnung.

Kinder nicht in die Schule gehen: sie sind bei den Eltern und lernen so von selbst, was sie später brauchen, pflanzen und kochen und Häuser bauen und Taschen flechten und was es sonst noch so gibt. Das können sie dann aber ausgezeichnet, und wenn ein Kind so was nicht lernen will, dann ist es gerade so eine Schande, wie wenn ihr in der Schule schlecht seid oder gar sitzen bleibt; doch von so einer Schande wollen wir lieber gar nicht sprechen.

Hier haben die Leute eine Menge zu essen und könnten noch viel mehr haben, wenn sie ein wenig fleissiger wären. Aber sie haben Taro (das sind so eine Art von Kartoffeln, welche sie sehr gerne essen), dann haben sie Bananen und Ananas und Kokosnüsse und andere Nüsse und Mandeln und auch eine Art Spinat und noch vieles sonst, man kann es kaum alles aufzählen; auch Brotfrucht, welche an den Bäumen wächst und wirklich ein wenig wie Brot schmeckt: es ist eine grosse runde grüne Frucht, wie ein grosser Apfel, man legt sie aufs Feuer, und wenn sie aussen gut angebrannt ist, schneidet man sie in Scheiben und isst sie. Das schmeckt gar nicht schlecht. Wir aber bekommen wenig Bananen, welche wir so gerne essen würden, weil die Leute hier sie lieber alle selbst essen. Manchmal werden auch Schweine geschlachtet, und dies ist dann immer ein grosses Fest. Und wenn ein Mann ein

Schwein geschlachtet hat, so hängt er nachher aus Stolz den Kiefer des Schweines an sein Haus, gerade so, wie wenn wir unsere schäfernen Stotzen an die Haustüre hängen würden. Sie essen auch grosse Käfer und grosse Maden, aber das finde ich unappetitlich und möchte es nicht selbst versuchen müssen. In einigen Gegenden haben sie früher auch Menschenfleisch gegessen, was entschieden abscheulich ist, und seit die Weissen gekommen sind, haben sie es an den meisten Orten aufgeben müssen; aber man sagt, dass in den hohen Bergen, wo die Weissen nicht gut hingehen können, immer noch Menschenfresser seien. Die Alten hier, welche in ihrer Jugend auch Menschen gefressen haben, schämen sich jetzt eher darüber.

Jetzt haben wir vier schwarze Diener, die sind so schwarz wie Kohle, und wenn sie sich auch noch so sehr waschen, so sind sie doch immer noch schwarz, nur die Handflächen und Fusssohlen sind hell. Einige waschen sich sehr gerne, andere aber nicht, und dann müssen wir sie wegschicken mit einem Stück Seife, und dann waschen sie sich schliesslich auch, und das ist darum auch nötig, weil sie keine Taschentücher haben, sondern eben alles an den Händen abwischen, nicht nur den Mund, sondern oft auch die Nase. Dann haben sie viele Läuse in den Haaren, die sind so dicht, dass man auch mit vieler Seife die Läuse nicht vertreiben kann. Aber ich glaube, es gefällt den Läusen sehr gut dort, denn man sieht sie nie herauskommen, und so muss man sie eben dort lassen. Aber manchmal, wenn es ihnen zu unangenehm wird – den Menschen nämlich – nehmen sie ein paar Ameisen und setzen sie sich in die Haare. Diese fressen die Läuse dann auf und wohnen ganz vergnügt in den Haaren – sind das nicht seltsame Haustiere? Oft aber, am Nachmittage, wenn sie nichts anderes zu tun haben, setzen sie sich in einer langen Reihe auf den Boden und lesen sich die Läuse ab; das sieht aus fast wie im Zoologischen. Sie bekommen von uns eine Wolldecke, mit der legen sie sich am Abend schlafen; aber sie erzählen sich immer noch eine Menge und müssen manchmal entsetzlich lachen, dazu rauchen sie, bis sie doch in Schlaf fallen. Am Morgen stehen sie aber immer sehr frühe auf und machen uns zeitig das Morgentrinken und schlagen Feuerholz und waschen unsere Kleider. Sonst haben sie nicht viel zu tun, und ich glaube, sie sind bei uns alle schon recht fett geworden, denn sie bekommen sehr viel zu essen. Sie haben nur ein kleines Tuch als Kleidung, und da hinein wickeln sie all ihre Schätze: Tabak und Zündhölzer und die Pfeifen und was sie sonst noch Kleines haben. Daneben haben sie aber auch noch Köfferchen, in denen sind ihre Sonntagstücher, hellrote und blaue und weisse, und je mehr einer solche Kleider hat, desto stolzer ist er, fast wie gewisse Damen bei uns zu Hause. Sie sind alle Christen, aber sie haben dennoch sehr Angst vor den Gespenstern, und sie sehen sie und hören sie nachts: und wenn wir sie auslachen, so werden sie böse und wollen gar nicht glauben, dass es wirklich keine Gespenster gebe.

Jeder Mann hat hier ein grosses besonderes Haus, in dem er seine Trommeln aufbewahrt. Es sind manchmal zwölf grosse ausgehöhlte Baumstämme, und auf denen können sie Telegramme absenden: wenn jemand gestorben ist, wenn sie Besuch bekommen haben, wenn sonst irgend etwas passiert ist; das hört man dann in den nächsten Dörfern und gibt die Zeichen weiter, so dass sie sehr schnell Nachrichten auf sehr weite Strecken senden können. Sonst sitzen die Männer fast den ganzen

Tag in diesen Häusern und rauchen und schwatzen und essen und vertreiben sich sonstwie die Zeit: denn da es hier so viele Früchte gibt, brauchen die Leute nicht viel zu arbeiten, um doch immer genug zu essen zu haben. Aber ich glaube, ich würde dieses Leben doch ein wenig langweilig finden, und so freue ich mich halt eben doch, wieder heimzukommen.»³

Anmerkungen

- 1 Felix Speiser: Bei den Kannibalen, Zürich: Orell Füssli, 1917.
- 2 Felix Speiser: Im Döster des brasilianischen Urwalds, Stuttgart: Strecker und Schröder, 1926, Vorwort, S. VII.
- 3 Zitiert nach Basler Nachrichten, Sonntagsblatt, 48. Jg., Nr. 40, 3. Oktober 1954.

Felix Moeschlin (1882–1963)

Amerika vom Auto aus

Felix Moeschlin – Schriftsteller, Journalist und Nationalrat – verbrachte seine Schul- und Jugendjahre in Basel, doch sein Leben trieb ihn auf zahlreichen Reisen in die Welt. Seiner Vaterstadt blieb er indessen stets innerlich verbunden; er verstarb 1963 in Basel. 1930 hatte ihn eine seiner Reisen kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten geführt: Der Reisebericht «Amerika vom Auto aus – 20 000 km USA» hält seine Eindrücke fest, die auch zu Beginn des dritten Jahrtausends noch immer bewegend aktuell sind. «Man ist nach Amerika gefahren», heisst es im «Rückblick», «um wenigstens zu erahnen, was es sei. Weiss man es jetzt?» Wissen wir es heute, zu Zeiten Obamas?

«New York, im Juli

Vor drei Monaten kauften wir hier in New York unsern Wagen, kauften wir Zelt, Feldbett, Benzinkocher und alles was dazu gehört, um unabhängig zu sein. [...] Gestern, ja, gestern, sind wir vom Broadway nach Bronx hinausgefahren, um unsern Wagen wieder zu verkaufen [...]. Und es ist einem wahrhaftig wie ein Traum, dass man tagelang, wochenlang, monatelang durch die Vereinigten Staaten gefahren ist, auch ein wenig nach Mexiko hinein, ein paar Meilen auf kanadischem Boden, alles in allem 12 500 Meilen oder 20 000 Kilometer in unserm Masse. Von den Wolkenkratzern zu den Blockhäusern, Schuppen und Zelten, vom Millionengewimmel zur Einsamkeit, wo der Goldadler auf dem Stein sich nicht rührt, wenn man vorüberfährt.

Man sitzt wieder im gleichen Hotelzimmer wie vor drei Monaten, in diesem Zimmer, das eines ist von zweitausend, eins wie das andere, und das ebensogut in New Orleans, Los Angeles, Seattle oder Chicago sein könnte, und fragt sich ein wenig ungläubig, ob es wirklich seine Richtigkeit habe mit diesen vielen, vielen Meilen.

Es ist ein Glück, dass man die Koffer packen muss, denn es geht einem dieses und jenes durch die Hände als greifbarer Beweis: Der Zapfen des Mammutbaumes, der Granit aus dem Yosemite Valley, die Muschel vom Stillen Ozean, der Sand aus der 'painted desert', [...] und der grobgeschnitzte Webkamm der Navayo-Indianerin. Die Karten in allen Massstäben, die Notizbücher, die Broschüren und die Bilder.

Es stimmt, man ist wirklich durch ganz Amerika gefahren, von Osten nach Westen und hinauf nach dem Norden und wieder nach Osten.

Man ist gefahren auf Zementstrassen, die Rennbahnen gleichen, und auch auf bekiesten und sandigen Strassen, wo man mehr als einmal hin und her geschleudert wurde wie im Winterschnee. Man ist dahingesaust, stundenlang, mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 70, 80 und 90 Kilometern. Und man ist auch dahingekrochen, schwerfällig, mühsam, balancierend auf einem schmalen Streifen festen Bodens, auf Erdschienen, neben fusstiefen, halbmertertiefen Geleisen voll Morast

und Dreck. Und man ist steckengeblieben im Strassengraben (wir haben uns dann auch Schaufel und Seil gekauft wie die andern), und ist steckengeblieben im Wüstensand – und wieder losgekommen.

Man hat sich unfreiwillig im Kreise gedreht auf jener Strasse zu den Indianern, als ein Gewitter von einer Minute auf die andere die Sandstrasse in ein Schlammbett verwandelt hatte. Man hat den Sechszylinder durch Bäche gesteuert, weil es keine Brücken gab, und über halbeingesunkene Brücken, denn wir hatten nicht Zeit, zweihundert Kilometer zurückzufahren, um eine andere Strasse zu suchen, die vielleicht auch nicht besser war. Und man ist über Dutzende von Alpenpässen, am höchsten im Felsengebirge, wo man gemächlich und ohne es recht zu merken auf 3400 Meter kam.

Man hat gebremst am Stillen Ozean, um das Rauschen der Wogen zu hören und sehnsüchtig hinauszuschauen nach jener Richtung, wo Hawai liegen muss. Man hat den Wagen stehen lassen im Sande des Michigansees, um einmal einen herrlichen Sonntag lang ganz zu vergessen, dass man von irgendwoher kam und irgendwohin musste. Man hat ihn stehen lassen unter den Mammutbäumen, unter den lieben Yellow Pines, unter Douglasriesenfichten, auch unter Eichen und Ahornen und Nussbäumen, je nachdem. Und man ist ausgestiegen, um den blühenden Magnolien näher zu sein am Mississippi oder den mannshohen Rhododendren am Mount Hood im Staate Oregon.

Man ist langsam über ungeheure Brücken gefahren, das Bild der Ströme sich einprägend: Hudson River, Potómac, Mississippi, Columbia River, Missouri. Und man hat sich eingepägt das Bild der Windmotoren und Petroleumtürme, das Bild der Minen und verlassener Goldgräberstädte, blühender Farmen und verlassener Farmen, das Bild der Bohrmaschinen und der Mähmaschinen.

Man hat durchfahren das Land der Schafe, das Land der Kühe, das Land des Weizens, des Zuckerrohrs, der Baumwolle. Im Morgenfrost hat man die Hände gewärmt am Wasser der Geiser, mit Freuden das erquickende Quellwasser getrunken von Salt Lake City. Man hat sich die Finger zerstoichen an den Kakteen und ist bewundernd stillgestanden vor den blühenden Yuccastauden.

Man hat Amerikaner getroffen und Europäer aller Nationen und Neger, Chinesen und Indianer. Und Präriehunde, Steppenwölfe, Murmeltiere, Gürteltiere, Schildkröten. Und Bären, oh, die lieben Bären.

Ja, man ist wahrhaftig durch die Vereinigten Staaten gefahren, es ist kein Zweifel. Noch ist die Narbe deutlich auf meiner Hand, der Bär hat ein wenig zu rasch nach dem Brote gegriffen, und wie seine Tatze, so hat jedes Ereignis, jeder Blick seine Narbe hinterlassen.

Oh, ungeheure Weite von Amerika! Ich bin dankbar dafür, dass ich sie erleben durfte.

Am liebsten möchte ich morgen wieder in sie hineinfahren! »¹

«Betonstrassen, Asphaltstrassen, Kiesstrassen, Staubstrassen, Lehmstrassen, Schlammstrassen haben uns durch das Land geführt. Man möchte ein Lied singen auf diese Strassen, auf diesen Rausch des Fahrens, auf die Entdeckerfreude jedes



Zwischenhalt für
Moeschlins Auto.

neuen Tages. Noch nie habe ich in diesem Masse das Land erlebt. Das Meer hat es mir nicht angetan, aber das Land. Ich erwache am Morgen mit dem Bilde der Strassen in der Einsamkeit. Ich sehe immer noch die Rauchfahnen in den wüstenähnlichen Steppen. Es erscheint mir undenkbar zu leben ohne diese Weite. [...]

Nun werde ich die Briefkästen an der Landstrasse nicht mehr sehen. Diese primitiven Holzkisten, die auf einem Pfahl in irgendeiner Einsamkeit standen, Gruss einer menschlichen Niederlassung, von der man nichts sah. Diese Briefkästen wie Taubenschläge, immer wieder rührten sie mich. Sie konnten sich häufen wie eine Fülle von Nistkästen, die Schrift hingeschmiert, hingesudelt oder auch nicht mehr sichtbar, verblichen, ausgewischt. Sie lehnten sich brüderlich aneinander, sie waren kameradschaftlich zu dritt gesellt, Menschenschicksale andeutend. Die hübsch bemalten liessen auf Prosperität schliessen, die schiefen, alten, halb verfallenen sagten, dass der Besitzer weggezogen, gestorben sei. Manche standen kalt und teilnahmslos da, andere hatten etwas Menschliches in ihrer Art, die Hand sehnsüchtig auszustrecken ...

Wir haben nicht nur das Land, sondern auch die Landwirtschaft erlebt und mehr als einmal eine Krise der Landwirtschaft, die man den Vereinigten Staaten nie zugebraut hätte». Krise der Landwirtschaft damals, Finanzkrise heute 2013! «Man ist beim Anblick des ersten leerstehenden Hofes an der Strasse erstaunt gewesen. Man hatte geglaubt, dass es gerade den Bauern an der Strasse dank erleichterter Absatzverhältnisse besser gehen müsste als den andern, bis man nach und nach begreifen lernte, dass diese Leute an der Strasse zuerst merken mussten, man verdiene in den Städten mehr als auf dem Lande. Die Strasse führte sie weg. Kein Wunder, dass ein Mann aus Wisconsin behauptete: 'An der Strasse sind nur noch die Hälfte der Bauern da ...' [...]

Nun hat die Regierung mit der Landwirtschaftsbill vom 15. Mai die Summe von 500 Millionen zur Förderung des landwirtschaftlichen Absatzes bestimmt. Ich glaube nicht, jetzt weniger als je, dass mit Geld allein geholfen werden kann. Ökonomische Überlegungen können keine Wunder tun, wo die Seele des Menschen entscheidend in Betracht kommt. Das vermöchte nur der Geist. Wenn gerade Ford schreibt, dass alle Geschäftsprobleme genau gleich seien und die Landwirtschaft keine besondere Art von Geschäft sei, so muss man nach all dem Verfallenen und Verwahrlosten, das man gesehen, nach all den bäuerischen Siedelungen, wo keine Liebe zu den Dingen zu spüren war, wo die Maschinen, die Werkzeuge herumlagen und verrosteten, wo die Ställe Löcher waren unter einem Strohaufen, mehr als je betonen, dass die Landwirtschaft – wenn nun einmal der Begriff Geschäft gebraucht werden soll – jedenfalls eine ganz besondere Art von Geschäft ist. Ja, man hat Lust zu behaupten: [...] je mehr Rechnen, um so weniger Bleiben. Die kleine, so geschmähete individuelle Landwirtschaft verfügt über innere Kräfte, die nicht mit Gold aufzuwägen sind. Vielleicht könnte nur dank einer religiösen Wiedergeburt das einsame amerikanische Land besiedelt werden. Und man müsste schon heute beginnen, Bäume zu pflanzen im Mittelwesten und Südwesten, auf dass die Menschen etwas hätten, an das sie sich anlehnen könnten.

Man steht vor dem seltsamen Widerspruche, dass ein Land mit ungeheuren Bevölkerungsmöglichkeiten nicht nur die Zahl der Einwanderer, sondern auch die Zahl der Kinder beschränkt. Man schafft künstlich eine Leere, die sich auf die Dauer nicht aufrechterhalten lassen wird. Im reichsten Lande der Welt hat man Angst vor den Einwanderern, weil sie die Löhne senken könnten, und man hat Angst vor Kindern, weil sie es nicht so gut haben könnten, wie es für nötig erachtet wird. Das allgemeine Evangelium, dass es sich vor allem darum handle, dank möglichst einträglicher Arbeit das Leben ausgiebig zu geniessen (eine Sache nur zu tun, wenn sie sich lohne, also nicht die Sache um der Sache willen), vereint sich entscheidend mit den bekannten Anschauungen des Neomalthusianismus, in einem Lande, das nach europäischen Massstäben für 500 Millionen Menschen Platz hätte, nicht nur für 120!

Viele Gedanken gehen einem durch den Kopf. Es fehlen auch in Amerika die Probleme nicht: Lockerung der Familie, Trennung von Alt und Jung, Überschätzung der Schule, Verhältnis von Mann und Frau, Landflucht, eine Demokratie, die von Brisbane am Tage der Unabhängigkeitserklärung mit den Worten begrüsst worden ist: 'Es ist nicht ermutigend, 153 Jahre nach dem ersten 'Vierten Juli' zu erleben,

dass 100 Männer mehr Macht haben als 120 Millionen, und dass in diesen 100 Männern die Mitglieder des Kongresses, die Gouverneure und die Richter nicht eingeschlossen sind.' Verbrechen, Sektenwesen, Verfolgungen der Andersgläubigen, der Männer, die sich Kritik erlauben ... ist es ein Mittelalter, das man noch lebendig schaut mit seinem Licht und seinem Schatten? Stehen nicht in New York die Wolkenkratzer wie Kathedralen in mittelalterlichen Städten über den niedrigen Wohnhäusern? Ja, Mittelalter, ein junges Volk, es hat noch Zeit.

Das Schiff geht nach Osten, die Gedanken gehen nach Westen. Mögen alle Sünden, alle Untugenden, die man in Amerika schaut und die man Amerika zuschreibt, wahr sein, ich liebe es. Es ist Fleisch von unserm Fleisch. Es ist nicht etwas Gewesenes, es ist etwas Werdendes. Chaos? Nun gut, ist es nicht berauschend für Männer, Chaos zu gestalten? Keine Sicherung der mittleren Linie? Um so besser, ich lobe mir die Unsicherheit.

Es ist nicht so einfach, Amerika zu verlassen. Ich spüre jetzt, dass es gefährlich ist, in die U.S.A. zu reisen. Vor ein paar Monaten hatte ich in Halifax selbstsicher geschrieben, dass ich verwurzelt sei, dass ich bloss aus Neugierde übers Meer fahre, dass meine Füße im europäischen Boden steckten. Heute ist diese Selbstsicherheit verschwunden. Es gibt auch ein Heimweh nach Amerika, ich spüre es. Im Herzen ist die Sehnsucht nach einem ganz bestimmten Bauernhof in Montana, nach einem Strom, nach der Weite, nach dem Staub sogar, nach dem Blick über die Wüsten zu roten und blauen Bergen, nach der Prärie und dem Walde von Washington, nach den fruchtbaren Gärten von Kalifornien und dem Strande von Chicago.

Das Schiff geht nach Osten, die Gedanken gehen nach Westen. Man hat Angst vor Europa ...»²

Anmerkungen

- 1 Felix Moeschlin: Amerika vom Auto aus – 20 000 km USA, Erlenbach-Zürich: Rentsch, 1930, Zitate aus «Statt eines Vorworts», S. 7–10.
- 2 Ebd., Zitate aus «Rückblick», S. 183–187.

Hans Salathé (1886–1978)

Die Walz

Hans Salathé, von dem im Folgenden die Rede sein soll, beendete 1905 seine zweieinhalbjährige Lehre als Wagner, noch nicht ganz 19 Jahre alt. Rückblickend schreibt er: «Die Wagnerarbeit war nicht etwa leicht. Man hatte noch keine Maschinen, alles wurde von Hand geschafft, und da gab es eben Hunger. Man sagt schon hie und da, das war die gute alte Zeit, aber es wurde bis 7 Uhr abends gearbeitet, und dann galt es, noch all die Aufräumarbeiten zu machen. Am Beruf hatte ich Freude. Es stellte sich aber heraus, dass ich recht ungeschickt war. Ich hielt es aber aus – aus Stolz, vielleicht auch aus Dummheit sagte ich meinen Eltern nichts von dem bereits früh gefassten Beschluss, später den Beruf aufzugeben.»¹ So wie er entschlossen war, den Beruf aufzugeben, so stand für ihn auch fest, nach der Lehre auf Wanderschaft zu gehen, obwohl ja dieser Brauch der Handwerker Gesellen um die Jahrhundertwende längst seine ursprüngliche Bedeutung verloren hatte.

«Meine Schwester Marie nähte mir in das Gilet ein Goldstück von Fr. 20.– als Notpfennig ein. Am 7. August begleitete ich meine Schwester Anna nach Aigle, wo sie eine Stelle antrat. Anderntags ging ich auf die Walz. Ich hatte nicht gerade Lust, die erstbeste Stelle anzutreten. In Montreux fragte ich mich nach einem Wagner um. Es war Usus, dass man um Arbeit fragte, um ein Trinkgeld zu erhalten. Die entsprechenden Worte sind mir noch in Erinnerung 'Fremder Arbeit springt um die Arbeit herum'. Wie gesagt, ich wollte gar nicht arbeiten, so ging es Vevey zu; der Weg schlängelte sich durch die Weinberge, es war am 8. August 1905, die Sonne brannte fürchterlich. Kurz vor Lausanne fingen die Füße an zu schmerzen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als das Tram zu benützen. In Lausanne übernachtete ich in der Herberge Winkelried; wir waren im gleichen Zimmer 4 Mann. Für mein Geld hatte ich etwas Angst und nahm es unter das Kopfkissen ... Ich beabsichtigte immer noch, nicht zu arbeiten und gegen Genf zu wandern. Bei St. Sulpice zwischen Lausanne und Morges stiess ich auf einen Fechtbruder; er schilderte mir die Verhältnisse in Genf und sprach sich nicht gerade rühmlich über die Polizei aus. Wir lagerten am Strassenrand ... Später landete ich dann in Romainmôtier, wo ich sofort arbeiten konnte. Es war noch ein Geselle da; er wollte mich sofort anmachen, mit ihm, sobald Zahltag war, auszufliegen. Ich lehnte ab, denn ich stand unter dem Eindruck, der Mann wisse, dass ich noch etwas Geld hatte; sicher hätte ich es mit ihm teilen müssen.»

Nach diesen negativen Walz-Erfahrungen orientierte Salathé am 14. Januar 1906 seine Eltern mit dem folgenden, «auf der Hobelbank» geschriebenen Brief über seinen Entschluss, den Beruf aufzugeben:

«Liebe Eltern

Ich kam über Yverdon nach einer eintägigen aber bei sehr schlechter Witterung ausgeführten Wanderschaft letzten Dienstag hier pudelnass an. Gedenke aber nicht

zu bleiben. Habe weder ein Zimmer noch einen Schrank. Die Kleider bewahre ich in einer Kiste unter dem Bett auf, letzteres befindet sich in der Werkstatt, kann nicht einmal ins Bett, wenn ich will, da der Meister um 10 Uhr immer noch in der Werkstatt ist. Aus diesen Gründen bleibe ich nicht, weiss zwar schon, dass Ihr es nicht gerne seht, wenn ich meine Stelle immer wechsle. Ihr müsst Euch halt daran gewöhnen, wo es mir nicht gefällt, bleibe ich nicht ...

Wie Ihr wisst, trat ich aus eigenem Antrieb am 14. Januar vor 3 Jahren in die Lehre ein. Schon die ersten 14 Tage wusste ich nicht recht, ob ich aufhören oder fortfahren sollte ... Ich hatte wohl den Muth, aber die Anlagen fehlten mir ... Habe nun schon bei 3 Meistern gearbeitet, weiss mit welchen Schwierigkeiten ein Jeder das tägliche Brot verdienen muss, kann einer nicht im grossen anfangen, so muss er sich kümmerlich durchbringen, da heutzutage die Konkurrenz zu gross ist. Aus diesen Gründen bin ich entschlossen, meinen Beruf zu verlassen. Ich glaube, mich auf geringere Art durchbringen zu können. Ich weiss ja schon, kann anfangen was ich will, so muss man arbeiten und wie Ihr wisst, zu träge bin ich nicht dazu. Was ich nun beginnen will, weiss ich noch nicht ganz bestimmt. Habe im Sinn auf ein Bureau oder in ein Eisengeschäft zu gehen, allerdings weiss ich nicht, ob ich die nötigen Anlagen dazu habe ...

Es wäre mir nun recht, wenn Ihr mir Eure Meinung dazu sagen würdet, aber gerade auf Deutsch, ob es eine gute oder eine minder gute Antwort sei ... Wenn Ihr mir schreibt, so schickt mir ein weisses Hemd und 1 oder 2 Nastücher.

Indem ich mich der stillen Hoffnung hingebe, dass Ihr diesen Brief bei bester Gesundheit erhaltet, grüsst Euch freundlich Hans.»

Den Eltern Salathé blieb keine Wahl – sie hatten sich zu fügen und finanzierten ihrem Sohn eine kaufmännische Grundausbildung an einer privaten Handelsschule, und dann finden wir Hans Salathé in der Zeit von November 1910 bis März 1917 erneut auf Wanderschaft – diesmal nicht in der Schweiz, sondern im Ausland – kreuz und quer – immer im Dienste grosser Transportunternehmen: in Mailand, Catania, London, Paris, Bordeaux, Paris und Marseille. Die in der Schweiz abgebrochene Walz hatte ihre Fortsetzung im Ausland gefunden.

Anmerkungen

- 1 Unterlagen im Besitz der Familie.

Gertrud Wackernagel (1888–1985)

Die Ochsentour

Gertrud Wackernagel verbrachte ihre Kindheit und Jugendzeit in Basel und Göttingen. Ihre Studien führten sie an die Universität Neuenburg, wo sie im Oktober 1919 mit der «Licence ès lettres modernes» abschloss; doch ihr Leben widmete sie nicht der Literatur, sondern dem Dienst in der Heilsarmee. Ihr erster Einsatz führte sie 1912 nach Südafrika; wir zitieren aus ihrem «Tagebuch der Erinnerungen».

«Nachdem ich mich mit Einwilligung der Eltern am Missionshaus in Paris zu freiwilligem Dienst gemeldet, wurde ich probeweise angenommen und als 'aide missionnaire' für Basutoland (le Lessouto) bestimmt. Dort verlangten mehrere Familien nach 'Stützen', und so reise ich mit einigen andern für Basutoland bestimmten zum erstenmal nach Übersee. Es war ein kalter, regnerischer Januar, als Mutter mich zuerst nach Paris und dann über Calais nach London und zuletzt bis nach Southampton begleitete, wo ich mich auf dem etwas veralteten 'Guildford Castle' einschiffen sollte. Noch sehe ich, als das Schiff das Dock verliess, der Mutter dunkle Silhouette im triefenden Nebel auf dem Pier stehen ... Das schnitt mir ins Herz. Getröstet war ich erst viel später, als ich erfuhr, dass sie in ihrem Londoner Quartier von ihrer getreuen Freundin Maud Watson mit einem Strauss leuchtender Nelken aufs herzlichste bewillkommt wurde.

Wild trieb ein heftiger Sturm das kleine Schiff durch die aufgepeitschte Biskaya und am dritten Tag endlich zu den sonnenüberfluteten Gestaden von Madeira. Nach drei Wochen gingen wir in Kapstadt an Land. Es war ein Samstag (mit dem bekannten unvergleichlichen Blumenmarkt), und wir hatten Ordre, dort zu verweilen und erst am Montagabend nordwärts zu reisen.

Dass 1912 eigentlich eine erst kurze Zeit nach dem Burenkrieg war, erfasste ich in meiner Unwissenheit nicht. Schon während der kurzen Zeit in Kapstadt stürmte unendlich viel Neues auf einen ein. Gemeinsam mit einer jungen französischen Lehrerin – sie war zum Unterrichten der Kinder von Missionaren gerufen worden – ging nun gemächlich die Fahrt über den Gebirgsrand hinauf in die Karro und innert vierzig Bahnstunden bis nach Bloemfontein, der Hauptstadt des einstigen Oranje Freistaates. Nach den zwei Nächten im Zug war die Rast in einem Freundeshaus überaus wohltuend. Schon am Nachmittag ging die Fahrt weiter hinein ins Land, diesmal auf einer Schmalspurbahn bis Maséru, knapp an der Grenze von Basutoland, und gleich anderntags auf einer mit vier Maultieren bespannten und von einem Buschmann kutschierten 'Spider' (einem vierrädrigen offenen Wagen) in etwa fünf Stunden nach Morija, der Hauptstation (einer Art Zentrum) der Pariser Mission, wo ich in der Familie Louis Mabile zu Gaste war. Schon nach drei Tagen ging die Reise in einem mit 16 bis 18 Paar Ochsen bespannten Planwagen weiter. Sie sollte zwei bis drei Tage dauern bis nach Thabana Morena, dem Bestimmungsort.



Gertrud Wackernagel
im «Kriegsruf»,
20. März 1926.

Morija war schon damals eine sehr belebte Station. Ausser der Missionsdruckerei (samt Verlag) befanden sich dort mehrere Schulen (Internate), ferner die Bibel- oder Evangelistenschule, und von Zeit zu Zeit eine theologische Schule. Bewohnt war Morija von einer Anzahl Missionarsfamilien, europäischen und afrikanischen Lehrersfamilien, ferner von den Händlern (des öftern Buren), die Nahrungsmittel und allgemeine Gebrauchsgegenstände feilboten, samt deren Familien. Auf einem Hügel, etwas über dem Ort, hatte ein aus dem Neuenburger Jura stammender Arzt sein geräumiges Haus, und nicht weit davon, eine kleine Klinik erbaut, wo unter des Arztes Aufsicht ein afrikanischer Assistent oder Pfleger seines Amtes waltete. Er gehörte nicht zur Mission, war aber von wahrhaft beschämender Güte und Hingabe und unermüdlicher Hilfsbereitschaft.

Den grössten Eindruck machte mir 'Grand'maman Mabilie'. Ein schwarzes Spitzentuch krönte das schneeweisse Haar, und grenzenlose Güte strahlte aus ihrem lieben alten Gesicht. Sie war die Tochter von Eugène Casalis, einem der ersten Pariser Missionare im Lande, und Witwe von Adolphe Mabilie, einem aus der Gegend von Yverdon stammenden bedeutenden Lehrer und Prediger, der u.a. sehr viel für die Heraus-

gabe des ersten Gesangbuches und die musikalische Ausbildung des Volkes getan hatte. Die Leute von Morija und aus der ganzen Umgegend wussten, dass sie jederzeit mit allen Anliegen zu Mme Mabile kommen durften. Mit einer unverheirateten Tochter, die zugleich die Aufsicht über die École Normale führte, bewohnte sie 'La Chaumière', dieses aus zwei Rundhütten und einem rechteckigen Verbindungsbau bestehendes überaus anziehendes Heimwesen. Welch eine gottgegnadete Seelsorgerin muss sie gewesen sein, eine Friedensbringerin und eine Kraftspenderin. Des Sonntags fuhren zwei kräftige Schüler sie hinunter zum Gottesdienst in der stattlichen Kirche. Wiederholt sollte ich in den folgenden Jahren das Vorrecht haben, ihr zu beegnen.

Eine mehrtägige Reise im Ochsenwagen muss erlebt werden, wenn man sie richtig verstehen will. Der 'Kutscher' kennt jeden Ochsen mit Namen. Auf sein Kommando stellen sie sich paarweise in einer festen Ordnung hinter einander auf. Dann werden die Joche aufgelegt und befestigt. Eine lange schwere Kette verbindet sie mit einander und mit dem schweren Planwagen. Nie würde der Leitochse seinen Platz einem andern abtreten! Ein schwächliches dürftig bekleidetes Büblein ergreift den beim vordersten Paar befestigten Leitriemen (mtéu), die Peitsche knallt, – jeder Ochse wird bei seinem Namen gerufen, – ein Ruck, und das schwere Gefährt bewegt sich langsam vorwärts. Wo ein Tier sich lässig zeigt, wird es gerufen und bekommt die Peitsche zu spüren. Fortwährend ruft, besser: schreit, der Treiber sämtliche Namen, damit kein Ochse vergesse, wozu er da ist. Ein wahres Prachtstück handwerklicher Kunst ist ein solcher Wagen! – den undenkbarsten Strapazen gewachsen. Über Felsgestein, durch Wasser wie durch Sand, hinunter in tiefe Erdspalten und wieder hinauf, ohne dass ein Rad bricht oder der ganze Wagen sich auf die Seite legt! In der heißen Jahreszeit werden solche Reisen meist des Nachts bewerkstelligt, weil die Kühle den Ochsen besser bekommt. Da kann man von einer einsamgelegenen Wohnstätte aus in mondhellen Nächten Räderknarren, Peitschenknallen und das drohende Rufen der Treiber vernehmen, wenn ein solches Gespann unterwegs ist. So reiste man vor dem ersten Weltkrieg ganz bequem, besonders wenn es eine ganze Familie zu transportieren galt. Sonst aber zu Pferd, mit Satteltaschen links und rechts, und hinten einer 'musette', einer Art Rolle aus Manchester oder Leder, in die unglaublich viel gestopft werden konnte. Selten wurde mehr denn fünf Stunden im Tage geritten, und stets auf halbem Wege abgesattelt, den Pferden Ruhe und Labung gönnend. Mit der Ermüdung des Tieres nahm gegen Ende des Ritts auch ihre Unlust zu. Doch wurde in weiter Ferne ein Wäldchen oder eine Gruppe von wenigen Eukalypten sichtbar, so wussten sie: dort ist ein 'Store' (Laden) oder eine Station, – also Nahrung und Ruhe, – und in rasendem Galopp war bald das ersehnte Ziel erreicht.

Im Ochsenwagen wurde meist ein gewisser Vorrat an Wasser mitgeführt, ferner etwas an Brennholz für den Fall, dass nicht genügend khapané (trockener Mist) beim Ausspannort gefunden werden würde. Ferner der unentbehrliche 'kettle', und etwa eine Pfanne, wenn die Reise mehrere Tage dauern sollte. Alles an Nahrungsmitteln war in einer starken Kiste, die auch als Bock diente, vorn auf dem Wagen verstaut. Weiter hinten war von einer Seite des Wagens zur andern ein Netz von Riemen gespannt, auf welches eine dünne Matratze zu liegen kam. Das war das Bett, das für mehrere eng aneinander Liegende Raum bot!

Über Mittag wurde (reiste man am Tag), womöglich bei einer Wasserstelle, gespannt, um die Ochsen grasen zu lassen. Wie gemütlich lagerte sich da in der weiten Einsamkeit! Meistens sass man nicht im Wagen sondern ging zu Fuss nebenher. Und meist wurde erst am Abend richtig Feuer gemacht und der Kettle mit Wasser aufgesetzt, das beliebte Getränk zuzubereiten. Noch ehe es dunkelte, wurden die Ochsen herbeigetrieben und festgebunden, und schon ehe es tagte, wurde wieder eingespannt, und die Reise ging weiter.

Doch diese paar Aufzeichnungen sollen nicht in eine Reisebeschreibung ausarten. Auch will ich nicht die etwa zehn 'Stationen', auf denen ich gearbeitet, oder die ich besucht, hier aufzählen, noch die Namen aller derer nennen, die mich freundlich aufgenommen, mir manches anvertraut, mich 'erzogen', zuweilen mit einer gewissen Strenge. Köstlich *war* das Leben, weil voll Mühe und Arbeit, und dazwischen viel Frohmut im Kreise von Menschen mit dem nämlichen Ziel. Wie vielseitig war doch die Arbeit: Hausarbeiten *aller* Art, mit Matratzenstopfen und dem Nähen von Bubenkleidern, Kinder hüten und füttern; – eine Nähsschule mit etwa siebenzig und eine Strickschule mit etwa fünfzehn Schülerinnen bewältigen, und dies nach dem Unterrichten von Europäerkindern am Vormittag. [...] Und an einem schulfreien Tag sollte den Taufkandidaten die Grundlagen des Lesens beigebracht werden ...

Hier endet das 'Bilderbuch' der Erinnerungen. Schwerlich wird es je fortgesetzt werden. Nicht allein, weil die Schreiberin dessen nicht mehr fähig sein wird, sondern auch, weil niemand Lust haben wird, Berichte aus alten Zeiten und fernen Ländern zu lesen.»

Gertrud Wackernagel hat sich getäuscht, ihre Lebenserinnerungen verdienen einen grösseren Leserkreis!

Anmerkungen

- 1 Gertrud Wackernagel, Einiges, meinen Lebenslauf betreffend, Typoskript 1966/70, u.a. im Staatsarchiv Basel-Stadt, PA 82a K 30, S. 12–15.

Eugen Paravicini (1889–1945)

Im Kannibalendorf

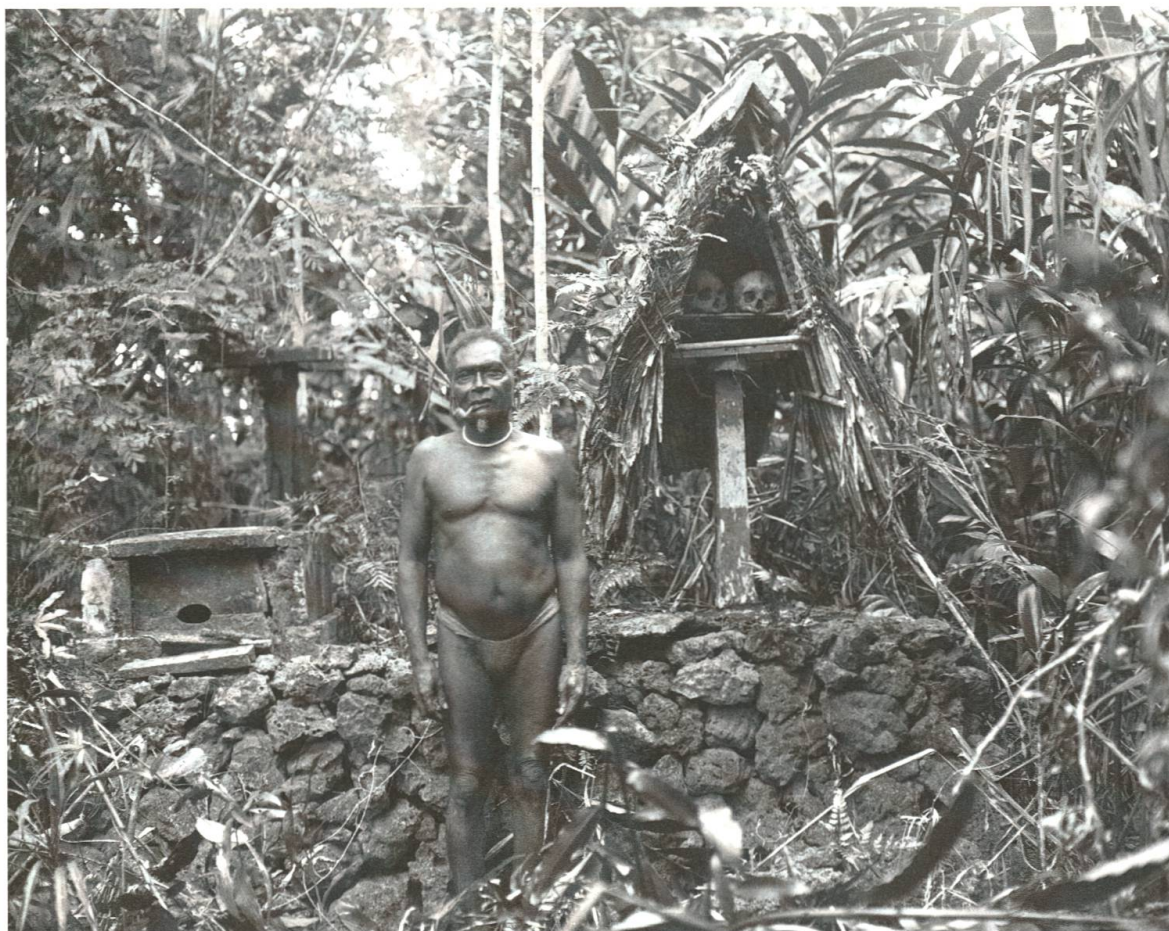
In den späten zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erhielt Eugen Paravicini vom Museum für Völkerkunde den Auftrag, die südöstlichen Salomonen zu bereisen, dort Sammlungen anzulegen und ethnographische sowie anthropologische Untersuchungen vorzunehmen. Paravicini war ein vielseitig interessierter Naturwissenschaftler; davon zeugen zahlreiche Veröffentlichungen in verschiedenen Fachgebieten, aber auch eine von ihm zusammengetragene Sammlung von Muscheln. Nicht minder stark war sein völkerkundliches Interesse; seinen Auftrag, die Salomon-Inseln zu bereisen, kommentierte er folgendermassen: «Die Aufgabe, die mir gestellt wurde, war keine leichte; seit Jahrzehnten sind auf den Salomonen Plantagen im Betrieb und junge Eingeborene werden als Arbeiter angeworben, die von ihrem Lohne importierten europäischen oder japanischen Hausrat kaufen. Dadurch wurde naturgemäss die ursprüngliche Kultur in vielen Gegenden des Archipels vernichtet. Ähnlich hat die Mission in dem halben Jahrhundert ihrer Tätigkeit auf die ursprüngliche Kultur eingewirkt. Glücklicherweise gibt es immer noch abgelegene Dörfer, 'Refugien der alten Kultur', und die galt es aufzufinden, ehe auch sie der modernen Weltwirtschaft zum Opfer gefallen sind.»¹

Wir begleiten Paravicini auf seinem Besuch eines «Kannibalendorfes»:

«Montag, den 28. Januar 1929 fuhr ich mit dem Districtofficer Herrn C. nach der Wanonibai an der Nordküste von San Christoval, wo wir bei einem alten, freundlichen Missionar übernachteten. Das Dorf Manugia, das mir die englischen Beamten empfohlen hatten als noch heidnisch und von einer unberührten, ursprünglichen Bevölkerung bewohnt, war das Ziel meiner Reise. Der Weg führt von der Wanonibai anfänglich in östlicher Richtung der Küste entlang durch lichten Strandwald und ausgedehnte Kokosnussbestände, in denen einige Dörfer versteckt liegen. Zwischen den bewohnten Dörfern traf ich auch hier immer wieder die Überreste ehemaliger Siedelungen. Meist schauten nur noch die Dächer verfallener Hütten aus dem aufkommenden Buschwald hervor, gelegentlich waren es hohe, morsche Pfosten der Tambuhäuser, die einsam in die Höhe ragten, und einmal fand ich noch eine riesige schwere Holztrommel. Alle diese Ruinen stammten nicht etwa von ausgestorbenen Dörfern, wie mir die Eingeborenen immer wieder versicherten; es waren verlassene Siedelungen, deren Bewohner sich an irgendeinem anderen Orte niedergelassen hatten.

Am Abend erreichte ich Nonene, ein grosses Dorf, bestehend aus zwei Reihen schmutziger Hütten, zwischen denen auf einem grossen Platz das Tambuhaus steht. Rasch wurden die Leute zutraulich und boten mir verschiedene Gegenstände zum Kaufe an. [...]

Kurz vor unserem Ziel trafen wir den Häuptling von Manugia, der mit seinen Leuten damit beschäftigt war, ein neues Dorf zu bauen, weil, wie er mir im Gespräch



Schädelhäuschen bei Talina, Salomonen, Photographie von Eugen Paravicini, 1928/29.

versicherte, dort, wo jetzt das Dorf stehe, in kurzer Zeit nacheinander drei junge Männer gestorben waren. Der Glaube an einen bösen Geist, an einen Tindano, veranlasst die Eingeborenen der Nordküste Makiras immer wieder, ein neues Dorf zu bauen und den unheimlichen alten Ort zu verlassen. Dadurch entsteht die fast ununterbrochene Kette verlassener Siedelungen an der Nordküste von San Christoval. Nicht selten haben die Ortsänderungen Schwierigkeiten in der Wasserversorgung zur Folge, doch hierauf wird keine Rücksicht genommen, so wenig wie auf die Lage der Felder, die doch jährlich wechselt, oder auf die Art der Küstenbildung, die für den Fischfang wichtig ist. Nur der Schutz vor bösen Geistern ist für die Wahl des neuen Ortes massgebend, und um einen sicheren Ort zu finden, befragt der Häuptling die Haifische. Am Abend zogen wir zusammen nach Manugia. Der Häuptling wies mir das Tambuhaus zur Unterkunft an und sandte mir Yams, sowie apfelrote, dicke Bananen. Bis spät in die Nacht sass er bei mir, umgeben von seinen Leuten, und erzählte mir von den letzten Todesfällen im Dorfe. Im Laufe des Gespräches kamen wir auf die Herkunft der Menschen zu sprechen. Nun erfuhr ich aus dem Munde des alten Heiden, recht zaghaft zwar, dass Adam und Eva den ersten Menschen 'gemacht' haben. In diesem Ausspruch ist zweifellos die Tätigkeit eines Missionars zu erkennen, der es vergeblich versucht hatte, das Dorf zu christianisieren.

Da ich diese Antwort zurückwies, erklärte mir der Häuptling nach langem Schweigen: 'Two monkeys, a big kind of Cuscus long bush make him' (Zwei Affen, eine grosse Art des Cuscus, haben den Menschen gemacht). Diese eigentümliche Art verstümmelter darwinistischer Abstammungslehre setzte mich in Erstaunen, und ich erfuhr, dass ein Rekruter dies erzählt hatte. Schliesslich, nach vielen Tabakspenden, spät in der Nacht, als schon die meisten Männer, die um uns herum lagen, schliefen, vertraute mir der Häuptling an, dass es in Manugia zwei Arten von Menschen gebe; die einen stammen von einem Haifisch, die andern von einem fliegenden Hunde ab. [...]

Den ganzen folgenden Tag verbrachte ich in Manugia. Die Hütten stehen in mehreren, sich kreuzenden Reihen. Abseits, fast am Meere, ist das Tambuhaus errichtet, dessen Pfosten prächtig geschnitzt sind. Mitten im Dorfe war eine eigenartig verzierte Hütte zu sehen, in welcher die Kinder derjenigen Ehepaare untergebracht werden, die auf den Feldern arbeiten; auch wird hier für sie und deren Vater gemeinsam gekocht. [...]

Im Laufe des Tages wurde ich bald eine begehrte Persönlichkeit; andauernd kamen Leute, die etwas zu verkaufen hatten. Ich konnte eine Anzahl mächtiger ovaler Holzschalen erwerben, die verziert sind mit Haifischen und phantastischen Ungeheuern, welche sich an der Aussenseite anklammern und mit ihren Köpfen weit in das Innere der Schale vorspringen. Diese Schalen werden vornehmlich bei Kannibalenfesten verwendet. Beim Erwerb zweier Pfosten eines Tambuhauses stiess ich hingegen auf Widerstand. Auf meine Äusserung dem Häuptling gegenüber, er könne beim Verlegen des Dorfes neue Pfosten schnitzen lassen, und nachdem zwei Goldstücke mein Angebot lockender gestaltet hatten, überliess er mir das Gewünschte. Aber nun begannen die gewohnten Schwierigkeiten: nur wenige Burschen wollten sich als Träger anwerben lassen.

Als der Tag anbrach, meldete sich überhaupt niemand mehr, und diejenigen, die am Abend zuvor zugesagt hatten, schickten den ihnen ausbezahlten Vorschuss mit der Begründung zurück, dass sie notwendig zur Feldarbeit gehen müssten und mir unmöglich nach Kira-Kira folgen könnten. Grosse Mengen Tabak taten schliesslich, neben etwas sanfter Gewalt, ihre Wirkung. Ich erhielt die nötige Zahl Träger, musste ihnen jedoch versprechen, in Nonene nicht zu nächtigen und sie vor dem Eintreffen auf der Regierungsstation Kira-Kira zu entlassen. Um neun Uhr morgens brach ich mit meinen schwer bewaffneten Trägern auf. Wir marschierten zuerst am Fusse der Steilküste, in den von der Brandung ausgewaschenen Nischen der senkrechten Felsen. Aber die Flutwellen wurden andauernd stärker, und schliesslich mussten wir doch auf die Höhe des Plateaus emporklettern, was mit den schweren Pfosten ebenso mühselig wie gefährlich war.

In Nonene machten die Träger keinen Halt, sondern marschierten unverdrossen weiter. Die Nacht brach herein, und nur mit Hilfe angezündeter dürre Kokospalmblätter war der Weg mühsam zu erkennen. Schon war Mitternacht vorüber, als wir endlich die Wanonibai erreichten. Der alte Missionar brachte noch eine Flasche französischen Weines und liess für meine Träger Reis kochen. Am folgenden Morgen, als ich meine Leute ausbezahlte, kam es unter ihnen zu Streitigkeiten, in deren

Verlauf es sich aufklärte, warum sie sich so widerspenstig gezeigt und die Bedingung gestellt hatten, in Nonene keinen Aufenthalt zu machen. Vor einiger Zeit war nämlich ein junger Mann von Nonene verschwunden, und die Leute von Manugia standen im Verdacht, ihn getötet und wahrscheinlich verzehrt zu haben. Furcht vor Rache und Angst vor der Strafe waren die Motive, warum die Träger in Nonene weder rasten, noch mich bis zur Regierungsstation Kira-Kira begleiten wollten, und weshalb sie ihre Keulen mitgenommen hatten.»²

Anmerkungen

- 1 Eugen Paravicini: Reisen in den britischen Salomonen, Frauenfeld: Huber, 1931, S. 9f.
- 2 Ebd., Auszüge aus dem Kapitel «Im Kannibaldorfe Manugia», S. 135–139.

Eddie Rickenbacher (1890–1973)

Die tragische Heimreise

Eddie Rickenbacher hat seinen Baselbieter Heimatort Zeglingen nie gesehen, und doch ist er seiner Heimat verbunden geblieben. Geboren wurde er 1890 als drittes von acht Kindern in Columbus, Ohio, damals ein Zentrum der Kutschenherstellung. Seine Eltern waren waschechte Baselbieter, hatten aber aus wirtschaftlicher Not der Heimat den Rücken gekehrt.

Jugendjahre

Das Leben in der Neuen Welt war hart; die Kinder mussten schon früh neben der Schule arbeiten, so auch Eddie. Mit zehn Jahren wurde er «Newsboy» und begann frühmorgens um zwei Uhr für einen Dollar wöchentlich seine Runden als Zeitungsverträger zu drehen. «Diese kleine Arbeit habe ich nie bereut», bekannte er später, «denn sie war für mich eine Lehre für das Leben, die Entdeckung der Welt und ihrer Realität.»¹ In der wohl spärlichen Freizeit widmete er sich dem Sport: er fuhr Rennen, nicht mit dem Automobil, sondern mit Seifenkisten, was ihm etliche Beulen und Blessuren einbrachte. Nach Beendigung der Schule trat Eddie ins Geschäft mit Motoren ein; für einen Dollar pro Tag war Autowaschen angesagt, aber auch kleine mechanische Arbeiten galt es zu erledigen. Mit Fernkursen, die ihm ein Technikerdiplom einbrachten, erweiterte er sein Wissen, denn er sah sich nicht als einfachen Mechaniker, sondern als Rennfahrer. Tatsächlich finden wir ihn ab 1911 bei verschiedenen Rennen in den vordersten Rängen.

Kriegspilot

1917 traten die Vereinigten Staaten in den Krieg ein, und für den Rennfahrer, der kurz zuvor seinen angestammten Namen in Rickenbacker amerikanisiert hatte, bedeutete dies eine neue Stufe auf der Erfolgsleiter: er wurde Pilot. Die Bilanz seiner Einsätze, die von einer französischen Basis ausgingen, ist ausserordentlich, 26 Siege bzw. Abschüsse, darunter jene von vier Fesselballonen. Mehrfach dekoriert, wurde der 28-Jährige zum Helden der Nation. Präsident Woodrow Wilson empfing ihn, und in New York wurde er mit einer Siegesparade gefeiert. Wen wundert's, dass er den Kult um seinen Namen noch zu steigern wusste, indem er das von einem Ghostwriter geschriebene Buch «Fighting the Flying Circus» veröffentlichte. Selbst Hollywood verneigte sich vor ihm und bot ihm fabelhafte Verträge an, doch Eddie hatte anderes im Sinn. Er wollte – wie zehn Jahre zuvor Louis Chevrolet – seinen Namen als Automobilbauer vermarkten, und das gelang ihm.

Automobilbauer

Er investierte nicht nur seinen Namen, sondern auch seinen Sachverstand. Persönlich vergewisserte er sich, dass seine Fahrzeugkonzeption härtesten Anforderungen gerecht wurde, und nahm selbst an den über 150 000 Testmeilen zählenden Erpro-



Eddie Rickenbacker,
Gemälde von Marion
Schwing Ryan.

bungsfahrten teil: «Als sich seine Teilhaber über die Länge der Prüfungsphase beschwerten, verlangt Rickenbacker drei weitere Prototypen. Schliesslich, im Dezember 1921, kündigt die lokale 'Motor World' die bevorstehende Lancierung der neuen Marke an. Die Konkurrenz wird sich recht schnell der Neuerungen bewusst, die im Konzept der Rickenbacker-Automobile stecken. Sehr tiefer Schwerpunkt, vibrationsfreier 6-Zylinder-Motor, belüfteter und beheizbarer Innenraum. Um die Motorschwingungen zu eliminieren, einen allgemeinen Mangel jener Zeit, haben seine Ingenieure am Kopf der Kurbelwelle zudem ein zweites, in einer Ölwanne drehendes Schwungrad installiert.»² Von 1922 bis 1927 wurden im Rickenbacker-Werk in Detroit 34 500 Wagen produziert. «Captain Eddie» wusste die Popularität seines Namens gut zu nutzen und reiste auf Werbetour quer durch die Vereinigten Staaten. Trotzdem währte das unternehmerische Glück nicht lange: 1927 wurde die Firma versteigert.

Karriere und Notlandung

Rickenbacker war nicht der Mann, der ans Aufgeben dachte. Ein Jahr nach seinem Ausstieg aus der seinen Namen tragenden Automobilfirma kaufte er zusammen mit Freunden die Indianapolis-Rennstrecke und legte im Zentrum des Ovals eine 18-Loch-Golf-Anlage an. Noch eine Stufe höher ging es für den «Baselbieter» 1935; er wurde Generaldirektor der Eastern Airways und führte das Unternehmen zum Erfolg. Auch seine Heldenlaufbahn ging weiter. Als Berater der US-Luftwaffe stürzte er 1941 in militärischer Mission auf einem Flug mit einer Boeing B-17 über dem Pazifik ab. Zusammen mit anderen Überlebenden trieb er 21 Tage auf einem Floss, wobei sich die Leidensgenossen von Vögeln und Fischen ernährten.³

Tragische Heimreise

Obwohl Eddie Rickenbacker das Schweizerdeutsch nicht mehr verstand, fühlte er sich der Heimat seiner Eltern verbunden. Seine letzte Reise hätte ihn nach Zeglingen führen sollen, doch im Anflug auf den Flughafen Zürich starb er an einer Herzkrise. So warteten der ebenfalls aus Zeglingen stammende Präsident des Schweizerischen Aeroclubs Fritz Rickenbacher und der Zeglinger Gemeindepräsident am 27. Juli 1973 in Kloten vergeblich auf ihn.

Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Ernest Schmid: Eddie Rickenbacher, the Speedy Swiss. Eines Schweizers sprichwörtliche Traumkarriere, 3 Folgen (29. Januar, 26. Februar, 19. März 1998) in der Beilage «auto exklusiv» der «Automobil Revue». Folge 1, S. 66.
- 2 Ebd., passim.
- 3 James C. Whittaker veröffentlichte 1943 einen Erlebnisbericht dieser Notwasserung («We thought we heard the angels sing», deutsche Ausgabe Gütersloh 1952).

Oskar Bider (1891–1919)

Luftreisen

Nur wenige Baselbieter können sich rühmen, in einem Denkmal verewigt worden zu sein – zu diesen Ausnahmen gehört Oskar Bider. Sein Denkmal steht in Bern auf der Kleinen Schanze und zeigt einen Mann, der mit weit ausgebreiteten Armen gewissermassen in die weite Welt hinausfliegt.

Als Gaucho in Argentinien

Oskar Bider wuchs in Langenbruck auf; nach Ausbildung zum Landwirt und Absolvierung der Rekrutenschule wanderte er nach Argentinien aus: «Es war ein regnerischer Frühlingsabend (1911), als ich auf einem italienischen Dampfer den Hafen von Genua verliess. Voll Freude und gespannt auf alles, was mir im fernen Argentinien wartete, blickte ich träumerisch in die von der 'Italia' durchfurchten, schäumenden Wellen. Am Abend des fünften oder sechsten Tages der drei Wochen dauernden Seereise sass ich auf dem obern Deck, als die Sonne ihre glühenden Strahlen in die unendlichen Fluten versenkte. Da flogen meine Gedanken wieder zurück in die Schweiz, zurück zu meinen Angehörigen [...]. Der Funke fing wieder an zu glimmen und ich wollte, ich hätte das Schiff wenden können, um nach Frankreich zu steuern. Ich machte mir Vorwürfe. Denn wer hätte mich noch hindern können, nach dem Tode meiner Eltern, meinen Entschluss auszuführen und zu fliegen!

Leider war aber nichts mehr zu ändern und nach einer prächtigen Überfahrt landete ich in Buenos-Aires, der Hauptstadt des Zukunftslandes Argentinien. Nach einem zehntägigen Aufenthalt in Buenos-Aires fuhr ich nach Norden in den Gran Chaco, woselbst ich mich auf einer grossen, abgelegenen Farm betätigte. Hier fand ich ein ideales, freies Leben, und ich war übergücklich, den ganzen Tag zu Pferd mit Lasso und Büchse den Viehherden nachzureiten und die grossen Ebenen und bunten Wälder zu durchstreifen. Herrlich war es, mit diesen guten Pferdchen den flinken Hirsch und den Strauss zu jagen! Es ist das schönste Leben, das ich mir vorstellen kann! Aber so schön auch alles war, und so gut es mir gefiel, musste ich wieder zurück in die Schweiz, mein Urlaub ging zu Ende.»¹

Der Traum vom Fliegen

Und dann wurde der Traum vom Fliegen wahr: Im November 1912 trat Bider in Blériots Fliegerschule in Pau am Nordfuss der Pyrenäen ein. «Als ich am 8. November 1912 die Fliegerschule in Pau angetreten habe, hatte ich noch nie einen Aeroplan in der Luft gesehen. Alles Kommende war also neu für mich. Ich hatte keine Ahnung, wie das Fliegen gelernt wird»,² bekennt Bider in autobiographischen Aufzeichnungen und fährt fort: «Was nämlich die andern Schüler nach vierzehn Tagen versuchten, das vollführte ich am Abend des dritten Tages.»³ So war es nur folgerichtig, dass er bereits am 8. Dezember, genau auf den Tag einen Monat nach seinem Eintritt in

die Fliegerschule, das internationale Fliegerpatent erwarb! Und international ging es auch zu: «Am 24. Januar 1913, morgens um 6.45 Uhr, als noch dunkle Nacht war, stieg auf dem Flugplatz Pau das zuckerweisse Flugzeug mit dem Namen 'Langenbruck' und den mächtigen schweizerischen Hoheitszeichen in die Luft und flog über die Pyrenäen nach Madrid.»⁴ Das war der erste Streich. Er brachte dem jungen Lufthelden, von den Franzosen «chevalier sans peur et sans reproche» genannt,⁵ grenzenlose Bewunderung. Und schon am 13. Juli kam es zum zweiten fliegerischen Grossereignis: Bider flog von Bern über die Alpen nach Domodossola und von da, nach kurzer Zwischenlandung, nach Mailand. «Alle Städte der Erde standen in einem Wirbel von Extrablättern und von riesigen Schlagzeilen, mit denen die Zeitungen das Wunder meldeten.»⁶

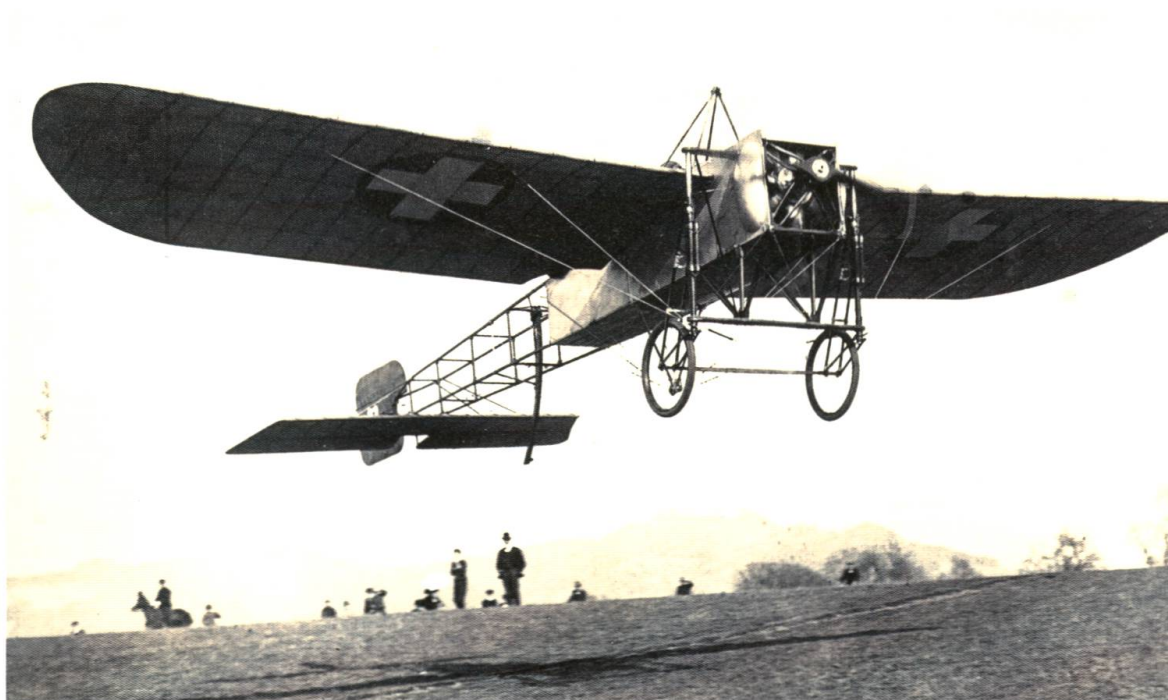
Die erste aviatische Alpenüberquerung

«Bern, 13. Juli. Dem Ehrentitel eines Besiegers der Pyrenäen kann Oskar Bider seit der heutigen Morgenfrühe auch den eines Bezwingers unserer Alpen beigesellen. Der junge Schweizerflieger ist in einem Triumphfluge, der in der Geschichte der Luftschiffahrt einzig dasteht, soeben von Bern nach Mailand geflogen.»⁷

«Jungfrauoch, 13. Juli. Die Passagiere des Sonnenaufgang-Extrazuges konnten heute das herrliche Schauspiel der bisher kühnsten Alpenüberfliegung aus der Nähe verfolgen. Ganz versunken in die Schönheiten der im Sonnenaufgang ganz besonders gewaltig wirkenden Jungfrauoch-Umgebung, wurde man einige Minuten nach sechs Uhr plötzlich durch ein in diesen Höhen ganz unbekanntes Surren in die Wirklichkeit versetzt. Bald war die Ursache erkannt. Das Unglaubliche war Wahrheit geworden! Zunächst ein ganz unscheinbarer Punkt, nahm der mit unglaublicher Geschwindigkeit näher kommende Blériot-Eindecker grössere Formen an, und kaum hatten ihn die Passagiere mit Jubel begrüsst, so schoss er schon um 6 Uhr 10 nur etwa hundert Meter über das Jungfrauoch (3457 Meter) hinüber zum Jungfrau firn und dem grossen Aletschgletscher. Es war der Schweizer Aviatiker Bider, der genau in der Mittellinie zwischen der Jungfrau (4166 Meter) und dem Mönch (4105 Meter) die grosse Alpenmauer bezwang und so die bisher kühnste aviatische Tat vollbrachte, die nur in dem kürzlich vollendeten Europaflug Brindejoncs de Moulinau ihresgleichen hat. Noch eine schwache halbe Stunde konnte der Flieger längs des grossen Aletschgletschers verfolgt werden, bis er jenseits des Rhonetales hinter dem Helsenhorn (3274 Meter) die letzte Kette der Walliser Alpen überflogen hatte, um sich dann ins Tal nach Domodossola hinabzusenken. Eine Strecke, die er in rund dreissig Minuten durchflog! Bider, der Pyrenäensieger, ist mit dieser unvergleichlichen Leistung zum Alpenbezwinger geworden und hat sich und seinem Heimatlande unvergesslichen Ruhm in der Geschichte der Aviatik gesichert.»⁸

Langenbruck von oben

Und noch eine letzte typische «Bider-Luftreise-Erinnerung». April 1914: «Vor ein paar Wochen habe ich in Langenbruck gelandet. Ich habe Heimweh gehabt. Die Gegend eignet sich zum Niedergehen nicht viel besser als ein Scheunendach. Dorf und Land sind schön, sagen die Fremden. Ich sage, es ist meine Heimat. Das Dorf



Oskar Biders Flug über die Alpen: Start in Bern, Mai oder Juni 1913.

liegt tief in Hügeln, auf denen Wälder stehen. Wo man zur Not durchschlüpfen kann, gipfelt der Kirchturm. Unsere heutigen Maschinen taugen noch nicht völlig dazu, Kirchtürme umzulegen. Mein Blériot machte sich klein, als ich neben dem Gockelhahn vorbeischoß. Und da gelang es. Das Haus, in dem ich geboren bin, steht freundlich im Häusergewimmel. Nebenan liegt der 'Bären'. Es war auch ein Doktor da aus der Gegend. Er gedachte wohl, mich zusammenzuflicken, was weiss ich. Jedenfalls sagte er: 'Sehen Sie, Bider, wie Sie das heute mit dem Kirchturm gemacht haben, das war toll. Es war schlimmer, als das siebenjährige Mädchen auf dem hohen Seil bei Knie. Aber lassen Sie das Fliegen bleiben. Es schaut nichts dabei heraus – und es wird immer eine brotlose Sache bleiben!'»⁹

Es war Bider nicht vergönnt, den Gegenbeweis anzutreten und die nach diesen ersten Flugversuchen ungestüm einsetzende Entwicklung mitzugestalten, er stürzte bei einem Akrobatikflug ab.

Anmerkungen

- 1 Otto Walter: Bider, der Flieger. Ein Buch der Erinnerungen, Olten: Otto Walter, 1938, S. 178f.
- 2 Ebd., S. 182.
- 3 Ebd., S. 190.
- 4 Ebd., S. 197.
- 5 Ebd., S. 203.
- 6 Ebd., S. 220.
- 7 Ebd., S. 220.
- 8 Ebd., S. 221f.
- 9 Ebd., S. 249f.

Hans Schweizer (1891–1975)

Reptilienreisen

Wie kommt es, dass eine auf den Kykladeninseln Milos und Kimolos heimische Eidechsenart seit 1935 mit ihrem wissenschaftlichen Namen *Lacerta trilineata hansschweizeri* Schweizerisches anklingen lässt? Schlangenkenner lüften das Geheimnis: Hans Schweizer war der Entdecker dieses flinken Tierleins. Und wer war dieser Mann? Ein simpler Basler Buchhalter, der diesen Beruf während dreissig Jahren in treuer Pflichterfüllung bei einer Versicherungsgesellschaft ausübte, ohne je auch nur einen Tag zu fehlen. Seine grosse Liebe aber galt seit der Jugendzeit den Repti-



Hans Schweizer mit seinen Lieblingen.

lien und Amphibien, und so wurde er im Laufe der Jahre zu einem auch international angesehenen Fachmann der Terrarienkunde. «Mit 'Aufspürstecken', Rucksack und einem Milchkesseli bewaffnet, sammelte er in seinen Ferien und später 'hauptberuflich' seltene Echsen, Ottern und Nattern», schreibt Hans A. Jenny.¹ Stundenlang lauerte Schweizer seinen Lieblingen auf und beobachtete sie auf ausgedehnten Forschungs- und Sammelreisen, die ihn nicht nur in den nahen Jura führten, sondern rund um das Mittelmeer. Jenny hält fest: «Nicht weniger als 52 Veröffentlichungen über Reptilien und Terrarienpflege im Zeitbereich von 1921 bis 1971 sind die Früchte der jahrzehntelangen Forschertätigkeit von Hans Schweizer. Bis ins hohe Alter warb er in unzähligen Lichtbild- und Filmvorträgen sowie in fünf grossen Schlangenausstellungen um Verständnis für die Natur und versuchte erfolgreich der Verteufelung 'seiner' Kriechtiere entgegenzuwirken.»²

Hans Schweizer – er bekam bald den Übernamen «Schlangenhansi» – war ein echtes stadtbekanntes Original. Er trug immer mit Schnüren gebundene, genagelte Militärschuhe. «Schlangen, Echsen und Schildkröten – die er oft im Rucksack oder in einem Milchkesseli mit sich trug oder gar in einer Schublade seines Büroschreibtisches verwahrte – bedeuteten ihm sein Leben, aus dem er mit feurigem Engagement, ansteckender Begeisterung und unvergleichlichem Spezialwissen zu erzählen wusste [...].»³ Er starb im hohen Alter von 84 Jahren inmitten seiner Schützlinge, die er in selbst gebastelten Schlupfkisten in seiner Wohnung hielt.

Anmerkungen

- 1 Hans A. Jenny: Hans Schweizer. Der «Schlangenhansi», in: ders., Baselbieter Originale. Eine Sammlung faszinierender Charaktergestalten, Sissach: Schaub-Buser, 1995, S. 119.
- 2 Ebd., S. 122.
- 3 Ebd., S. 121.

Paul Wirz (1892–1955)

Der Weltvagant

«Weltvagant» – besser könnte die Reiseleidenschaft des gebürtigen Gelterkinder Ethnologen nicht umschrieben werden. Hier als Beweis seine Reise-Daten, wie sie Andrea E. Schmidt zusammengestellt und charakterisiert hat:¹

1912 und 1913: Erste Reisen ins nördliche Afrika

1915–1919: Erste Reise nach Insulinde (Niederländisch-Indien, Süd-Neuguinea)

1920–1924: Zweite Forschungsreise nach Niederländisch-Indien (Neuguinea)

1925–1927: Kreuz und quer durch Insulinde (Sunda-Inseln, Nord-Neuguinea)

1929–1931: Reise nach Papua

1932–1935: Sammler werden, um Ethnologe zu bleiben – Reisen in Europa, Afrika und Asien

1936–1940: Begegnungen mit dem Buddhismus – Reisen in Asien

1941–1945: Exil in der Fremde – über Kuba in die Dominikanische Republik

1947–1948: Ceylon

1949–1950: Endlich wieder reisen können – Reise nach Ost-Neuguinea, Indien und Pakistan

1952–1953: Schauen und Sammeln – neue Ziele in Ost-Neuguinea

1954–1955: Auf der letzten Reise die Ruhe finden – Nordost-Neuguinea.

Hinter dieser dünnen Aufzählung verbirgt sich ein Leben im Dienste des Forschens und Sammelns. Paul Wirz hatte nicht zuletzt den Beruf des Ethnographen gewählt, «um von dem, was er als 'echte' Kultur verstand, möglichst viel als wissenschaftliches Datenmaterial in Form von Photographie und Film und vor allem durch das Sammeln materieller Kultur zu retten. So schrieb er noch vor seiner letzten Reise nach Neuguinea: 'Ja, es ist höchste Zeit, dass man sammelt, was noch zu sammeln ist, und es wenigstens noch für eine weitere Zeitspanne vor dem völligen Untergang rettet.'»²

Dass Paul Wirz seine Forschung vor allem dem Leben der «Naturmenschen» widmete, wurzelt in seiner Kritik an der westlichen Kultur und Gesellschaft, die er in scharfer Anklage folgendermassen begründete: «Viele Jahre habe ich unter braunen und schwarzen Menschen zugebracht, die von Weissen regiert und geleitet werden, aber eines ist mir nie recht klar geworden: weshalb nämlich die Weissen diese Länder von heute auf morgen ihr eigen nannten und sich zur Aufgabe gestellt haben, diese Naturkinder zu lehren und zu erziehen und ihnen so rasch wie möglich ihre eigene Kultur und alle damit verbundenen Bedürfnisse aufzuzwingen. Habgier, Geldgier trieben sie hin, um auch diese herrliche Insel in Besitz zu nehmen und die Schwarzen zu verdrängen. [...] Das schlimmste aber war, dass sie mit der Bibel kamen und als Heuchler predigten, da sie selbst viel schlechter waren als alle Schwarzen zusammen. Sie heuchelten, den Frieden bringen zu wollen, und brachten in Wirklichkeit den Krieg. Sie heuchelten, bessere Zustände schaffen zu wollen, und

brachten Elend und Not, Krankheit und Seuchen. Mit ihren Mordwaffen kamen sie und schossen die Schwarzen zusammen oder steckten sie in Gefängnisse, wo sie umkamen, oder sie holten sie aus ihren Dörfern und brachten sie nach den Pflanzungen, wo sie wie Sklaven arbeiten mussten. Ihr Lohn bestand aus dreckigem Geld, für welches sie sich allerhand Schundwaren und Kleider kaufen konnten oder mussten, die sie nicht brauchten, und die sie gleichfalls ins Verderben brachten. So lernten sie Bedürfnisse kennen, die sie vorher nicht gekannt hatten und die sie nun völlig versklavten und fortan in die Hände des weissen Mannes trieben, der nur ein Ausbeuten kannte. So begannen die Schwarzen zu sterben, aber auch das war dem weissen Mann nicht immer recht. Man musste doch Arbeiter haben für die Pflanzungen, die Minen und Sägewerke, den Bau von Strassen und so weiter. Man suchte nach künstlichen Mitteln, um sie zu erhalten und die Geburtenzahl zu heben, aber auch das geschah nur aus Berechnung, nicht der Schwarzen wegen selbst, sondern der Pflanzungen und Minen wegen, für die man Menschenmaterial brauchte. Das alles nannte man Politik und gab ihm einen christlich-religiösen Anstrich.»³

Paul Wirz schenkte seine besondere Liebe und Aufmerksamkeit dem Volk der Papua. 1921 anlässlich seiner zweiten Reise berichtete er überschwenglich: «In einem grossen Männerhaus habe ich mein Quartier aufgeschlagen und befinde mich nun ganz in papuanischem Milieu, bin $\frac{3}{4}$ selbst ein Papua geworden [...] ich werde allgemein als 'sobat' d.h. Freund angesprochen, die Leute wissen, dass ich's gut mit ihnen meine. In den Geheimkult bin ich auch aufgenommen.»⁴ Und später: «Es ist ganz wundervoll, und ich verbrachte daselbst eine Zeit – wohl die schönste in meinem Leben, immer unter den Eingeborenen, selbst wie ein Papua, wohnte in einem grossen Männerhaus mit den grotesken Ahnenfiguren und beschnitzten Pfählen. Die Leute nannten mich allgemein Freund und gaben mir alles, was ich wünschte, Sago, Bananen, Bataten, Melonen [...]. Es war wie im Paradies.»⁵

Paul Wirz beendete sein «Weltvagantentum» im nüchternen Reinach, wo er ferne von Papua in einem aufgelassenen Steinbruch ein einfaches Blockhaus erbauen liess.

Anmerkungen

- 1 Andrea E. Schmidt: Paul Wirz – ein Wanderer auf der Suche nach der «wahren Natur», Basler Beiträge zur Ethnologie, Band 39, Basel: Ethnologisches Seminar der Universität und Museum der Kulturen 1998.
- 2 Ebd., S. 165f.
- 3 Ebd., S. 175.
- 4 Ebd., S. 66.
- 5 Ebd., S. 66.

Alfred Bühler (1900–1981)

Von Kochlöffeln, Ahnendarstellungen und vorindustriellen Textil-Techniken

Museumsinstruktionen

«Die wichtigste Aufgabe des Reisenden ist die, alle materiellen Äusserungen der Kultur der Eingeborenen zu sammeln. Studien über die geistige Kultur[,] für welche die Beherrschung der Sprache notwendig ist, sollen zurücktreten gegenüber seinem ersten Ziel, die Sammlungen des Museums zu äufnen. ... Herr Dr. Bühler hat die Aufgabe Timor und die kleinen Sundainseln zu bereisen. Indessen ist es wichtiger, einige oder wenige Inseln gründlich zu erforschen, als möglichst viele Inseln oberflächlich zu bereisen. Auch ist es für das Museum von grösserem Wert, den materiellen Kulturbesitz von einer oder wenigen Inseln vollständig zu besitzen als von vielen Inseln einige wenige Stücke. ... Noch ist zu bemerken, dass nicht nur grosse und auffallende Stücke wie Masken und Skulpturen gesammelt werden sollen, sondern auch die unscheinbaren Stücke des Hausrates. Doubletten sind als Tauschmaterial immer willkommen.»¹ Das war die Instruktion, die Alfred Bühler, später Direktor des Museums für Völkerkunde Basel und des Museums für Volkskunde, 1935 von der Museumskommission für seine erste wissenschaftliche Reise erhielt, die er übrigens weitgehend auf eigene Kosten und unter Inkaufnahme eines längeren Verdienstaufhalles unternahm. Und so kommt es, dass das Basler Museum Alfred Bühler nicht weniger als 3636 Artefakte zu verdanken hat. Dabei ging es ihm und seinem Freund und Begleiter Willy Louis Meyer (1899–1982) vor allem darum, für jedes Handwerk und für jede Technik möglichst vollständige Belege zu erhalten, um so Vergleiche mit anderen Sammlungen anstellen und Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Kulturen aufzeigen zu können. Es galt, lokale, künstlerische und ornamentale Unterschiede sichtbar zu machen.

Schöpf-, Ess- und Kochlöffel

Bühler schreibt: «Einen Höhepunkt in technischer und künstlerischer Hinsicht stellen die Schöpf-, Koch- und Esslöffel dar. Die Sammlung enthält denn auch von [...] den Inseln [Timor und Rote] zusammen über 300 Exemplare. Als Material findet sich daran Holz, Kokosnussschale, Schildpatt, Kerbauenhorn [Wasserbüffelhorn], Knochen, Triton-, Nautilus- und Cypräaschalen [Kaurischneckenschalen], Bambus und auf Rote sogar Blattstreifen der Lontarpalme. Neben fast spatelförmigen Gebilden treten Kombinationen von Gabeln, Zahnstochern und Kämmen mit Löffeln auf, neben aus einem Stück geschnitzten solche, wo Löffel und Stiel aus verschiedenem Material bestehen. Zusammengesetzte Löffel sind vor allem typisch für Rote und Osttimor, während die Atoni zum grössten Teil aus einem Stück geschnitzte bevorzugen. Eine erstaunliche künstlerische Höhe an Ornamentierung haben hier vor allem die Leute der Landschaft Amanuban erreicht. Ihre aus Horn gearbeiteten Löffel mit in Kerbschnitttechnik oder durchbrochener Arbeit verzierten Stielen gehören zum schönsten der ganzen Sammlung.»²



Panne in Osttimor – Alfred Bühler und Willy Meyer mit ihrem vollbeladenen Wagen, 1935.



Expeditionsmaterial, Westtimor, 1935.

Sammeln

Sammeln – das hört sich so leicht an, in Tat und Wahrheit gestaltete es sich aber für die Ethnologen sehr schwierig: «In Timor war die Erwerbung solcher Gegenstände nicht allzu schwer. Im Osten z.B. konnten eine Reihe sehr schöner und alter Ahnenstatuen erworben werden. Schwierigkeiten hatten wir dagegen bereits in Rote, wo wir erst in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes interessante Stücke kaufen konnten. In Flores war dies fast unmöglich. Die Eingeborenen hängen dort vielfach noch sehr stark an ihrem alten Glauben und damit auch an ihren Kultgeräten. An andern Orten, wo dies vielleicht nicht mehr so stark der Fall war, hatten die Leute kein Geld nötig, weil die Kopfsteuer schon überall eingezogen worden war. Ich bin überzeugt davon, dass wir sonst das eine oder andere Stück hätten erwerben können, das uns nun entgangen ist.»³

Ein Ziel der Expedition war auch die Dokumentation vorindustrieller Technologien: «Besonderer Wert wurde darauf gelegt, für jedes Handwerk und jede Technik möglichst vollständige Belege zu erhalten: Rohmaterialien, Werkzeuge, halbfertige Waren und fertige Produkte, so dass anschauliche Werdegänge ausgestellt werden können. Auf diese Weise sind vor allem für Spinnen, Färben und Weben sehr ausführliche Serien gesammelt worden.»⁴

Jeder Zeile der Berichte, die wir hier auszugsweise zitiert haben, merkt man an, mit wie viel Herzblut Alfred Bühler seine ethnologischen Reisen durchgeführt hat.

Anmerkungen

- 1 Richard Kunz: Kulturbeziehungen und Stilprovinzen der Kunst, in: Expeditionen und die Welt im Gepäck, Ausstellungszeitung Museum der Kulturen Basel, 2012, S. 16–21, hier S. 16.
- 2 Ebd., S. 18.
- 3 Ebd., S. 19.
- 4 Ebd., S. 19.

Helene Bossert (1907–1999)

Im Schatten des Kalten Krieges – die Russlandreise

Eine Reise wurde ihr zum Verhängnis. 1953, mitten im Kalten Krieg, unternahm Helene Bossert auf Einladung des antifaschistischen Frauenkomitees der Sowjetunion zusammen mit einer zwölköpfigen Delegation der Schweizerischen Frauenvereinigung für Frieden und Fortschritt eine dreiwöchige Reise in die Sowjetunion. Und was geschah während ihrer Abwesenheit im friedlichen Sissach? Sie wurde in der Presse als Landesverräterin und versteckte Kommunistin bezeichnet und heftig angegriffen.

Helene Bossert war eine anerkannte, eigenständige Mundartdichterin, die mit Unterstützung des Kantons Basel-Landschaft 1942 ihr erstes Gedichtbändchen «Blüemli am Wäg» veröffentlicht hatte, und Mitarbeiterin im Radio-Studio Basel. Die Reise in die Sowjetunion setzte all diesem Wirken ein jähes und brutales Ende: Von einem Tag auf den anderen wurde die Dichterin nicht mehr zu Lesungen ihrer Kurzgeschichten und Gedichte eingeladen, und auch das Radio verweigerte die Zusammenarbeit; man machte Helene Bossert buchstäblich mundtot, sie und ihre Familie wurden ausgegrenzt und von der Schweizerischen Bundesanwaltschaft überwacht – und dies während rund zwanzig Jahren! Da «war alles nur noch rund um mich herum wie ein Hag mit Stacheln», schrieb sie.¹ Nichts änderte ihre Situation, nicht einmal ihre verzweifelte Erklärung vom 6. Oktober 1953:

«Meine Reise nach dem Osten hat Anstoss erregt. Ganz gerne wäre ich auch in eine andere Richtung gefahren, hätte man mir dazu Gelegenheit geboten. Nun, es bleibt dabei, ich sah, dass die Welt gross ist, sah fremde Menschen, andere Sitten. – Welcher Schriftsteller würde eine solche Gelegenheit nicht erfassen? Warum muss denn auch alles in den politischen Schmutz gezogen werden? Dazu anonym und während meiner Abwesenheit. Es ist unglaublich! Ich ging auch als Mensch, als Frau und Mutter, beladen mit vielen Vorurteilen und ohne mich zu etwas zu verpflichten. Mit vielen Eindrücken kehrte ich zurück und bin und bleibe, was ich vorher war.»²

Nicht alle Leute erlagen der antikommunistischen Hetze. Paul Manz, der spätere Regierungsrat, setzte sich als Landrat in einer Interpellation im Interesse des Rechtsstaates und des Anstandes für eine gründliche Abklärung der erhobenen Anklagen ein und sprach einer Wiedererwägung der Radio-Mitarbeit der Dichterin das Wort. Trotz dieses mutigen Votums dauerte es noch Jahre, bis das Packeis, das Helene Bossert umgab, langsam abtaute. Ihr bitterer Stossseufzer «nicht ich habe Politik gemacht, sie haben mit mir Politik gemacht»³ blieb lange ungehört. Die endgültige Wende kam erst 1988, als der Baselbieter Regierungsrat der Dichterin den Literaturpreis zusprach.

In einem berührenden Gedicht hat Helene Bossert ihre Erfahrungen im Zusammenhang mit der Russland-Reise zum Ausdruck gebracht:

Vogelfrei!

Z Russland gsi.
Z Russland gsi.
So, die mache mer jetz hi!

Vogelfrei.
Vogelfrei.
Bänglet nummme uf se Stei!

Hoppla druuf.
Hoppla druuf.
Bis zu ihrim letschte Schnuuf!

Aber breicht.
Aber breicht.
Settig Häxe sy halt geicht.

Z Russland gsi.
Z Russland gsi.
So, die mache mer jetz hi!⁴

Anmerkungen

- 1 Ruedi Epple: Basel-Landschaft in historischen Dokumenten, Band 5: Wachstum in Grenzen 1946–1985, Liestal: Kantonale Schul- und Büromaterialverwaltung, 1998, S. 137.
- 2 Ebd., S. 137.
- 3 Ebd., S. 143.
- 4 Ebd., S. 144.

Alfred Rasser (1907–1977)

Im Schatten des Kalten Krieges – die Chinareise

Wie Helene Bossert wurde auch der berühmte Kabarettist Alfred Rasser, alias HD-Soldat Lämppli, Opfer des Kalten Krieges. Als Teil einer Schweizer Delegation, der auch der bekannte Basler Maler Max Kämpf angehörte, und auf Einladung der «Gesellschaft des chinesischen Volkes für die Beziehungen zum Ausland» reiste er 1954 in die Volksrepublik China.¹ Leicht war ihm der Entschluss, an dieser Reise teilzunehmen, nicht gefallen; er rechtfertigte sich später, als er zusehends in ein Trommelfeuer allgemeiner Diffamierung geriet, in der «Zürcher Woche» folgendermassen:

«Ich hatte drei Gründe, nach China zu reisen.

Der erste enthält ganz einfach die Gegenfrage. Warum hätte ich nicht gehen sollen?

Der zweite Grund: Nicht ein einziger von all denen, die mir von der Reise abrieten, sagte etwa: So eine Reise macht man nicht, das ziemt sich nicht, das ist verabscheuungswürdig. Aber alle sagten, sie würden es aus Furcht vor der öffentlichen Meinung nicht wagen, diese Einladung anzunehmen [...]. Ja, ich wusste, was mir von Seiten der schweizerischen McCarthys bevorstand, und ich hatte die Wahl, mich ihnen von vornherein zu beugen oder ihnen zu trotzen. Ich entschloss mich zum letzteren [...].

Der dritte Grund: Ich sah mich als denkender Mensch [...] veranlasst, die Erdkugel auf beiden Seiten zu betrachten und den Friedenswillen der Ostvölker weder in der einen noch in der anderen propagandistischen Verzerrung zu beobachten, dies in der Meinung, dass mir ein Recht zustehe, um die Zukunft der Völker und der Erde besorgt zu sein [...].»²

Die Anfeindungen gingen so weit, dass Rasser erwog, im elsässischen St-Louis ein Cabaret Rasser im Exil zu eröffnen.³ So weit sollte es aber nicht kommen: Rasser, der als Kabarettist schon immer politisches Gespür bewiesen hatte, trotzte allen Verleumdungen und Widerständen. 1967 wurde er für den Landesring der Unabhängigen in den Nationalrat gewählt, dem er während zwei Legislaturperioden angehörte. Und noch einmal fiel Rasser durch Mut und Eigenständigkeit auf: Anlässlich der Eröffnungssitzung verweigerte er sich nämlich dem Schwur und entschied sich für ein schriftliches Gelübde, was er im Boulevardblatt «Neue Presse» wie folgt begründete: «Ich finde nämlich, dass Gott, in dessen Namen man zu schwören hat, durch allzu häufige Anrufung immer mehr entwertet und abgenützt worden ist. Für was muss Gott doch nicht alles herhalten? Für sämtliche Vaterländer, Annektierungen, Kolonisationen, Schlachten, Kriege, Hinmetzelungen und Ausrottungen ganzer Völkerstämme, für jedes menschliche und unmenschliche Geschehen. Einen solchen Gott bei einem Schwur anzurufen, widersteht mir einfach. Wenn ich aber, wie es der Fall ist, unter Gott das verstehe, was z.B. Spinoza verstanden hat,

nämlich das 'absolut unendliche Wesen, d.h. die Substanz, welche aus unendlichen Attributen besteht, von denen ein jedes ewiges und unendliches Sein ausdrückt', dann fühle ich mich zu klein, um es wagen zu dürfen, ein solches Wesen zu bemühen und sei es auch für einen eidgenössischen Schwur.»⁴

Anmerkungen

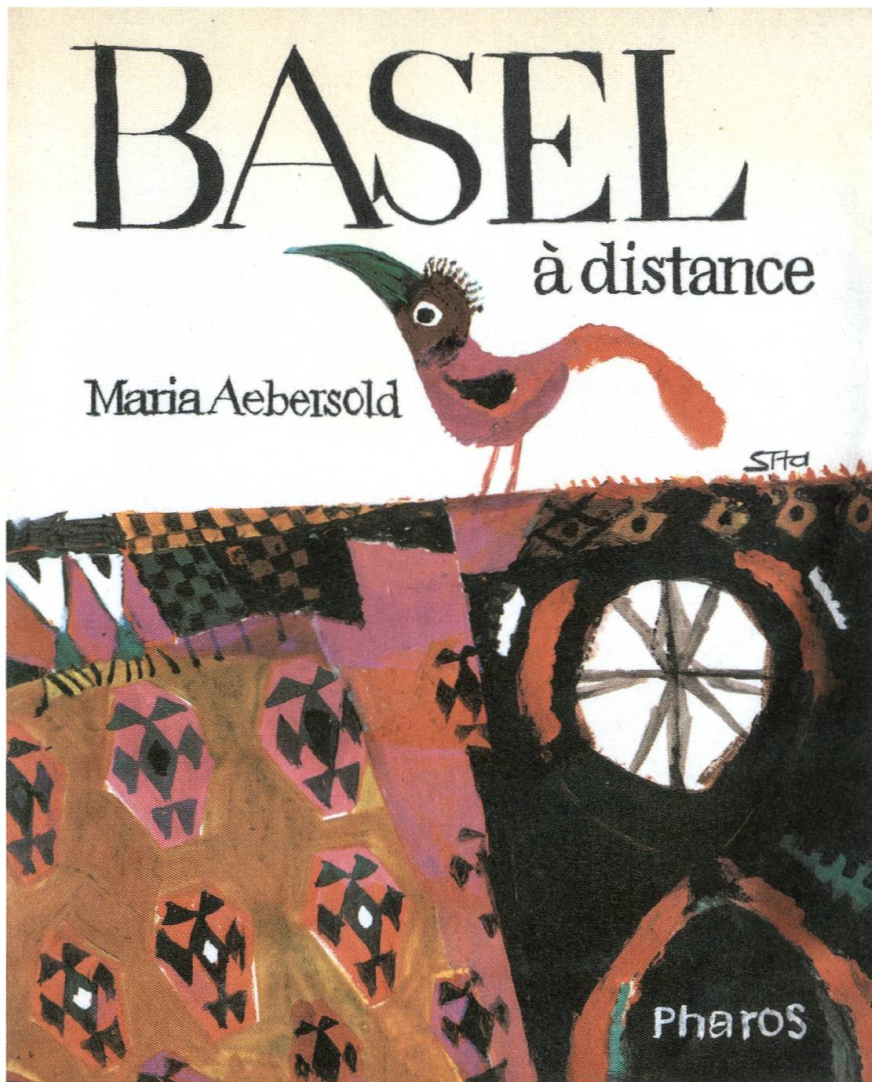
- 1 Franz Rueb: Alfred Rasser, eine Monographie, Zürich: Verlagsgenossenschaft, 1975, S. 236. Die Reise dauerte vom 17. September bis zum 20. Oktober 1954.
- 2 Ebd., S. 252.
- 3 Ebd., S. 253.
- 4 Ebd., S. 262.

Maria Aebersold (1908–1982)

Basel – à distance

Die Schriftstellerin Maria Aebersold verbrachte als Missionarsgattin zehn Jahre ihres Lebens auf einer kleinen indonesischen Insel. In ihrem Insel-Erlebnisbuch «Basel – à distance» dokumentiert sie das Spannungsfeld zwischen Fern- und Heimweh.

«Man kann es nicht immer in Basel aushalten, besonders wenn man in Basel geboren ist und seine Jugend dort erduldet hat. Die Liebe zu Basel wächst sich dann nämlich zu derartigen Ausmassen aus, dass man Basel zu verwünschen beginnt. Man nimmt darum am besten eines Tages den Hut und reist nach Nimmerland – und handkehrum liebt man Basel wieder und findet, es sei die herrlichste Stadt der Welt. Was dem Basler in Basel an die Leber ging, leuchtet plötzlich in goldenem Glanz. Was der Basler an den Baslern nicht mehr ausstehen konnte, wird liebenswert. [...] Aber eines ist klar: Basel lässt den Basler nicht los. Besser: der Basler nimmt Basel mit bis in die fernsten Fernen, bis auf die einsamsten Inseln des Pazifiks, wo die Antipoden auf den Köpfen gehen. Für den Basler gilt: Leben will ich anderswo – hier bin ich ja sowieso. Ein Teil von jedem Basler bleibt nämlich immer in Basel und wankt und weicht nicht. Des Baslers Verhältnis zur Distanz: In der Schule hat uns der Tschutzge, richtigerweise Dr. Tschudi, immer wieder eingebläut: 'Etwas vom Wichtigsten im Leben ist – besonders für Basler – die Distanz zu Menschen und Dingen.' Und nun sass ich auf einer einsamen Insel. Vor mir der Pazifik, wenigstens ein Stück davon. Landzungen streckten sich weit hinaus ins Meer. Palmeninselchen lagen verstreut in der Nähe der Küste. Davor wirbelte die Brandung. Unter mir wehten Palmenwipfel. Ich lebe hier mit Pep, meinem Mann, und unsern drei Kindern Mia, Walter und Ruth. Die Insel, nach der wir unsere Hochzeitsreise machten, wo wir unsere Kinder auf die Welt stellten und sonst noch einiges verübten, gehört zur Sangi- und Talaudgruppe zwischen der Celebes-See und dem Stillen Ozean. Schauen Sie nach, wenn Sie wollen – die Inselgruppe ist zu finden zwischen 2° 4' und 5° 35' N.B. 125° 30' und 127° 10' Ö.L. Sie ist bewachsen mit Kokos-, Sago- und Zuckerpalmen, mit Eisenholz- und Muskatbäumen und dichtem Busch, auch mit Bambus und Gummibäumen. Sie ist bewohnt von Fischern und Bauern, die zugleich Märchenerzähler, Trommler und Tänzer sind. Ausserdem leben auf der Insel Wildschweine, Warane, Pythonschlangen, fliegende Hunde, Vogelspinnen und sonst noch Schönes. Im Norden thront der 1200 m hohe Vulkan Awu, der immerfort Rauchschwaden und Feuergarben ausstösst und zeitweise einen verheerenden Wutausbruch bekommt. Dann rumpelt, brummt und brüllt er, und schüttelt die ganze Insel. Die Fischer beim Nordkap und die Bauern an den Nordhängen der Berge flüchten. Hals über Kopf. Hat Aditînggi, der böse Geist im Vulkan Awu, sich ausgetobt, wird die Insel wieder friedlich. Die Fischer fahren aus, Männer und Frauen gehen in die Pflanzungen. Machen die Fischer einen guten Fang, blasen sie weit im Meere draussen in die Tritonmuschel. Der Klang hallt gegen das Land. Die Leute in



Umschlag von
«Basel – à distance»,
1973, Gestaltung
Sita Jucker.

der Nähe des Strandes eilen hin, die Heimkehrenden zu empfangen und ein Fest vorzubereiten. Noch heute singen die Sangiresen:

‘Der Klang der Tritonmuschel stützt die Himmelskuppel
Wenn der Klang für immer verstummt, stürzt der Himmel ein.’

Er ist bis heute nicht verstummt. Wie eh und je liegen die einsamen Inseln im Weltmeer. Niemand ist gekommen, sie auszubeuten, denn da gibt es nichts zu holen – nicht einmal für Reisegesellschaften. Wir haben viele Jahre dort gelebt. Und von dort aus habe ich Basel geliebt, sehr – à distance.»¹

Anmerkungen

- 1 Maria Aebbersold: Basel – à distance, Basel: Pharos, 1973, S. 7f.

Heini Hediger (1908–1992)

Expeditionsvorbereitungen

Heini Hediger studierte an der Universität Basel Zoologie, Botanik, Ethnologie und Psychologie und legte damit die Grundlage für ein Wirken, das ihn zu einer eigentlichen Symbiose dieser Wissenschaften führte: Er war als Zoologe Begründer der wissenschaftlichen Tiergartenbiologie, er war bedeutender Verhaltensforscher und Tierpsychologe, und er verstand es, auf seinen zahlreichen Expeditionen in Afrika und in Ostasien im guten Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung das Leben der Wildtiere zu erforschen und für den Schutz der bedrohten Fauna zu wirken. Für ihn war der Beruf des Zoodirektors ein eigentliches Geschenk, das ihm ermöglichte, in «dauerndem Tier-Kontakt und uneingeschränkten Beobachtungsmöglichkeiten im Dienste der anvertrauten Tiere» zu arbeiten.

Hediger wusste, was er der Bevölkerung und den Tieren schuldig war; seine Bibliographie umfasst nicht weniger als 181 grössere und kleinere wissenschaftliche Abhandlungen, darüber hinaus veröffentlichte er auch eine spannende 477 Seiten umfassende Autobiographie mit dem Titel «Ein Leben mit Tieren im Zoo und in aller Welt».¹ Diesem Werk entnehmen wir den Bericht über seine erste grössere Reise in die Südsee:

«Eines Tages rief mich Dr. Handschin [...] zu einer Besprechung und teilte mir mit, dass Professor Dr. Felix Speiser, bei dem ich Ethnographie und Anthropologie hörte, eine Expedition in die Südsee plane. Eigentlich suche er – wie auf früheren Reisen – einen Mediziner als Begleiter, doch würde er unter Umständen auch mit einem (unfertigen) Zoologen Vorlieb nehmen. Ob ich vielleicht Interesse hätte? Das war wieder einmal einer jener Augenblicke, wo ich hätte aufjauchzen mögen, wenn ich entsprechend extravertiert gewesen wäre. Jedenfalls meldete ich mich sofort. Obgleich ich – wohl aufgrund der Prägung durch den Vater – in erster Linie ein Orient-Begeisterter, ein Marokko- und Sahara-Fan war, lockten mich die Tropen mit gleicher Macht. Als Zoologe musste ich unbedingt auch diesen Lebensraum mit seiner überreichen Vegetation und Fauna kennenlernen. Professor Speiser, ein Neffe der beiden berühmten Naturforscher Paul und Fritz Sarasin, hatte den Mediziner-Kandidaten ein Ultimatum gesetzt. Keiner konnte sich für eine so lange Absenz entschliessen, also fiel die Wahl auf mich. Ich war überglücklich. [...] Am 20. August 1929 wurde der Vertrag unterschrieben.

Damals konnte man nicht einfach das Flugzeug besteigen und im Forschungsgebiet eine Station samt Hilfskräften, Instrumenten, Bibliothek usw. als Stützpunkt benutzen. Eine Flugverbindung in die Südsee gab es 1929 noch nicht – nicht einmal nach Australien. Fast alles, was wir auf der Reise brauchen würden, mussten wir mitnehmen: Dutzende von Koffern und Kisten. An einen raschen Nachschub war gleichfalls nicht zu denken; schon ein gewöhnlicher Brief brauchte rund ein halbes Jahr vom Arbeitsgelände in die Schweiz. Man kann sich das heute kaum mehr vor-



Heini Hediger suchte
stets den direkten
Kontakt mit dem Tier.

stellen. Eine solche Forschungs- und Sammelreise musste daher sehr sorgfältig und gründlich vorbereitet werden, auch in medizinischer Hinsicht. Mir wurde, gewissermassen als Entschädigung für meine Assistententätigkeit, das Recht eingeräumt, nebenbei zoologisches Material für meine Dissertation zu sammeln, dazu weitere Zoologica für das Naturhistorische Museum in Basel. Nicht nur Reptilien und Amphibien sollte ich konservieren, sondern auch Vögel, kleine Säugetiere, Fische, ferner Insekten, Tausendfüssler, Krebstiere – kurz: eigentlich alles. An das Heimbringen lebender Tiere war natürlich bei dieser Art des Reisens nicht zu denken; es ging um Museumsmaterial, in erster Linie um Ethnographica, in zweiter Linie um Zoologica. Also musste ich beim damaligen zoologischen Präparator des Museums einen Schnellkurs im Präparieren von Vögeln und Säugetieren nehmen. [...]

Grosse Alkoholtanks mit weiten Öffnungen zum Verschrauben sollten der Aufnahme von Reptilien, Amphibien, Fischen usw. dienen. Ferner brauchte es feine, durchlässige Stoffsäckchen, in welche die Objekte samt einem Zettel mit Fundortangabe, Funddatum usw. gepackt wurden. [...] Auch Formol war mitzunehmen und Hunderte von Glastuben in verschiedenen Grössen mit gut passenden Korkpfropfen und Wachs zum Abdichten vor dem Versand. [...] Ich machte mir damals noch kein Gewissen daraus, die gesammelten Tiere zu töten und in Alkohol zu stecken. Heute würde ich das nicht mehr tun – es ist aber auch nicht mehr nötig, weil wir inzwischen hinreichend wissen, welche Tierarten wo leben. [...] Auf der grössten Insel

des Bismarck-Archipels, Neubritannien, fand ich zum Beispiel sechs Arten, die von dort noch nicht bekannt waren, auf Neuirland sieben Arten, darunter eine Eidechse, die bisher unentdeckt war. Hinzu kam zur weiteren Gewissensberuhigung, dass es die Tiere, die wir sammelten, damals wirklich noch in Hülle und Fülle gab. Nicht die wenigen wissenschaftlichen Sammler wurden ihnen gefährlich, sondern später ganz andere Faktoren, vor allem die Überwucherung ihres Lebensraumes mit Strassen, Farmen und Industrien. [...]

Ausser der Film- und Fotoausrüstung musste vor der Abreise noch vieles andere eingepackt werden, u.a. eine vollständige Schreinerwerkstatt mit Unmengen von Nägeln und Schrauben in verschiedenen Grössen. Denn es gehörte auch zu meinen Aufgaben als Assistent, die ethnographischen Gegenstände – vom Tonkrug über das Blasrohr bis zum Kanu – solide zu verpacken, um sie sicher nach Basel transportieren zu können. Auch eine einfache Coiffeur-Ausrüstung war mitzunehmen. Wichtig waren ferner grosse Mengen an Tauschmaterial: Beile, Buschmesser, Spiegel, Farben, Mundharmonikas, Kisten mit gepresstem Virginia-Tabak. WC-Papier zur Herstellung von zigarettenartigen Rauchwaren usw. [...] Zuweilen bestand unser Gepäck aus fünfzig Kisten, für deren ordnungsgemässen Verlad ich zu sorgen und deren Inhalt ich zu kennen hatte. Zuletzt kamen noch Konserven, Tee, Tranksame usw. hinzu. Selbstverständlich gehörten zur Ausrüstung auch Felddbetten, Hängematten, Klapptische und -stühle, Moskitonetze, Petrol- und Taschenlampen, sowie Metallgeschirr, Besteck, Bügeleisen (mit Holzfeuerung). Laut meinem Vertrag war ich ja auch verantwortlich für Haushalt und Küche. Die persönlichen Effekten nahmen nur wenig Raum in Anspruch, [...]. So waren die Wochen vor der Abreise mit Vorbereitungen reichlich ausgefüllt. [...] Schliesslich war der grosse Tag gekommen. [...] Am 1. November hatte ich mich dann in Toulon mit meinem Chef zu treffen. Von hier fuhren wir mit dem 20000-Tonnen-Dampfer 'Orontes' der Orient-Linie, dem grössten und schnellsten Boot, das jemals nach Australien ausgefahren war. Es war seine Jungfernfahrt, und die Reise nach Sidney dauerte bis zum 5. Dezember – also volle fünf Wochen!»²

Anmerkungen

1 Heini Hediger: Ein Leben mit Tieren im Zoo und in aller Welt, Zürich: Werd, 1990, S. 7.

2 Ebd., S. 47–50.

Männy Alt (1910–2000)

Russlandbegeisterter und Spanienkämpfer

Männy Alt wuchs in Füllinsdorf in einer sozialdemokratischen Familie auf. Er trat nach dem Besuch der Bezirksschule eine Schlosserlehre an und absolvierte 1930 die Rekrutenschule. Drei Jahre später unternahm er mit einer Jugenddelegation eine sechswöchige Reise durch die Sowjetunion, noch war er parteilos, doch Russland begeisterte ihn. 1937 meldete er sich als Spanienfreiwilliger.

Mit der Jugenddelegation nach Russland

«Von der Sowjetunion war ich gewaltig beeindruckt. Mir schien, die russischen Menschen seien alle froh und glücklich, wenn auch oft sehr, sehr ärmlich gekleidet. Die Sowjetunion war damals ja erst im Aufbau, aber ich hatte den Eindruck, dass dort ein echter Internationalismus umgesetzt wurde. Das war noch vor den grossen Schauprozessen 1935, 1936. Auf dem Land, an gewissen Orten, war der Terror zwar schon da. Aber wir konnten das nicht bemerken. Ich sah nicht hinter die Kulissen.

Neben anderer Sowjetprominenz hat unsere Delegation in Moskau Stalin persönlich getroffen. Am meisten beeindruckte mich ein Tischgespräch mit Nadeschda Krupskaja, der Witwe Lenins. Ich sass direkt neben ihr. In gebrochenem Deutsch sagte sie mir, ich könne ruhig Mundart reden. Sie konnte mich verstehen, weil sie mit ihrem Mann im Exil in der Schweiz gelebt hatte. Sie war ein flotter Charakter und hat sich für alles, was damals in der Schweiz geschah, sehr interessiert. [...]

Wer meine damalige Begeisterung für die Sowjetunion verstehen will, muss sich die damalige wirtschaftliche und politische Lage im Baselbiet vor Augen führen. Im Zuge der Wirtschaftskrise wurde ich wie viele andere entlassen. Wir Ledigen erhielten sowieso alle den blauen Brief. Und auch sonst waren die Bedingungen ganz anders. Wir hatten in Pratteln einen Lehrmeister aus dem Elsass, der uns schikanierte und wie 'Schnuderbuebe' behandelte. In der noch jungen Sowjetunion hingegen erlebten wir eine selbstbewusste Arbeiterschaft, die in ihren Betrieben etwas zu sagen hatte. In Pratteln mussten wir gehorchen wie junge Hündli. In der Sowjetunion hatten die Arbeiter ihre Betriebsversammlungen.

Unsere Delegation nahm an der Revolutionsfeier teil. Nachher machten wir eine Studienreise bis nach Baku hinunter.»¹

Im Spanischen Bürgerkrieg

Männy Alt fiel die Entscheidung, sich als Spanienfreiwilliger zu melden, nicht leicht: «Sollte ich nach Spanien fahren oder nicht? Ständig stellte ich mir diese Frage und konnte mit niemandem darüber reden. In der Schweiz war es unter Strafe verboten, und etliche wurden beim ersten Versuch, nach Spanien zu reisen, von der Polizei erwischt [...].»² Entsprechend begründete Alt den Eltern seinen Entschluss erst während der Reise: «Wenn Ihr meint, ich habe unrecht gehandelt, dann verzeiht mir. Ich bin überzeugt, dass es nicht nur um Spanien, sondern um den Frieden in



Plakat der
Kommunisten,
um 1936/37.

Europa überhaupt geht.»³ «Wir waren unser drei in Basel und feierten Abschied. [...] Da trafen wir uns am Bahnhof Basel und sind mit dem Tram nach Saint Louis hinausgefahren. Dort konnte man damals noch ungehindert über die Grenze nach Frankreich. Aber das Ganze war nicht so leicht. Man durfte zu Hause nicht Abschied nehmen. Es war ja nicht so, dass man abhauen musste, weil man etwas auf dem Kerbholz hatte. Als wir an die Grenze nach Frankreich kamen, sagte der eine, er komme doch nicht mit, und der andere fragte mich: 'Gehst du wirklich?' Da sagte ich Ja, obschon ich natürlich auch Angst hatte. Es kamen dann beide nicht mit. [...]

Ich fuhr mit dem Zug nach Mulhouse und um Mitternacht von dort weiter nach Lyon, wo ich am Vormittag ankam und ein kleines Papierchen erhielt, auf dem der Name eines Büros stand, das Humanité hiess. Es war Mittag, als ich dort ankam.

Dann fuhren wir mit einem alten Wagen irgendwohin, wo ich etwas zu essen bekam. In Lyon traf ich sieben Schweizer, die schon dort waren. [...] In Perpignan übernachteten wir [...] im Hotel. Da stiessen viele andere dazu, aus Paris. Plötzlich waren wir etwa dreihundert, alle um die zwanzig Jahre alt, vielleicht etwas darüber. Mit Cars wurden wir anderntags zur spanischen Grenze gebracht. Wir kamen nach Figueras. Man holte uns ab mit Musik. Vom Bahnhof marschierten wir zur riesigen Festung hinauf. Wir waren sicher über tausend und schliefen in einer grossen Halle in Betten. Es war eine richtige 'Hoch-Zeit' in dieser Halle. Einige hatten Wein getrunken und tanzten, vor allem die Franzosen. Es waren keine Frauen dort. [...] Zunächst blieben wir in Figueras. Zum Frühstück bliesen die Trompeten. Es war eine tolle Stimmung in diesem Castell de Sant Ferran.

Nach ein paar Tagen stellten wir uns zu einem mordsmässigen Umzug auf. Es ging nun in Richtung Front, und es herrschte eine ganz andere Stimmung. Es war der 3. Januar 1937. Wir wurden in ein oder zwei Züge verladen und nach Valencia hinuntergefahren, anschliessend in südwestlicher Richtung nach Albacete. Ab und zu hielt der Zug untertags in einem Tunnel. Es gab Störungen durch die Fliegerei. Anderntags am Abend kamen wir in Albacete an. Die Stadt liegt südwestlich von Valencia, vielleicht 200 km vom Mittelmeer entfernt, im Landesinnern. In einer Stierkampfarena fragte man uns, wer Auto fahren könne. Es gab damals noch nicht viele, die es konnten. Ob jemand eine militärische Ausbildung habe, auf dem einen oder anderen Geschütz? Als die Frage nach der Artillerie kam, habe ich mich gemeldet. Nach vorne kommen!

Wir kamen in ein Schulhaus, nicht in eine Kaserne. Dort hätten wir ausgebildet werden sollen. Bloss hatte es weder Geschütze noch Gewehre. Es gab nur zwei uralte Geschütze aus dem Ersten Weltkrieg, ein französisches und ein spanisches, natürlich ohne Panorama-Fernrohr, nichts. – Was wollte man schon machen mit solchem Material? Wir übten damit auf einer Allmend, nicht weit vom Schulhaus entfernt. Einer unserer Kommandanten kam vom Bataillon Thälmann, das bereits an der Front gewesen war. Wir waren Deutschsprachige, und er war der Chef unserer Batterie. Da hiess es auf einmal, wir müssten warten, es kämen Fliegerabwehrgeschütze aus Russland. Nach etwa drei Wochen üben ohne irgendwelches brauchbares Material kamen endlich die Geschütze. Dann ging es im Galopp. An nur zwei Tagen wurden wir an diesen Geschützen ausgebildet. Das kann man sich ja denken: Wir hatten keine Sicherheit und nichts. Wenn du eine militärische Ausbildung machst, muss jeder Handgriff im Blut sein, ohne dass du lange nachdenken musst, wie's funktioniert. Sonst ist das keine Ausbildung.»⁴

Alt war anderthalb Jahre an der Front. Dann stufte ihn eine Ärztekommision als nervenkrank ein, worauf er im August 1938 zum Heimtransport freigegeben wurde.

Männy Alt war wie alle, die sich in Spanien engagiert hatten, über die Niederlage gegen Franco enttäuscht. An seiner Überzeugung vom richtigen und gerechten Kampf hielt er auch fest, als er im September vom Divisionsgericht trotz seines Leumundes zu fünf Monaten Gefängnis und zu zwei Jahren Aberkennung der politischen Rechte verurteilt wurde. Ein «unbescholtener Leumund» wurde Alt, der

während der Grenzbesetzung Aktivdienst leistete und seit 1944 als Vertreter der PdA (Partei der Arbeit) dem Landrat und seit 1945 dem Füllinsdörfer Gemeinderat angehörte, auch in einem Polizeibericht vom 26. Juni 1951 attestiert. Er gelte als solider Familienvater – Alt war seit 1944 mit Tanja Baklykowa, einer internierten Russin, verheiratet und war Vater eines Sohns und einer Tochter –, habe jedoch eine linksextreme, nach Osten orientierte Einstellung, die eines echten Eidgenossen unwürdig sei. Die letzten beiden Arbeitsstellen seien ihm wegen seiner kommunistischen Tätigkeit gekündigt worden, seither habe er als Schlosser nie mehr Arbeit gefunden. So entschloss sich Alt 1956, nach Russland auszuwandern: «Persönlich hatte ich gemischte Gefühle, obschon mir die Russen imponierten, besonders nachdem die Rote Armee die deutsche Wehrmacht in die Knie gezwungen hatte. Doch allen bitteren Enttäuschungen in der Heimat zum Trotz fiel uns der Abschied schwer. Ich war und blieb Schweizer, während mich das gewaltig grosse Land mit der Aussicht auf ein Arbeiterparadies unwiderstehlich anzog. Zudem sehnte sich Tanja, meine Frau, in ihre Heimat zurück [...].»⁵

Gewiss – Männny Alt war und blieb Schweizer. Im Mai 1960 trat er mit seiner Familie die Rückreise in die Heimat an: schlechte Arbeitsbedingungen und Heimweh hatten den Ausschlag gegeben, aber trotz dieser grossen Enttäuschung blieb er seiner kommunistischen Überzeugung zeitlebens treu.

Anmerkungen

- 1 Erich Schmid: In Spanien gekämpft, in Russland gescheitert. Männny Alt (1910–2000) – ein Jahrhundertleben, Zürich: Orell Füssli, 2011, hier S. 23, 25. Vgl. auch www.erichschmid.ch.
- 2 Ebd., S. 32.
- 3 Peter Huber: Die Schweizer Spanienfreiwilligen, Zürich: Rotpunktverlag, 2009, S. 103.
- 4 Schmid, S. 32f., 35.
- 5 Ebd., S. 97.

Jacques Koellreuter (1916–1999)

Das Kartoffelexperiment

Handelsbeziehungen lassen sich nicht immer nur bequem vom Bürostuhl aus pflegen, nicht selten erfordern sie Auslandsinsätze. Jacques Koellreuter, gestandener ETH-Agronom, bereiste in diesem Sinn in den Jahren 1939 bis 1971 oft auf mehrmonatigen Reisen Osteuropa, Afrika und Lateinamerika. Aus der reichen Erlebnisfülle, die er für seine in Reinach wohnhafte Familie in einem kleinen Heft zusammengetragen hat, zitieren wir die Wunderkartoffel-Episode.¹

«Der Fahrtwind, der durch die offenen Fenster des Autos hereinzog, wirkte prickelnd und belebend. Ich war voller Tatendrang und Erwartungen, was dieser herrliche Tag alles bringen würde. Wir fuhren von Quito Richtung Süden durch ein Hochtal, welches mich stark an das Engadin erinnerte, nur liegt es doppelt so hoch über Meer. Der Talboden mit einem schmalen Flusslauf ist auch recht breit, auf beiden Seiten erheben sich Bergzüge, die aber nicht mit Schnee bedeckt sind. Grosse Flächen mit Weidegras und Mähwiesen werden gelegentlich von Koniferen- und Laubholzparzellen unterbrochen. Trotz der Höhe gedeihen aber Getreide und Kartoffeln. Dörfer fehlen, kleinere Einzelhöfe liegen weit auseinander.

Wir hatten den Vormittag mit Besichtigungen der Kartoffel- und Getreideäcker auf der Suche nach bekämpfbaren Schädlingen und Krankheiten verbracht, als uns der Besitzer eines Feldes zu sich nach Hause zum Mittagessen einlud. Die Kartoffeln, wesentlicher Bestandteil des Mahles, wurden als 'Gschwellti' in der Schale serviert. War es Hunger, die Höhe, das Ambiente oder die unbekannte Sorte? Sicher bin ich aber, dass ich noch nie so herrlich schmeckende Kartoffeln gegessen habe. Das Hochland von Ecuador ist bekanntlich die Wiege der Kartoffel; es soll eine Vielzahl verschiedenster Sorten geben. Mein Wunsch, einige wenige Knollen der eben gekosteten und so herrlich schmeckenden Sorte mit nach der Schweiz zu nehmen, um sie dort zu pflanzen, ging in Erfüllung, der lebenswürdige und zutrauliche Bauer versprach, für mich einige besonders schöne Knollen in einem entfernten Acker zu graben und sie für mich im Grandhotel in Quito abzugeben. Was mochte die Hotelleitung und das Personal über den verrückten Schweizer gedacht haben, der sich an die 40 kg Kartoffeln ins Hotelzimmer kommen liess? Um teures Übergewicht zu vermeiden, nahm ich nur ca. 25 Knollen in meinem Gepäck mit auf die weite Reise. Und so kam es, dass sich nun mein Weg durch Südamerika wie der Weg von 'Hänsel und Gretel' verfolgen liess, denn an drei weiteren Stationen – in Lima, Santiago de Chile und in Sao Paulo – musste ich jeweils, um Übergewicht zu vermeiden, weitere Knollen auf dem Nachttisch zurücklassen. Nur sieben Knollen erreichten das Ziel. Für sie wählten wir in unserem Garten die sonnigste Stelle mit der besten Erde aus; kaum je hat ein Gärtner seine Kartoffeln mit solcher Hingabe und ebensolchen Erwartungen der Erde anvertraut. Nahezu täglich wurden die Fortschritte beobachtet und registriert. Im Laufe des Sommers entwickelten sich die

Stengel und Blätter nicht nur zu Stauden, sondern zu Büschen von über einem Meter Höhe. Wir waren stolz und glücklich und freuten uns an den Blüten und grünen Früchten. Erwartungsgemäss welkten die Blätter gegen den Herbst und die Stengel verdorrten. Der grosse Moment der Ernte war gekommen und damit auch der Lohn für die vielen Umtriebe. Der hohe Ackerkorb würde zur Aufnahme des Ertrags von sieben Stauden vermutlich reichen, dachten wir. Welche Enttäuschung – es wollte sich keine Knolle zeigen, sie mussten wahrscheinlich tiefer liegen, und so begann im weiten Umkreis um die Stauden ein wildes Hacken, Schlagen, Ziehen und Drehen. Immer tiefer ging es, doch es liess sich nichts, auch nicht die kleinste Knolle finden!

In ihrer ursprünglichen Heimat Equador sind Tage und Nächte das ganze Jahr über ungefähr gleich lang, nicht aber in der Schweiz, wo während der Vegetationszeit der Kartoffeln die Tage wesentlich länger dauern. Offensichtlich war die Photosynthese und Assimilation meiner sieben Knollen durch die Verpflanzung durcheinander gebracht worden. Fast war es ihnen damit gleich ergangen wie jenen der Eroberer der Neuen Welt. Auch die Spanier hatten nämlich erfahren müssen, dass sich ihre in Europa angepflanzten Kartoffeln zuerst an die neuen Verhältnisse anpassen mussten und erst einige Generationen später Knollen bildeten.»

Übrigens: Jacques Koellreuter hat nicht nur Kartoffeln gesammelt, sondern auch Hüte; er erlag seit seiner Jugend einer eigentlichen Hutmanie, die später durch das Reisen noch gefördert wurde. «Da gab es den Sonntagshut und den Werktagssombrero aus Mexico, den flachen, originellen, mit verschiedenen farbigen Mustern überzogenen Frauenhut aus den Anden von Peru, mir besonders lieb. Passend auch der Hut des italienischen Agrarstudenten, grün und nach vorne spitz auslaufend, der Hut der päpstlichen und neapolitanischen Polizei, entsprechend pompös.» All diese selbst gesammelten oder auch zugetragenen Kopfbedeckungen – es wurden mit der Zeit an die 200 – ordnete Koellreuter in seinem Estrich-Sammelzimmer nach Erdteilen und Ländern; sie erinnerten ihn in höchst eigenwilliger Weise an seine vielen Reisen in alle Welt.

Anmerkungen

- 1 Wir danken der Familie für die Überlassung dieser Reisenotizen. Das genaue Datum der «Kartoffelreise» liess sich nicht mehr eruieren; es dürfte zwischen 1952 und 1954 gewesen sein.

Heiner Gautschy (1917–2009)

«Amerika – hast du es besser?»

«Hallo Beromünster, hier spricht Heiner Gautschy in New York» – Mit dieser legendären Anrede leitete Heiner Gautschy jeweils seine Radiobeiträge aus Amerika im Rahmen der Radio-Sendung «Echo der Zeit» ein. Seine Berichte aus Amerika in den Jahren 1949 bis 1967 haben das Amerikabild der schweizerischen Öffentlichkeit ganz wesentlich geprägt. Gautschy war bereits während seines Geschichtsstudiums in Basel journalistisch tätig; 1952 leitete er den Muba-Fernsehversuch, die ersten Sendungen des entstehenden Schweizer Fernsehens. Die Betrachtung «Amerika – hast du es besser?», aus der wir im Folgenden zitieren, ist dem gleichnamigen Büchlein entnommen, einer Sammlung von witzigen und einfühlsamen «Plaudereien», die Heiner Gautschy 1954 aus dem Radiostudio Basel über den Äther gehen liess. Der Zyklus stand unter dem Motto: «Eine Frage und viele Antworten über Leben, Leute, Liebe in den USA».

«Eine Plauderei mit einem Goethe-Zitat beginnen zu können, hat etwas Beruhigendes – besonders wenn sie sich, wie die meinige, mit einem ganzen Kontinent befassen soll. Goethe freilich hat schlankweg erklärt: 'Amerika, du hast es besser ...' Aber der Herr Geheime Rat war nie in Amerika. Ich wohl. Und so habe ich mir die gänzlich undichterische Freiheit genommen, sein Wort falsch zu zitieren – wie es ja meistens mit Zitaten zu geschehen pflegt – in diesem Falle in Frageform. Das schien mir vorsichtiger. Die Plauderei soll nämlich nichts beweisen. Sie soll plaudern – oder schildern, wenn Sie lieber wollen. Und dazu gehört zweifellos der erste Eindruck von diesem Land.

An meinen ersten Eindruck erinnere ich mich noch sehr gut. Ich war am Pier 88 von der wackligen kleinen 'De Grasse' gestiegen – etwas grün im Gesicht und eher nervös. Als ich wenig später an der 34. Strasse, nur ein paar Häuserblocks entfernt, das Getriebe von Manhattan bestaunte und dann und wann mit verrenktem Hals an den hochaufstrebenden Häuserfronten hinaufblickte, wiederholte ich im stillen immer wieder ungläubig den einen Satz: 'So – jetzt bist du also in New York – und es ist genau so, wie du dir's vorgestellt hast.' Das war der erste Eindruck. Und der zweite war: 'Eigentlich ist alles genau wie bei uns.' Eine seltsame Behauptung? Gewiss. Aber Sie müssen bedenken: ich war kurz vorher in Griechenland, der Türkei und Aegypten gewesen, und dort war alles anders als in der Schweiz – exotisch, fremdartig, trotz der geringen Entfernung. Hier lagen 6000 km Ozean zwischen mir und der Heimat. Ich war auf einem andern Kontinent. Gewiss, die Häuser waren höher (viel höher), die Autos zahlreicher (viel zahlreicher), das Tempo rascher (nicht so viel rascher). Aber die Menschen (zahlreicher) waren dieselben: geschäftig, zielbewusst, adrett, wie in irgendeiner Schweizer Stadt. Sie gingen zur Arbeit, lasen Zeitung, machten Einkäufe, gingen ins Kino – genau wie bei uns.

Aber später fand ich heraus, dass der Schein trügt. Die Lebensformen schienen wohl die selben, wenn man eine Handvoll Wolkenkratzer abrechnet, aber der Lebensinhalt war ein anderer. Der trennende Ozean ist ein Ozean und kein 'Bach'.

New York, sagt das Cliché, ist nicht Amerika. Wenn dem so ist – und ich bezweifle es – so fängt Amerika gleich hinter New York jedenfalls an: ein unermessliches Land, gesprenkelt mit Zehntausenden von weitverstreuten Farmen und mit kleinen und kleinsten – nun, wie soll ich das nennen: 'Siedlungen' ist nicht das richtige Wort, 'Kleinstadt' trifft es auch nicht, und 'Dorf' wäre ganz falsch. Die Amerikaner sagen 'town' oder 'community'. Es sind eigentlich Flecken, und im Grunde bestehen sie aus ein paar niederen Läden und Geschäften, aufgereiht an einer Hauptstrasse, die immer Main Street oder Broadway heisst; und um dieses 'Business Center', dieses Geschäftszentrum in Taschenformat, gruppieren sich locker ein paar Wohnstrassen – meistens wunderbar schattige Alleen mit Ulmen oder Platanen, weissen, von der Strasse durch einen Rasen getrennten Einfamilienhäusern aus Holz, mit der charakteristischen Säulenveranda, der 'Porch', auf der abends im Schaukelstuhl Zeitung gelesen oder gestrickt wird.

Diese Middleboroughs, Elmhursts und Cedar Falls gleichen sich oft wie ein Ei dem andern. Ich erinnere mich an eine Fahrt durch den Mittelwesten, auf der ich ständig das Gefühl hatte, ich käme immer wieder durch das gleiche Städtchen. Zuerst begegnen einem ein paar Tankstellen, gefolgt von bunt bewimpelten 'Used Car Lot', einem Areal, wo Occasionswagen aufgestellt sind, dann die Mittelschule – roter Backstein mit weissem Holzwerk und weissen Türmchen – und dann in rascher Folge: die lokale Bank (mit griechischen Säulen), Schönheitssalon, Liegenschaftsvermittler, ein, zwei Selbstbedienungsläden (in Chrom- und Fluoreszenzlicht), das Bestattungsgeschäft (immer freundlich einladend wie ein vergnügliches Landhaus), das Kino (orientalisch), mehrere Drugstores, Bars und die öffentliche Bibliothek (klassizistisch). Verstreut dazwischen die Kirchen der verschiedenen Denominationen.

Das Ganze hat immer einen Einschlag des Zufälligen und Provisorischen. Es ist so verschieden von allem, was wir an ländlichen Siedlungen kennen, weil es eben nichts Ländliches hat. Die Farmhäuser liegen nicht im Flecken selbst, sondern weit draussen im Land, über die Felder verstreut. Die amerikanische Gemeinde des offenen Landes ist im Grunde nichts anderes als ein winziger Splitter Grossstadt. Das bestimmende Element in der Anlage dieser Gemeinde ist nicht ein Flusslauf, ein Hügel, ein Bach oder sonst ein landschaftliches Merkmal, sondern die ebene Landstrasse. Und sie ist letzten Endes überall gleich. Daher die Uniformität. [...]

Der Farmer ist ein mit vielen Maschinen ausgerüsteter Unternehmer. Er ist kein Bauer, sondern ein Bodenindustrieller. Für ihn ist der Boden weniger Scholle als vielmehr Betriebsareal. Er ist äusserlich und oft auch innerlich von einem Städter nicht zu unterscheiden. Der Drugstore ist keine Drogerie, sondern ein Sammel-surium von zehn verschiedenen Warenhaus-Abteilungen, die in ein einziges Verkaufslokal gestopft wurden: Tabakladen, Apotheke, Kosmetikgeschäft, Buchladen, Haushaltabteilung und Schnellabfütterung – alles in einem. Er ist billig, praktisch und ungemütlich. Für viele Jugendliche aber ist er Treffpunkt, Freizeitlokal und Rendez-vous-Platz. [...]

All diese Einrichtungen sind sich in der kleinen Community und in der grossen City zum Verwechseln ähnlich: Die kleine Stadt – stellt sich heraus – ist keine Kleinstadt, sondern eine kleine Grossstadt. Und umgekehrt darf man etwas pointiert vielleicht sagen: die grosse Stadt ist keine Grossstadt, sondern eine grosse Kleinstadt. Mit Ausnahme von Manhattan. Aber erst auf dem Umweg über die kleine Community dringt man ein in das eigentliche Wesen dieses Landes – des Landes und seiner Menschen.»¹

Einige weitere Plaudereien Heiner Gautschys seien hier aufgeführt: «Little Joe, der ungekrönte König – Lernen ist 'Fun' – High-School ist nicht Hochschule – 'An Heirat hängt, nach Heirat drängt doch alles' – 'Die Zukunft hat noch nicht begonnen' – Kochen à l'américaine ... oder mit Konserven – Was man verdient, versteuert und ausgibt – Feierabend! Wochenende! Ferien! – Warum haben die Amerikaner Füsse?»

Anmerkungen

- 1 Heiner Gautschy: Amerika – hast du es besser? Eine Frage und viele Antworten über Leben, Leute, Liebe in den USA, Basel: Reinhardt, 1954, S. 7–11.

Erika Sutter (geb. 1917)

Als Augenärztin in Südafrika

Geschäftsreisen, Reisen in diplomatischer Mission, Vergnügungsreisen – keine dieser Rubriken passt zu Erika Sutter: Sie war eine Reisende im Dienste der Nächstenliebe, der Humanität. Alles begann mit ihrer Entscheidung zum Missionseinsatz in Afrika, wo sie 1952 als Biologin die Leitung des Spitallabors in Elim (Südafrika) übernehmen sollte. Kurz vor ihrer Abreise besiegelte ein Einsegnungsgottesdienst der Heilsarmee ihren Entschluss: «Pfarrer Eduard Thurneysen hielt die Predigt über den von mir gewünschten Text des Christuspsalms im Philipperbrief, Kapitel 2, Vers 5–11, und Pfarrer Badertscher vom Département Missionnaire segnete mich ein. Ich spürte, dass mir dieser Segen für alles, was vor mir lag, Halt geben würde. Ich wusste ja schon damals, dass das Spital in Elim kein Ort der leichten Zusammenarbeit sein würde.»

Erika Sutters bewegtes Leben, das 1984 seine äussere Krönung in der Verleihung des ehrenvollen südafrikanischen Titels «Woman of the year» fand, ist von ihrer Freundin Gertrud Stiehle in einer umfassenden Oral-history-Biographie gewürdigt worden, der alle Zitate entnommen sind.¹ Erika Sutter reagierte mit Skepsis auf das Vorhaben, liess sich dann aber von ihren Erinnerungen tragen und bekannte ihrer Biographin: «Du hast mir geholfen, meine Erinnerungen zum Fliessen zu bringen, und damit einen guten Prozess in Gang gebracht. Ich bin von einer Erinnerung zur andern gehüpft, wohl oft chaotisch, das ist einfach so. Auch mein Lebenslauf ist mir so vorgekommen, mit seinen Zickzack-Bewegungen und Bruchstücken, bis ich die Biographiearbeit mit dir anfang. Von da an begann ich Zusammenhänge und das Kontinuierliche in meinem Leben zu sehen. Es ist eine gute Form, die Vergangenheit aufzuarbeiten [...]. Dieser Perspektivenwechsel hat eine gute Spannung in unsere Abenteuerreise hineingebracht.»

1956 – nach vierjährigem Einsatz als Labor-Leiterin – begann für Erika Sutter ein neuer und prägender Lebensabschnitt; sie nahm als 40-Jährige an der Universität von Johannesburg das Medizinstudium auf und spezialisierte sich in Ophthalmologie. Südafrika stand damals noch unter dem Diktat der Apartheid, doch Erika Sutter liess sich nicht beirren. Ihre Haltung illustriert die folgende Anekdote: «Ich musste am letzten Samstag zu meiner Bank gehen. Das ist der Tag, an dem alle vom Arbeitgeber ihren Scheck bekommen und diesen auf der Bank einlösen können. Die britische Barclay's Bank hatte keine offizielle Rassentrennung an den Schaltern, aber inoffiziell eben doch. Ich stand inmitten einer langen Schlange von Schwarzen, als mir jemand einen Wink gab, ich solle an den hinteren Schalter gehen. Ich reagierte nicht. Da kam eine Bankbeamtin persönlich und bat mich, an diesen anderen Schalter zu gehen, damit ich gleich drankäme. Zu ihr sagte ich laut und vernehmlich: 'I don't jump the queue because I am white.' Da hättest Du die Reaktionen sehen sollen! Die Weisse ging ab mit bösem Gesicht, und alle Schwarzen strahlten.»³ Erika Sutter sah auch darüber hinweg, wenn politische Häftlinge sich tüchtig die Augen

Risk Factors for Severe Trachoma in Children



- Increased number of flies in doorway:
Risk increased by 25%



- Over 2 hours from water:
Risk increased by 70%



- Unclean faces in children:
Risk increased by 100%

Delegation

Delegation is NOT to order somebody to do a certain job in a certain way

Delegation IS to entrust less skilled with the authority to act in a given field (after training) using his/her own discretion on behalf of the one who delegates.

Therefore in order to delegate you have to

- TRAIN
- TRUST
- SUPPORT
- SUPERVISE

Von Erika Sutter im Unterricht verwendete Folien.

rieben, bis sie rot wurden, um so eine Behandlung in der Klinik zu erwirken: «So habe ich ein wenig Sabotage betrieben», bekannte sie.

Die letzten acht Jahre waren die schönsten und reichsten im Leben Erika Sutters. Jetzt begnügte sie sich nicht mehr «nur» mit dem Verteilen von Augensalben und operativen Eingriffen: im Wissen darum, dass Prophylaxe die wirksamste Medizin ist, baute sie in den Dörfern mit aufgeschlossenen Frauen sogenannte Care Groups auf, die sich um bessere hygienische Verhältnisse bemühten.

1984 wurde Erika Sutter pensioniert. Seither ist sie wieder zurück in der Heimat, in Basel – der Kreis hat sich geschlossen. Ihr Leben im Ausland verlief seit ihren ersten «Gehversuchen» im südafrikanischen Spital von Elim bis zur Pensionierung immer im Spannungsfeld von Heimat und Ferne und wäre ohne diese Wechselwirkung von heimatlicher Verbundenheit und Bewährung in der Fremde nicht denkbar. Die Heimat gab ihr die Kraft, all die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellten, zu meistern – psychologisch mit Ferien in den geliebten Alpen, fachlich mit vertieften Ausbildungssequenzen im Basler Augenspital. So viel wie ihr in Afrika die heimatliche Vernetzung bedeutete, so sehr kam sie aber in ihrem Ruhestand ohne Afrika nicht aus; sie nahm ihre Erfahrungen gewissermassen heim und erweckte sie in Kursen des Basler Tropeninstituts wieder zum Leben. 1995 verlieh ihr die Medizinische Fakultät der Basler Universität den Ehrendoktor.

Anmerkungen

- 1 Erika Sutter, erzählt von Gertrud Stiehle: Mit anderen Augen gesehen. Erinnerungen einer Schweizer Augenärztin, Basel: Basler Afrika Bibliographien, 2011, passim.

Iris von Roten (1917–1990)

Eine Feministin in der Türkei

Iris von Roten, die Verfasserin des 1958 erschienenen, 564 Seiten starken und der Situation der Frau in der Gesellschaft gewidmeten Werkes «Frauen im Laufgitter» war Baslerin, gebürtige Meyer. In ihrer Heimatstadt, wo sie am Heuberg ihre letzten Jahre verbrachte, verstarb sie auch. Für ihre aufrüttelnde Analyse war die Zeit offensichtlich noch nicht reif, das «epochale Emanzipationswerk» fiel bei Presse und Publikum vernichtend durch. Gekränkt und enttäuscht verschrieb sich Iris von Roten der Reiseschriftstellerei.

Briefe an die Tochter

1965 veröffentlichte Iris von Roten «Vom Bosphorus zum Euphrat. Türken und Türkei». Yvonne-Denise Köchli, die das Nachwort für die 1993 erschienene Neuausgabe dieses Buches verfasste, schildet die Umstände der Reise wie folgt: «Ende Mai 1960 reist Iris von Roten mit ihrem kleinen Fiat Richtung Türkei, um während sechs Monaten für das geplante Buch zu recherchieren. Vorher bringt sie ihre damals achtjährige Tochter Hortensia in ein Internat nach England. Nicht in irgendeines, sondern in ein sorgfältig ausgewähltes in Bury St. Edmund, Suffolk. Dennoch wird ihre Tat von vielen als Abschieben interpretiert. 'Und das alles nur, um sich selbst zu verwirklichen.' Doch das kümmert Iris von Roten wenig, denn für sie liegt das Kind-Mutter-Problem ohnehin anderswo. 'Im verzweifelten Sich-an-die-Kinder-Krallen, als wären sie das Leben selbst', in der Neigung, sich als 'Abbruchobjekt zu betrachten, aus dem das Kind die Bausteine für ein Leben holt', und in der 'Identifikationsillusion', dass nämlich die Erfolge der Kinder auch die eigenen Erfolge seien. Solche Fehler will sie selbst vermeiden. [...]

Hortensia, die sich im Internat rasch einlebt, wird regelmässig über die Reisestationen ihrer Mutter unterrichtet. So erhält sie bereits aus Venedig die erste Ansichtskarte. 'Liebes Hortensli, ich habe nun meine grosse Reise – sie wird viele Monate dauern – angetreten. Hier siehst Du ein Stück von Venedig, das eine der seltsamsten Städte der Welt ist. Sie ist nur auf Inseln gebaut, und anstatt Strassen hat es grosse und kleine Kanäle. Die Häuser sind wie im Wasser, und gezügelt wird auf Schiffen. Wo der Pfeil ist, befindet sich ein altes Uhrwerk. Punkt 12 Uhr marschieren vor einer Plastik von Maria mit Jesuskindlein die heiligen drei Könige vorbei. Danke für Deinen lieben, langen Brief, Küssli von Mama.'

Aus Antalya berichtet sie im Juli: 'Lieber Hortensli Schatz, in dieser interessanten türkischen Stadt wohne ich seit einer Woche. Mit dem Fiatli haben wir Familien besucht, die keine Häuser haben, sondern in Zelten leben und alle paar Tage mit ihren Kamelen weiterreisen. Es ist so heiss, dass wir alle Tage 2–3mal baden. Bald reise ich weiter und schreibe Dir dann wieder, viele liebe Küssli und Grüssli von Mama.'

Von einem Abstecher nach Syrien im August notiert sie: 'Liebes Hortensli, nun bin ich mit dem Fiatli noch viel weiter als die Türkei gefahren, nämlich nach Syrien.'

Hier hat es Araber, die lange, bis auf den Boden reichende Röcke tragen und auf dem Kopf weisse Schleier. Andere haben einen Turban an oder einen roten Filztopf (Fez) auf dem Kopf. Die Frauen sind oft schwarz angezogen und haben das Gesicht mit einem schwarzen Tuch ganz zugedeckt, so dass sie wie Gespenster aussehen. Auf dem Bild siehst Du die Reste einer 2000 Jahre alten Stadt, die von Königin Zenobia regiert wurde, viele Küssli von Mama.'

Obschon sich Iris von Roten bemüht, in der Begriffswelt einer Achtjährigen zu bleiben, kann Tochter Hortensia viele ihrer Ansichtskarten und seitenlangen Briefe nicht entziffern, weil die Schrift ihrer Mutter schlicht unleserlich ist. Vereinzelt verwendet Iris von Roten zwar ganz bewusst gut leserliche Druckbuchstaben, doch andere Schreiben wiederum sind ganz und gar nicht kindgemäss abgefasst.»¹

Iris von Roten ging es bei ihrer Reise nicht um eine Aufzählung von Sehenswürdigkeiten, sondern um die türkische Gesellschaft, um die Menschen, wobei – für die Frauenrechtlerin ganz selbstverständlich – die Stellung von Frau und Mann von zentraler Bedeutung ist. Angesichts der gegenwärtigen politischen Situation ist ihr Bericht von ungebrochener Aktualität, wie die beiden zitierten Passagen zeigen:

Patriarchalische Republik

«Ob moderne Türkei, gestrige oder vorgestrige – ihre staatsbürgerlichen Gefühle und Gedanken haben den einen festen Punkt: Atatürk. Seine Worte sind noch heute Evangelium. Denn selbst den altväterischen, die ihm den Laizismus und den entsprechenden Zwang zur geistigen Umwertung übelnahmen und ihn als Reformen nicht schätzen mochten, war er der Retter des Vaterlandes. (Was er den Kurden bedeutet, deren Erhebungen er dreimal, 1925/26, 1930, 1937, niederschlug, ist allerdings eine andere Frage.) Wo immer eine politische Polemik sich zuspitzt: Atatürk wird auf beiden Seiten angerufen. Andere Nationen mögen grossen und kleinen Fürsten, guten und bösen Menschen, der Freiheit, der Post und wem nicht alles Denkmäler errichtet haben, in der Türkei hat nur einer Denkmäler: Atatürk. Dafür zahllose. [...] Aber selbst diese Fülle von Denkmälern verschwindet neben der Unzahl seiner Bildnisse. Welchen Raum man auch betritt, in der Bank, im Stationsbüro, im Gerichtssaal, auf den Polizeiposten, auf der Post, im Schulzimmer, Restaurant und Café, immer steht man dem Vater der Türken gegenüber. Bald eine vornehme Erscheinung in wallendem Feldherrnmantel und blanken Stiefeln, bald elegant im Frack, die Glacéhandschuhe lässig in der Linken, das gerne blond dargestellte Haar weltmännisch an die Schläfen geklebt, das eigenbrötlerische Gesicht ebenso weltmännisch geglättet. Welche Vorstellungen Türken auch immer von westlicher Kleidung haben mögen, über eine muss jedes Kind im östlichsten Bergdorf restlos Bescheid wissen: über den Frack.»²

Türkisches Männerleben

«Abgesehen von einigen Ausnahmen, zeigen Strassenbild, Handel und Wandel Männerleben und nochmals Männerleben. Sind ein Drittel der Passanten Frauen, so ist das viel. Die Cafés sind fast immer bis auf den letzten Platz besetzt – mit Männern. Die wenigsten trinken wirklich Kaffee. Die meisten sitzen einfach da oder

machen ein Spielchen. Als Mann ständig von anderen Männern umgeben zu sein, scheint die normale Daseinsform zu sein. Mit Vorliebe kommen die Männer abends in den Wirtschaften zusammen, nicht etwa zu einem Glas, sondern bereits zum Nachtessen selbst. Man schmaust und trinkt als Busenfreund in kleineren und grösseren Runden. Männergesellschaft rundet den Tag gemütlich ab, in ihr allein scheint es Behaglichkeit und Heiterkeit zu geben. Allerdings hilft der Raki nach. Dieser absinthähnliche, aus Rosinen und Änis hergestellte Schnaps macht kein Kopfweh, aber rasch euphorisch. So herrscht in den von Zierkürbissen, Reblaub und allerlei Winden umrankten Lauben gedämpfte Fröhlichkeit. Jeder Mann scheint den andern gern zu haben und ohne Frauen restlos glücklich zu sein. Auffallend ist die Zärtlichkeit, die Männer einander entgegenbringen; nicht etwa abwegige, sondern die freundschaftliche Ausdrucksform eines Verhältnisses von Bruder zu Bruder. Arm in Arm spaziert man nicht mit seiner Frau, sondern gelegentlich mit einem Freund. Auch Hand in Hand – ja selbst mit ineinander geschlungenen kleinen Fingern.»³

Wer diese Zeilen heute liest, staunt, dass es Iris von Roten nur mit grosser Mühe gelang, einen Verlag zu finden. Ihr Reisebericht strahlt doch Abschnitt für Abschnitt grosse Überlegtheit und Authentizität aus. Iris von Roten gelingt scheinbar spielerisch die Symbiose von Volkskundlichem, Politischem, Geschichtlichem und Soziologischem, ohne je in eine lebensfremde Sprachführung zu fallen – immer steht der Mensch im Mittelpunkt.

Anmerkungen

- 1 Iris von Roten: Vom Bosphorus zum Euphrat. Eine Reise durch die Türkei, 2. Auflage, Zürich: eFeF-Verlag, 1993, Nachwort von Yvonne-Denise Köchli, S. 261f.
- 2 Ebd., S. 164f.
- 3 Ebd., S. 173f.

Hans Weidmann (1918–1997)

Der reisende Maler

1986 veröffentlichte der bekannte Maler, Aquarellist, Holzbildhauer und Lithograph Hans Weidmann eine reich illustrierte Zusammenfassung all seiner Reisen zwischen 1933 und 1986.¹ Am Anfang seines lebenslangen Reisens stand eine Fusswanderung, in späteren Jahren ging es per Velo, Bus, Lastwagen, Zug, Boot, Flug, Schiff und Auto weiter – von der Schweiz zum Nordkap, nach Ägypten, Marokko, Indien, Thailand, Singapur, Australien, Indonesien, Borneo, Celebes, Sumatra, Taiwan, Hongkong usw., usw. Einmal dauerte eine Reise nur gerade einen Monat, dann aber auch fünf, sechs oder gar zehn Monate – immer aber war der Zeichenstift, die Feder oder der Pinsel mit von der Partie. «Malen, Reisen und Geselligkeit im Freundeskreis – das gehört zum Lebenselixier des Baslers Künstlers Hans Weidmann», würdigt Heinrich Kuhn, ehemals Redaktor der Basler Zeitung, seinen Freund.² «Das Draussensein bedeutete ihm ebenso Notwendigkeit wie das Heimkommen, das Zuhausesein im geräumigen Binniger Atelier-Haus, umgeben von all den gesammelten Kostbarkeiten, die geheimnisvoll von fremden Menschen und Kulturen erzählen.»³

Reisen als Erbe

Das Reisen war Hans Weidmann gewissermassen in die Wiege gelegt. «Wahrscheinlich habe ich das als Erbe von meinem Vater mitbekommen», schreibt Weidmann eingangs seines Skizzenbüchleins.⁴ Als Handwerker hatte der Vater lange Wanderjahre in Europa hinter sich. «Auch als etablierter Holzbildhauer- und Drechslermeister packte ihn hie und da das Fernweh wieder. Ich wusste, immer wenn er mich hiess, das Motorrad putzen, dann war es so weit, und ich durfte auf dem Soziussitz einige Tage mitfahren. Es war herrlich! Bald folgten Veloreisen, alleine oder mit meinem Bruder. Schon am Anfang meiner Lehrzeit fuhr ich mit dem Rad nach München, um an der Akademie zu schnuppern. – Aber es war mir zu deutsch! Also quer durch Mittel-Deutschland, Frankreich, nach Paris. Im Frühjahr 1938 für einige Monate zu Fuss nach Jugoslawien. Nach Beograd und dann dem Meer entlang nach Venedig. In diese Zeit fielen auch Faltbootfahrten auf den Flüssen Europas. Dann waren wir alle für einige Jahre in der Schweiz eingesperrt. Sofort nach dem Kriege hatte ich Gelegenheit, mit einem der ersten Busse nach Dänemark zu kommen. Im Frühjahr danach konnte ich mit einem Fisch-Kühlwagen wieder nach Esbjerg und zwei Monate zum Thunfischfang auf einem Trawler fahren. Bald darauf ging es per Velo nach Spanien.

Ich war mehr als 30 Jahre für zwei Tage in der Woche an der Kunstgewerblichen Abteilung der Gewerbeschule Basel für figürliches Zeichnen tätig. Öfters nahm ich unbezahlten Urlaub und verschwand für ein paar Monate nach Indien oder Amerika. 1975 verliess ich das Lehramt definitiv, um vermehrt reisen zu können.



«Samstag-Souk», Federzeichnung von Hans Weidmann.

Alle Reisen organisieren wir selbst, meine Frau und ich. Sorgfältiges Studium vorher, aber während der Reisen kein Programm. Möglichst viel wissen über ein Land und nachher geniessen. Reisen mit dem eigenen Auto, ob Wohnmobil oder Landrover, ist das Idealste, was es gibt. – Nie wissen, was morgen ist, wo man hinfährt, wo man wieder über Nacht oder einige Tage bleiben wird. Wenn man dann noch die Möglichkeit hat, zu zeichnen oder zu aquarellieren, etwas aus der Reise zu machen, dann erlebt man alles noch viel intensiver. Es ist schwierig, über all die Schönheiten, die Landschaft und die Leute zu schreiben. Leichter ist es, einige Erlebnisse oder Beispiele der Schwierigkeiten zu erzählen, die man als 'Voyageur isolé' erlebt.

Es ist immer sensationell unterwegs, aber es ist nicht weniger sensationell, wieder zu Hause zu sein, bei einem guten Essen Freunde zu treffen und zu erzählen, und die Anregungen, die man unterwegs aufgenommen hat, künstlerisch weiter zu entwickeln.»⁵

Sahara-Reisen

Weidmann hielt seine Reiseerlebnisse nicht nur mit Stift und Pinsel fest, er wusste sie auch in Worte zu kleiden, und so können wir ihn dank Zeichnungen und Texten nach Italien, Indien, China, Nord- und Südamerika, aber auch in die Sahara begleiten. «Es war eine grosse Wüstenfahrt, wochenlang in der Sahara. Übernachten bei einer einsamen Tamariske oder an einer Guelta. Guelten sind Wasserlöcher unterhalb von Granitbarrieren mit spärlicher Vegetation. Es reicht nicht für eine ständige

menschliche Besiedlung, doch nachts kommen die Tiere, Gazellen, Füchse, Mäuse. In den hellen Mondnächten ist es phantastisch, die Tiere zu beobachten. Durch Sahara, Niger, Haute Volta, Mali, Côte d'Ivoire bis Kamerun und wieder mit dem Landrover zurück durch die Sahara. Das zweite Mal im Hoggar und Tassili n'Ajjer. Im Tassili hatten wir schon einmal eine Wanderung mit Ali Ten, dem Chef der Tuaregfürer, gemacht, um die Felsmalereien zu sehen, damals mit einer Eselkarawane. Ein Esel trug unseren Kanister mit Rotwein. Der Kanister war nicht ganz gut verschraubt, jedenfalls hatten wir plötzlich einen roten Esel und keine Tranksame mehr. Die Gueltas waren auch leer, wir mussten nach 10 Tagen umkehren. Ohne zu trinken ging unsere Leistung sehr schnell zurück. Das vermochte auch diese Wunderlandschaft nicht zu verhindern. Eine Landschaft wie auf dem Mond. Alleine würde man die Wege unmöglich finden, die Felsbilder schon gar nicht. Grund genug, um nochmals ins Tassili zu gehen, diesmal weiter östlich und länger, mit Kamelen. Es waren der Tuaregfürer Abu-Abu, ein Kameltreiber, meine Frau und ich. Ein 14-tägiger Marsch durch die Berge. Wir schliefen draussen, ohne Zelt, im Schlafsack. Die Nächte waren recht kalt, bis zu 10° unter Null. Einmal wachten wir auf, von etwas Ungewohntem, morgens um 4 Uhr. Es schneite. Wir hatten schon eine 10 cm dicke Schneeschicht auf uns. Es schneit dort sehr selten. Dies war so ungewohnt für die Tuareg, dass sie am Morgen nicht mehr weitermarschieren wollten, begreiflich, denn sie tragen nur leichte Sandalen. Allah wird zum Zeugen des Unglücks angerufen. Aber es nützte nichts. Ich musste dem Führer meine Bergschuhe geben, damit die Reise weiterging. Die Kamele hatten sich in der Nacht davongemacht, allein ins Tal hinunter. Unser Kameltreiber musste sie weit weg zurückholen. Am Tage danach legte sich das jüngste Kamel hin. Es war übermüdet und wollte sterben. Da halfen gutes Zureden und brutale Schläge nichts; denn wenn ein Kamel nicht mehr gehen will, stirbt es. Die Tuareg nahmen es gelassen. Schicksal, 'In Sh Allah'. Den Abschluss fand diese Wanderung im Zelt Abu-Abus bei einem würzigen Couscous.

Unterwegs oben auf dem Plateau des Tassili kamen wir eines Morgens an einer Reihe frischer Gräber vorbei. Neben einigen Gräbern lagen Zeltstangen. Abu blieb stehen und betete eine halbe Stunde. Nachher fragte ich ihn, wer hier beerdigt sei. Es war seine ganze Sippe, die in der Trockenperiode nicht zu Tal gegangen war und daher in den Bergen verdurstete. Er erklärte mir, dass die hölzernen Zeltstangen, die in dieser baumlosen Gegend etwas vom Rarsten sind, nicht angerührt werden, wenn eine ganze Sippe aufgegeben wird. Er selbst sei der einzige, der zu Tal gegangen sei, und er werde nie mehr Nomade sein. Allah wollte es. Jetzt ist er Touristenführer.»⁶

Anmerkungen

- 1 Hans Weidmann: 50 Jahre Reisen, Basel: Buchverlag Basler Zeitung, 1986.
- 2 Ebd., Vorwort von Heinrich Kuhn, S. 5.
- 3 Ebd., Vorwort von Heinrich Kuhn, S. 5.
- 4 Ebd., S. 7.
- 5 Ebd., S. 7.
- 6 Ebd., S. 20/22.

Elvira Wolf-Stohler (geb. 1920)

Die Rückreise aus Bessarabien

Elvira Wolf-Stohler wurde am 20. Januar 1920 in Schabo geboren, einem heute ukrainischen Dorf auf der Krim in der Landschaft Bessarabien. Ihre Familiengeschichte lässt sich bis 1804 zurückverfolgen. Damals beantragte nämlich Hans Martin Stohler dem Kleinen Rat von Basel, auch nach seiner beabsichtigten Auswanderung nach Russland das Bürgerrecht von Pratteln behalten zu dürfen. Die Basler Behörde willigte ein, und so folgte Hans Martin Stohler dem Lockruf Alexanders I. und machte sich nach bösen Hungerjahren mit seiner Frau und sieben Kindern auf die ungefähr vier Monate dauernde und zweitausendfünfhundert Kilometer lange Reise in die Krim, wo der Zar Winzer, Handwerker und Landwirte suchte. Unweit der Mündung des Dnjesters ins Schwarze Meer hatten sich bereits Waadtländer – sie brachten den Chasselas mit – niedergelassen, und so entstand ein schachbrettartig angelegtes Winzerdorf, das sich bis zum Zweiten Weltkrieg gut behauptete. Dann aber brach Unheil über das Dorf herein, und seine Bevölkerung wurde vertrieben. Nur dank des seit 1804 amtlich beglaubigten Prattler Bürgerrechtes gelang es einigen Familien, in die rettende Schweiz zurückzukehren.

In einem Interview hat der Schriftsteller Markus Ramseier Elvira Wolf-Stohler, die letzte Überlebende des «alten» Schabos, über ihr Leben in der fernen Krim und die bewegende Rückreise in das heimatliche Pratteln befragt:¹ «Zwischen dem Dorf und dem zum See geweiteten Flussdelta lagen die Gemüsegärten, gegen die Häuser des nahen russischen Dorfes unsere Weinberge, im Landesinneren die Weideflächen für das Vieh und das Ackerland. Absetzen konnten wir unsere Ernte im nahen Odessa mit seinem Meerhafen. ‘Mütterchen’ haben wir die Stadt genannt. [...] Wir wurden reich, nicht sofort, erst nach Jahrzehnten harter Arbeit. Die Schule blühte. Familien mit 10, 15, ja 18 Kindern waren keine Seltenheit. Sowohl der Lehrer wie der Pfarrer mussten Französisch und Deutsch beherrschen. Und wir lernten auch Russisch. Einige von uns wanderten in Tochterkolonien oder nach Übersee aus. 1871 verloren wir unsere Privilegien. Wir wurden zu russischen Staatsbürgern erklärt. Aber wir blieben eine der wohlhabendsten Kolonien Russlands. Die Männer leisteten jetzt Militärdienst. Im Ersten Weltkrieg zählte das russische Heer eine Viertel-million Deutsch sprechende Kolonisten. Mehrere unserer Männer verloren ihr Leben. [...]

Im Dorf gab es bis zu unserer Flucht vier Kegelbahnen, ein Ortsmuseum und eine Bibliothek, die von der Pro Juventute und der Neuen Helvetischen Gesellschaft unterstützt wurde. Johanna Spyri fand man dort neben Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf und vielen andern. An Weihnachten erhielt jedes Kind in der Kirche einen Pestalozzikalender, das Schatzkästlein und einen Schoggiklaus von Suchard. Aber mit der Zeit ist auch der reichste Winzer verarmt. Und die spärliche mündliche Überlieferung von einer fremden Heimat hat nur noch wie eine alte, fremde Mär nachgeklungen. Und doch blieben wir mit unserer Zähigkeit im Innersten wohl

Schweizer, wie Russen und Rumänen im Kern immer Nomaden bleiben – ohne Ausdauer und Freude am Boden.»

1940 wurde das alte Schabo Opfer des Zweiten Weltkriegs; als am 28. Juni die Sowjettruppen einmarschierten, kam es zu einer kleinen Völkerwanderung, die Versprechen Hitlers lockten, «heim ins Reich» zurückzukehren, und die Kolonie löste sich auf. «So fand sich auch unsere Familie nach einigem Verhandeln inmitten von 90 000 deutschen Umsiedlern aus Bessarabien. Wir fuhren durch kilometerlange, noch nicht geerntete Felder, kamen in ein Auffanglager und wurden in einem Dampfer donauaufwärts gebracht. In Eisenbahnwagen ging's weiter ins Sudetenland, von dort nach Österreich in die Untersteiermark. Von Dezember 1941 an lebten wir zerstreut, meist in Lagern, einige auf zwangsweise zugeteilten Bauernhöfen. In Posen habe ich 1944 meinen Albert geheiratet. Jahrelang hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Unsere Wege haben sich zufällig gekreuzt. Oder sagt man dem Schicksal? Dann kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht: die Russen sind wieder da. Zum zweiten Mal verloren wir all unsere Habe. Um sich besser schützen zu können, taten sich nachts zwei oder drei unserer Familien jeweils zusammen. Bei minus zwanzig Grad und inmitten von fliehenden deutschen Soldaten kamen die Pferdetrecks auf dem Glatteis kaum vom Fleck. An den Strassenrändern buken wir in Löchern Brot, begruben Freunde und Bekannte. Verwandte wurden auseinander gerissen. Nicht wenige wurden nach Sibirien verbannt, doch das erfuhren wir erst später. Manchmal hat uns die Schweizerfahne gerettet. Die Soldaten dachten, sie stehe für das Rote Kreuz. Wir mussten Kartoffeln setzen und durften kein Wort Russisch reden, um uns nicht zu gefährden. Am Abend gab es einen halben Liter Milch. [...] Zu unserem Glück tauchten dann bald die Amerikaner auf. Sie loteten uns durch Deutschland nach Holland, von dort nach Belgien. Wir waren noch 13 000 Flüchtlinge. Viele gaben sich als Schweizer aus, Tiroler etwa. Alle mussten auf ihre Papiere warten. [...] Endlich erhielten wir unseren Schutzbrief. Die Ersten gelangten im August 1945 fast zufällig in die Schweiz. [...] Schliesslich konnten wir in unser altes Heimatdorf ziehen. Wir durften wieder hoffen, auch wenn so mancher einst begüterte Weinbauer im Alter Hilfsarbeiter wurde. Schwerer wog das fehlende Vertrauen vieler Amtspersonen. Unser Schabner Dialekt irritierte, dieses Gemisch aus Schwäbisch und Schweizerdeutsch, durchsetzt mit russischen, rumänischen, ukrainischen, jiddischen und französischen Brocken. Wir kannten niemanden und wurden von grossen Teilen der Bevölkerung als Fremdkörper empfunden. Aber es gab auch herzenswarmer Menschen, die sich für uns einsetzten. [...] Bis auf mich liegen alle, die damals die Rückkehr nach Pratteln geschafft haben, auf dem Friedhof. Die meisten konnten ihre Augen in Frieden schliessen. Als der Erste gehen musste, im Dezember 1946, der Jules, haben sich alle Schabner aus der deutschen und der welschen Schweiz mit ihren Russenmützen und Kopftüchern am Grab versammelt und 'Meine Heimat ist dort in der Höh' gesungen. Kein Auge blieb trocken.»

Anmerkungen

- 1 Wir danken Markus Ramseier, Pratteln, für die Überlassung des unveröffentlichten Manuskripts.

Ferdi Afflerbach (1922–2005)

Die Rucksackreise

Jules Verne schaffte es in achtzig Tagen um die Welt, Ferdi Afflerbach in achtzig Tagen um die Schweiz beziehungsweise «auf Pfaden, Strassen und Wanderwegen 1200 km hinauf und hinunter durch 17 Kantone und 5 Länder» – und das mit dem Rucksack. Ferdi Afflerbach, ein vielfältig interessierter Zeitgenosse, war von Beruf Werbegraphiker, mindestens ebenso wichtig waren ihm aber Fasnacht und Kabarett. Seine Schweizerreise, die er in einem reich illustrierten Band dokumentierte, unternahm er 1984.

Reisevorbereitungen

«Alte und neue Landkarten wurden studiert. Der Kopf rauchte und der Kurvenmesser ebenfalls. Mit ihm fuhr ich ohne jede Mühe über Berg und Tal, rädelte das Maggiatal hinauf, überquerte die Gurinerfurka, raste via Albrun- und Saflischpass das Wallis hinunter und um die ganze Schweiz herum, ohne diesen Kurvenmesser auch nur ein einziges Mal aus der Hand zu legen. Es war die reinste Lust – ganz im Gegensatz zu dem, was später dann in Wirklichkeit folgen sollte. Es zeigte sich auch, dass ich Übergewicht aufwies, das, zusammen mit meinem Rucksack, den Beinen nicht zumutbar war. Also biss ich auf die Zähne und liess sie nicht mehr auseinander. Mit diesem einfachen Trick gelang es mir, gegen vier Kilo meines eigenen Lebendgewichtes zu verlieren. Trainingshalber waltzte ich jedes Wochenende über den nahen Jura, lebte nur noch von Dörrobst, Vollkornbiscuits und Tee und buckelte im Rucksack – ebenfalls übungshalber – sämtliche Steine unseres Cheminées mit mir herum, auf dass sich meine Schlüsselbeine den kommenden Strapazen gewachsen zeigen mögen. Ich besorgte mir noch einige Travellerchecks und sah guter Dinge und etwas leichtfertig das Unheil auf mich zukommen.»¹

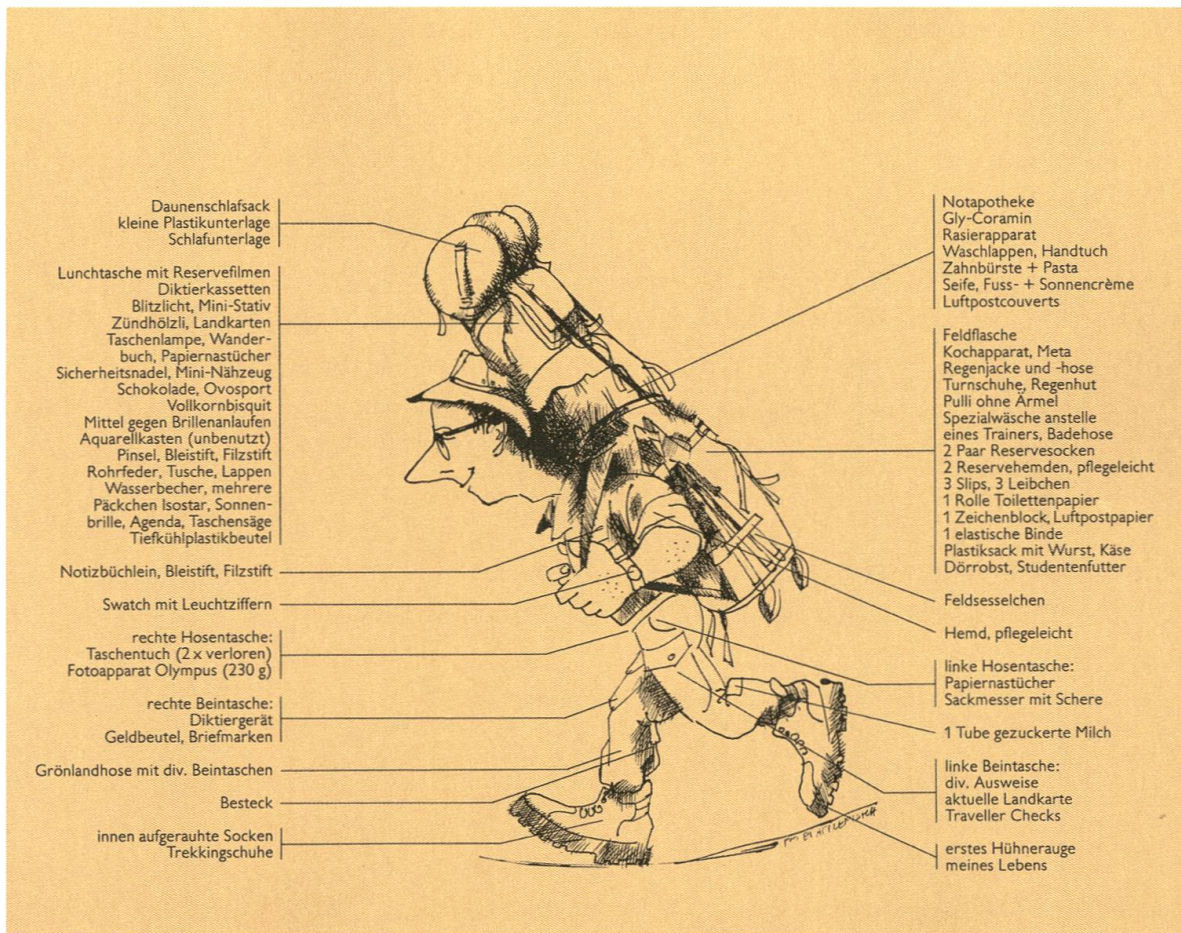
Von Basel bis zum Bodensee

«1. Tag. Donnerstag, 7. Juni.

Basel – Rheinfelden – Zeltlager am Rhein, 28 km.

Sieben Uhr ist's, wie ich an der Endstation des Basler Vororts Birsfelden aus dem grasgrünen Tram steige und meinen beinahe 17 kg schweren Gewichtstein auf den Rücken lade. Ach Freunde, so ein Rucksack! Der Teufel soll ihn holen. Allein an der Tramstation. Kein Jemand in Sicht, der mir 'Hals und Beinbruch' oder 'Plattfüsse sind gesund' zugerufen hätte. Keine rührende Abschiedsszene, keine aufmunternden Worte und erst recht keiner, der mir den Marsch geblasen hätte. Und dabei bin ich doch Musikliebhaber. Still beginnt mein Tippel um die Schweiz.

Los – in den dunkeln Hardwald hinein. Die Erde ist glitschig. Die Blätter triefen. In der vergangenen Nacht hat es – wie schon seit Wochen – geregnet. Vögel zwitschern um irgendeine Wette. Einsam und verlassen steht da und dort eine Ruhebänk. Auf dünnen Ästen turnt ein Eichhörnchen umher und beim Restaurant 'Waldhaus'



Selbstporträt des Rucksackwanderers.

strecken viele Stuhlbeine ihre mageren Knochen in den regenschweren Himmel. Durch den nassen Blätterwald blitzen von links unten bunte Farben eines popigen Öltankers herauf. Sägemehlpfeile weisen eventuellen Fitnessläufern den Weg durch die Waldwegwirrnis. Vom deutschen Ufer dröhnt Industrielärm herüber. Unter mir auf Eisenbahngleisen entdeckte ich grellorangefarbige Bahnarbeiter. Rangiergekreische. Ein römischer Wachturm steht am Weg: Erbaut um 371 bis 374 n. Chr. unter den Kaisern Valentian und Gratian als zweiter Turm von den allein zwischen Basel und Zuzach stehenden 23 Türmen und Kastellen der letzten Rheinuferbefestigungslinie der Römer gegen die Alemannen vor der endgültigen Niederlage im Jahr 401 n. Chr.

Ein langer Satz. Doch nicht von mir. Übrigens, die Ruine ist so renoviert, als gälte es, einen Neubau zu erstellen. Jetzt steil hinunter. Ich rutsche, halte mich an mageren Bäumchen fest und löse einen Regenschauer aus. Hätte ich auch noch einen Schirm mitnehmen sollen? Das nächste Mal vielleicht ... Unten angelangt, stehe ich wie ein Liliputaner zwischen den riesigen, haushohen Tankanlagen internationaler Ölfirmen. Drahtzäune, peinlich wie auf Fussballplätzen oder in Konzentrationslagern [...] leiten mich endlich zum Rhein. Hier geht's auf schmalem Pfad dem Ufer entlang. Ein einsamer Betonpfosten bröckelt moosbewachsen vor sich hin. Noch

keine Stunde ist vergangen und ich verspüre grosse Lust, meinen Rucksack in den Rhein zu werfen. Die Schultern schmerzen und die Füsse scheinen sich unter der drückenden Last zu spreizen. Vor Schweizerhalle erste Rast. Ein grosser offener Holzbau: Hier verbringen die eleganten, langen Rheinweidlinge ihren Winterschlaf – und ich wäre jetzt schon reif für einen erholsamen Sommerschlaf. Soll ich mich vor mir selbst blamieren? Schon jetzt – nach nur zwei Stunden Marsch? [...] Ach Freunde, dieser Rucksack! Ich verwünsche ihn. Spüre, wie er mich bis zum Ende meiner Reise zusammengestaucht haben wird, dass ich mehr breit als hoch zu Hause eintreffen werde. Ob ich mich dann querweg ins Bett legen muss?»²

Keine Angst, Ferdi Afflerbach hielt dem Lockruf des Aufhörens stand!

Anmerkungen

- 1 Ferdi Afflerbach: Mit dem Rucksack um die Schweiz. Auf Pfaden, Strassen und Wanderwegen 1200 km hinauf und hinunter durch 17 Kantone und 5 Länder, Binningen: Verlag am Dorenbach, 1985, hier S. 9f.
- 2 Ebd., S. 15f.

Jürg Federspiel (1931–2007)

In der New Yorker Subway

Gewiss – Jürg Federspiel war kein waschechter Basler, doch einen Teil seiner Jugend verbrachte er in der Rheinstadt, und ihr blieb er auch bis in den Tod hinein treu. Er war weitgereister Journalist und Erzähler und verstand es meisterhaft, in pointierten Aussagen Menschen und Situationen zu schildern. Ein bevorzugtes Beobachtungsfeld war ihm New York, wo er mehrere Jahre verbrachte. In seiner Collage «Kilroy – Stimmen in der Subway» gibt er einem geheimnisvollen Menschen das Wort: «Mein Name ist Kilroy. Vornamen habe ich keinen. Ist auch nicht nötig. Jeder kennt mich. Obschon mich noch keiner gesehen hat.»¹ Diesen unbekannten Bekannten lässt Federspiel berührende Geschichten von Menschen erzählen, denen er im Untergrund der Stadt begegnet. So fragt Kilroy:

«Wissen Sie, wo wir uns befinden? Sie und ich. Hören Sie zu. Wenn die Untergrundbahn mit rasender Geschwindigkeit aus dem Tunnel in die Station fährt und anhält, von stählernen Muskeln arretiert, bleiben die Türen für jene, die herausdrängen wollen, noch für Sekunden geschlossen. Man hört nichts. Man sieht, fühlt die Ungeduld des Wartens, sie ist lautlos. Hunderte von Insekten im hermetisch verschlossenen Konfitürenglas, verschwitzt, verängstigt, gehetzt.

Dies ist die Subway, die New Yorker Subway, mein Name ist Kilroy und ich bin hier. Hier! Im eisernen, rostigen Gedärme der Stadt, in denen nachts manchmal Verrückte und Betrunkene spazierengehen, wie durch die Parkanlagen die anständigen Bürger.

Hier in der Subway beginnt der Alltag. Frühmorgens, wenn die Metzger die ersten Hahnschreie mit dem Messer abgeschnitten haben, strömen die Arbeiter aus den Vorstädten in die Schlünde der Untergrundbahn, Treppe hinunter, Treppe hinauf, Schulter an Schulter, verschlafene, stolpernde Müdigkeit, noch blind von den Fernsehträumen nach Mitternacht.

Die Züge rasen von der Bronx über Manhattan nach Brooklyn. Umsteigen im Grand Central und Shuttle-Train zur nächsten Anschlusslinie, und die Züge rasen von Queens nach Brooklyn, oder über den Grand Central und Shuttle zur Bronx hinauf. IRT, IND und BMT, das sind die Namen der Linien.

Morgens zur Stosszeit, abends zur Stosszeit. Ausser sonntags und zu später Nachtstunde ist immer Stosszeit. Immer dasselbe. Der monotone Tausendfüssler, der zur Arbeitsschlachtbank kriecht, nein, der Millionenfüssler, unsäglich verletzbar. Die ersten haben einen Sitzplatz erwischt, die Nachfolgenden stehen. Sie schlafen oder dösen im Stehen, unablässig geschüttelt. Der Arbeitstag frisst ihre Träume.»²

Anmerkungen

1 Jürg Federspiel: Kilroy. Stimmen in der Subway, Frauenfeld: Im Waldgut, 1988, hier S. 5.

2 Ebd., S. 6f.

Barbara Lüem (1953–2008)

Kleinhüningen ist eine Reise wert

Ethnologie ist nicht nur Männersache, das hat uns Barbara Lüem gelehrt: 1976 unternahm sie eine Reise nach Ostjava. Sie galt der Untersuchung der Tenggeresen und hat ihren Niederschlag in einer wissenschaftlichen Arbeit gefunden. Und ein Zweites hat uns Barbara Lüem vorgelebt: Auch das Reisen im engen Bezirk eines nur gelegentlich gewürdigten Stadtquartiers ist gewinnbringend und eröffnet neue Perspektiven. Oder anders gesagt: Fernreise-Erfahrungen schärfen und weiten den Blick für das Nächste, für das an sich Selbstverständliche und damit Vernachlässigte.

In diesem Sinn widmete Barbara Lüem 2008 dem doch eher unbekannten Basler Hafendorf einen Reiseführer – gewissermassen unter dem Motto «Kleinhüningen ist eine Reise wert». In ihrer Einleitung schreibt sie: «Kleinhüningen gleicht einer charmanten, manchmal etwas launenhaften Dame, die mit ihren vielfältigen Reizen geizt und erobert werden will. Seit meiner ersten näheren Begegnung mit dem Quartier und seiner Bevölkerung vor fast einem Jahrzehnt habe ich dieses Bild im Kopf. Und je länger die Bekanntschaft dauert, desto passender erscheint es mir.

Das an der Grenze zu Deutschland gelegene Kleinhüningen kann man leicht übersehen. Reisende aus dem Norden begrüsst es aus der Ferne mit einer imposanten Industrie-Skyline, bestehend aus Hafensilos, archaisch anmutenden Umschlagkranen, Containerburgen, Tankanlagen, Hochkaminen und riesigen Industriegebäuden. Kaum ist die Grenze aber passiert, verschwindet die Skyline aus dem Blickfeld. Fussgänger und Autofahrer aus Weil am Rhein können gleich nach dem Zoll von der Hiltalingerbrücke aus einen Blick auf die beiden Hafenbecken der Schweizer Rheinhäfen erhaschen, bevor sie in die Kleinhüningeranlage abtauchen, die sie zwischen dicht an dicht gebauten Wohnblöcken auf die Gärtnerstrasse und weiter aus Kleinhüningen hinaus nach Basel führt. Zugreisende und Autobahnbenutzer sehen zwar ebenfalls die nördlichste Skyline der Schweiz, fahren aber an Kleinhüningen vorbei. Noch weniger von Kleinhüningen erleben Reisende, die aus dem Süden in Richtung Norden fahren. Ihnen entgeht vollständig, dass sie eine unsichtbare Grenze zwischen Basel und Kleinhüningen überqueren, und sie realisieren nicht, wie viele Attraktionen sie unentdeckt links und rechts liegen lassen. Kein Hinweis verführt, keine Anzeige lockt. Die aufregende Silhouette der Hafen- und Industrieanlagen sehen sie bestenfalls im Rückspiegel. Der einzige Hinweis, dass Kleinhüningen mehr ist als ein Basler Stadtquartier, sind leicht zu übersehende Tafeln, von der Grösse eines Parkverbotschildes an den Ein- und Ausfallstrassen. Sie zeigen den Hunnenkönig Attila vor seinem Nomadenzelt und halten fest, dass hier einst die Grenze des 'historischen Gemeindebanns' verlief.»¹

Anmerkungen

1 Barbara Lüem: Basel Kleinhüningen. Der Reiseführer, Basel: Christoph Merian Verlag, 2008, S. 7f.

Bruno Manser (1954–2000)

Eine Stimme aus dem Regenwald

Bruno Manser war ein Reisender ganz besonderer Art – von einem inneren Feuer angetrieben, reiste er in den Urwald-Dschungel von Borneo in Indonesien/Malaysia und bekämpfte dort zugunsten der Penan, einer nomadisch lebenden Volksgruppe, die Machenschaften von Holzhandel und Holzindustrie, die den Regenwald zerstören. Manser agierte nicht aus der Ferne, er lebte vielmehr von 1984 bis 1990 im Regenwald, wo er das Schicksal des Urwaldvolkes teilte und in einem Tagebuch Aufzeichnungen – in Wort und Bild – über Fauna und Flora sowie über Sprache und Kultur seiner Gastgeber machte. Im April 1990 wurde er von der Malaysischen Regierung, die ein Kopfgeld auf ihn gesetzt hatte, ausgewiesen. Doch Manser schlug die Warnung in den Wind; am 22. Mai 2000 reiste er wieder zu den Penan, drei Tage später galt er als vermisst. Suchexpeditionen blieben erfolglos, und am 10. März 2005 wurde er vom Basler Zivilgericht amtlich für verschollen erklärt. Heute führt der Bruno Manser Fonds seine Arbeit für den Schutz der Penan und anderer bedrohter Urwaldvölker weiter.

2004 gaben Mansers Freunde seine «Tagebücher aus dem Regenwald» heraus; sie überraschen mit meisterhaften Zeichnungen und einem wundervollen Text. John Künzli schrieb dazu an Stelle eines Vorwortes einen bewegenden Brief:

«'Um was geht es im Leben?' Kraftstrotzend und todtraurig, himmelhoch jauchzend und hadernd – immer aber aktiv, lässt Bruno Manser uns in seinen Tagebüchern teilhaben an seinen Erfahrungen auf der Suche nach einer Antwort, nach *der* Antwort. Seine Texte sind nicht als Chronik geschrieben, um penibel festzuhalten, was der Tag gerade gebracht hat, sondern als Reflexion über das Leben im Regenwald von Sarawak, dessen Bedeutung er immer wieder neu auslotet. In diesem Sinne sind die Tagebücher eigentlich Briefe an uns alle. Deshalb, lieber Bruno, schreibe ich dir diesen Brief.

Deine Tagebücher sind wie eine Quelle. Dem Fels entspringend, rein und klar, sich zum Bach verbreiternd, Tümpel und Wasserfälle bildend, manchmal ruhig und lieblich, manchmal tosend und tödlich, schliesslich zum Strom anschwellend, mäandriert dein Text durch Tiefen und reissend-gefährliche Untiefen seiner Bestimmung zu – der Einheit mit dem Ganzen. Die Tagebücher, die hier erstmals in vollem Umfang veröffentlicht werden, öffnen uns den Weg zu deinen Erlebnissen während der sechs Jahre im Regenwald von Sarawak. Sie bringen uns deine Motive und Ängste näher und prägen unsere Erinnerung an einen aussergewöhnlichen Menschen. Minutiös teilst du uns die Überlebensstrategien der Jäger und Sammler mit, die du bei den Penan gelernt hast, zeigst uns, wie man einen Rucksack und ein Messer herstellt, wie man jagt und Fleisch konserviert, wie man die Essbarkeit von Wildfrüchten und -gemüse feststellt, wie man die Apotheke der Natur nutzt. Du sagst uns, wie man an Honig herankommt, und vor allem, wie man ohne Geld überleben kann – mit und von der Natur.



Dorf im Regenwald,
Zeichnung aus Bruno
Mansers Tagebuch.

Immer von der Realität ausgehend, beeindruckten deine philosophischen Betrachtungen zum menschlichen Dasein, zu Politik und Wirtschaft, Flora und Fauna durch ihre Präzision und Tiefe. [...]»¹

Hier nun einige Kostproben aus diesen Tagebüchern.

Dorfleben

«Sieben Familien haben sich hier in Alongs Siedlung zur Zeit vereinigt. Zwei Marschstunden entfernt haben vier Familien ihre Hütten aufgeschlagen, und in drei Stunden ist die Bleibe weiterer drei Familien erreichbar. – Die vierzehn Familien bilden die letzten Nomaden im Ulu Limbang, die sich selbst nach ihrem Hauptsiedlungsort nennen: Adang-Sippe.

Die Siedlung steht auf leicht geneigtem Gelände und fügt sich harmonisch in die etwas gelichtete Vegetation. Nur wenige Hütten sind mit Rinde und traditionel-

lem Dá-un-Blattwerk gedeckt; seit dem Handel mit Gaharu bilden Plastik-Blachen wichtige Habseeligkeit von talwärts, die das Leben etwas bequemer gestaltet. – Des Tags herrscht reger Betrieb im Dschungeldorf, Buschmesserschläge hallen von Feuerholz schaffenden Frauen und Kindern. Einige gehen im benachbarten Rinnsal die Bambusbehälter mit Trinkwasser füllen, andere hüten ihre Kinder. Uníh flicht eine Rattanmatte. Pegá fertigt sich ein Blasrohr aus Niuwy-Holz und Toi inspiziert es fachmännisch. Einige sind Sago verarbeiten gegangen, auf der Jagd oder Pfeilgiftgewinnung.

Des Abends kehren dann die Männer meist mit erbeutetem Wild nach Hause. Affen, Reh, Hirsch und Wildschwein werden zerhauen und auf die Familien aufgeteilt. Und darauf bruzzelt es im Feuer und strodelt es in den Pfannen. Das Fleisch wird zum Teil gebraten, gekocht, und der grössere Teil geröstet.

Lange gestaltet sich das Tagwerk des Nomaden. Meist bei Morgengrauen brechen die Männer mit leerem Magen zur Jagd auf, um erst des Abends ihre erste Mahlzeit zu halten. Rohes Palmherz bildet einzige Erfrischung unterwegs, wenn dem Beute Schleppenden die Kräfte ausgehen. –

Kaum je sitzen Erwachsene müssig herum, während in der Nacht Jagderlebnisse ausgetauscht werden und über Pfeilgift gefachsimpelt wird, schnitzt die Hand Munition für kommende Streifzüge. Und während Frauen den Geschichten lauschen, flechten ihre Finger im Schein der Harzfackel den Rattan zu Matten und Taschen.»²

Nomadentum oder Sesshaftigkeit?

«Seit langem werden nomadisierende Penans gedrängt, sesshaft zu werden und Brandrodung zu betreiben. Doch meist blieb es bei dem Hinweis, ohne Hilfegebung. – Um diesen Prozess voranzutreiben, baut nun die Regierung, respektive Kompanies, Barackensiedlungen für die Eingeborenen. – Einzig in Long Napir wurde vor vielen Jahren eine wellblechgedeckte Siedlung gegründet; sie steht meistens leer und wird vorwiegend von Hennen als Aufenthaltsort benutzt:

‘Was soll ich in einem leeren Haus, wenn mein Magen knurrt?’ – Meist sind die Bewohner ausgeflogen, um nach traditioneller Weise wilde Sagopalmen zu verarbeiten und Wildschweine zu jagen. – Ihre dürftigen eigenen Kulturen, zumeist Reis und Maniok, ohne Zwischenfrüchte, vermögen nur über kurze Zeit die Familie zu ernähren.

So sieht sich der Eingeborene zweimal vor den Kopf gestossen: In seinem von Holzfällern und Bulldozern zerstörten Land findet er als Nomade kaum mehr genügend Nahrung. Wird er aber sesshaft und rodet Dschungel zur Erstellung einer Kultur, droht ihm Gericht, Busse und Gefängnis.

Keine Alternative wird von Regierungsseite gegeben, und wie der Betroffene heute und morgen seine Familie ernähren soll, bleibt ein Rätsel.

Doch seit all dem Blockadenrummel erhalten nun Penans von Long Napir Hilfe: Eine Reismühle, Wasserleitung, Enten, Pfannen, Äxte, Schleifsteine u.a. werden an all jene verteilt, die nicht mehr von Landbewahrung reden. Mit der Gabe von Insektiziden, Kunstdünger und Saatgut wird der Penan schrittweise aus seiner Freiheit in Abhängigkeit geführt.»³

Die Lehre des Mistkäfers

«Verziehst du dich mal in die Büsche, kann es vorkommen, dass sogleich mit tiefbrummendem Geräusch ein Käfer anzufliegen kommt und direkt unter deinem Hintern landet. Ein unverkennbarer Geruch hat den Pillendreher angelockt. Sofort macht sich Meister Skarabäus an die Arbeit, das Vergängliche wieder dem Leben zuzuführen. Hat er Pech, wird er von nachfolgendem Werkmaterial unter sich begraben. Doch kann ihm dies nichts anhaben – ist Kot doch sein Lebenselement. Nicht lange, und er rollt, rückwärts gehend, eine Kugel hinter sich her. Hat er schon ein Ei hineingelegt? Ist's überhaupt ein Ei? – Ich hab's nicht gesehen. Doch ich staune. [...]

Verrichtet man seine Notdurft regelmässig an einem grösseren Fluss, wird bald der Schwarmfisch Sayá angelockt, und kommt zur täglichen Fütterung, dass es im Wasser nur so schwabbelt. Überall in der Natur ist vorgesorgt, dass sich alles in harmonischen Kreisläufen wandelt. Erst wir moderne Menschen, in einseitig zweckgerichtetem Denken verhaftet, stören die natürlichen Wandlungsprozesse. Wir haben uns ein Zeitalter des Plastiks und der Gen-Manipulation geschaffen. Einbahnwege in Technik und Wissenschaft sind immer mit Schaden verbunden. Unverwandelbarer Abfall verstösst gegen das Lebensgesetz – und ist ein Aspekt des Bösen. Wissenschaft, die sich über die Natur erheben will, anstatt ihr zu dienen, muss fehlschlagen. Als Teil zum Ganzen streben – das ist der Weg wirklichen Fortschritts.»⁴

Dornen

«Vom Fischfang ermüdet, beeile ich mich, abends noch vor Dämmerung unsere Siedlung zu erreichen. Eine Rotanranke verhängt sich neben der grossen Zehe, und wohl zwanzig Dornen bohren sich tief ins Fleisch. Ein wütender Schmerzensschrei entspringt meiner Kehle, und mit dem Buschmesser schlage ich die hinterlistige Ranke strafend kurz und klein ...

Und dann kommt mir Jesus in den Sinn, der sich duldsam die Dornenkrone aufsetzen liess ...

Noch nach Tagen operiere ich mir tief sitzende Dornen heraus und die Verletzung soll mich noch wochenlang plagen.»⁵

Anmerkungen

- 1 Bruno Manser: Tagebücher aus dem Regenwald, 4 Bände, Basel: Christoph Merian Verlag, 2004. Text John Künzli in Band 1, S. 6f.
- 2 Ebd., Band 4: Tagebuch 13–16, S. 59f. (Tagebuch 14/871–873).
- 3 Ebd., Band 4: Tagebuch 13–16, S. 22 (Tagebuch 13/778).
- 4 Ebd., Band 2: Tagebuch 7–9, S. 74f. (Tagebuch 7/199f.).
- 5 Ebd., Band 2: Tagebuch 7–9, S. 48 (Tagebuch 7/127).

Nachwort

51 kürzere oder längere Reisedokumente zählt die vorliegende Anthologie; sie führt nicht nur zu Reisezielen in aller Welt, sie bietet auch eine Zeitreise durch die Jahrhunderte. Wie kam sie zustande? Viele der hier vorgestellten Reisedokumente drängten sich beinahe selbstverständlich zur Übernahme auf, denn sie gehören ohne Wenn und Aber prägend zum Geschichtsprofil der Rheinstadt, andere aber galt es zu entdecken und vor dem Vergessen zu bewahren. Einige wenige, die bis in die jüngste Vergangenheit greifen, verdanken wir schliesslich der in Oral-history-Beiträgen gespeicherten Erinnerung. Und nun sind wir am Ende unserer Reisebetrachtung angelangt, wir packen die Koffer aus und fragen uns, lassen sich wohl all die gespeicherten Erfahrungen, die wir im Lesen miterlebt haben, auf einen Nenner bringen oder gar zu einer verbindlichen kleinen Reisephilosophie verdichten? Wir bezweifeln es: jede der vorgestellten Reisen hat etwas Einmaliges und Unverwechselbares, und daran freuen wir uns.

Es bleibt die angenehme Pflicht, für kompetente Begleitung zu danken: Frau Doris Tranter, Präsidentin, und den Mitgliedern der GGG-Neujahrsblattkommission sowie Frau Marianne Wackernagel, Mitglied der Verlagsleitung Schwabe.

Nachweis

Wir danken allen Autorinnen und Autoren sowie den Verlagen, die uns die Erlaubnis zur Publikation der zitierten Texte erteilten. Deren Nachweis findet sich in den Anmerkungen zu den betreffenden Kapiteln.

Die Abbildungen sind im Folgenden nachgewiesen. Wir danken den Rechteinhabern und all jenen, die uns Reproduktionsvorlagen zur Verfügung stellten. Für die Bildbeschaffung geht ein besonderer Dank an Richard Kunz und Béatrice Voirol, Museum der Kulturen Basel, Sara Janner und Marianne Wackernagel.

In einigen Fällen ist es uns leider nicht gelungen, die Rechteinhaber ausfindig zu machen. Wir bitten sie, sich an den Verlag zu wenden.

- S. 13 Privatbesitz, 1621-MS, fol. 55v, Abb. in: Dorothea A. Christ: Das Familienbuch der Herren von Eptingen. Kommentar und Transkription, Liestal: Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 1992, S. 156.
- S. 16 Theodor Zwinger: *Methodus apodemica in eorum gratiam, qui cum fructu in quocunque tandem vitae genere peregrinari cupiunt*, Basileae: Eusebii Episcopii opera atque impensa, MDLXXVII, Titelblatt mit Widmung von Zwinger an Basilius Amerbach, Universitätsbibliothek Basel: EJ IV 23.
- S. 19 Felix Platter: *De corporis humani structura et usu Felicis Plateri Bas. medici antecessoris libri III, Tabulis methodice explicati, iconibus accurate illustrati*, [Basel]: Ex officina Frobeniana per Ambrosium Frob., [1581–]1583, Tafel 50, Universitätsbibliothek Basel: Ir 189.
- S. 22 Thomas Platter: Manuskript der Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande 1595–1600, Universitätsbibliothek Basel: Handschriftenabteilung Mscr. A lambda V 8, fol. 701.
- S. 25 Samuel Brun, des Wundartzet und Burgers zu Basel, Schiffarten: Welche er in etliche neue Länder und Insulen zu fünff unterschiedlichen malen mit Gottes hülff gethan, Gedruckt zu Basel In verlegung Johan Jacob Genaths, Im Jahr 1624, Titelblatt, Universitätsbibliothek Basel: Falk 231.
- S. 28 Adam Frans van der Meulen: Öl auf Leinwand, Versailles, Musée national du Château.
- S. 30 «Bürgermeister Wettstein empfängt den Französischen Gesandten in Münster», aus: *Schweizergeschichte in Bildern nach Originalien schweizerischer Künstler*. Ausgeführt in Holzschnitt durch Buri & Jeker in Bern, Bern 1867, Verlag der J. Dalp'schen Buch- und Kunsthandlung (K. Schmid), Universitätsbibliothek Basel: Ei* XII 19 Folio, ohne Seitenzahlen.
- S. 31 Photographie: Basler Münsterbauhütte.
- S. 38 Isaak Iselin: *Pariser Tagebuch*, Staatsarchiv Basel-Stadt, PA 98a, 2: *Tagebuch 1752*, mit dem Eintrag vom 10. Brachmonat (Juni) [1752], S. 246f.

- S. 40 Sebastian Gutzwiller: Öl auf Leinwand, Historisches Museum Basel, Inv.-Nr. 1947.221.
- S. 44 Abb. in: Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft, Liestal: Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 2001, Band 5: Armut und Reichtum. 19. und 20. Jahrhundert, S. 122.
- S. 50 «View of Sutter's Fort, Near Sacramento City, California», Holzstich aus «Gleason's Drawing-Room Companion», Boston, Mass. 1851, handkoloriertes Exemplar.
- S. 52 Johann Jakob Bachofen: Reisejournale, «Delphi von St. Elia aus», Bleistiftzeichnung, Universitätsbibliothek Basel: Handschriftenabteilung NL 3: 84,1.
- S. 55 Jacob Burckhardt: Skizzenbuch, «Torino – alle Visitandine», Bleistiftzeichnung, Staatsarchiv Basel-Stadt, PA 207.34, fol. 1.
- S. 59 Abb. in: Giuseppe Gerster: Joseph Ferdinand Gerster, ein Bürger von Laufens-
Stadt im 19. Jahrhundert, Liestal: Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 2012, S. 28.
- S. 61 Emil Fischer: Drei Jahre als Unteroffizier bei der Französischen Armee 1855–1858. Irrfahrten eines modernen Reisläufers [von Ernst Zeller], Basel: Koehler'sche Buchhandlung, 1897, Cover, Universitätsbibliothek Basel: Mil Ag 89.
- S. 68 Abb. in: Emil Spiess: Illustrierte Geschichte der Schweiz, Band 3, Zürich: Benziger, 1961, sowie in: Fritz Grieder: Der Baselbieter Bundesrat Emil Frey – Staatsmann, Sozialreformer, Offizier 1838–1922, Liestal: Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 1988, S. 53.
- S. 76 Paul und Fritz Sarasin: Reisen in Celebes, ausgeführt in den Jahren 1893–1896 und 1902–1903 von, Wiesbaden: C. W. Kreidel's Verlag, 1905, Umschlag von Band I.
- S. 73 Aus einer Serie mit Nobelpreisträgern des Jahres 1919 (Bordet, Spitteler, Stark), entworfen von Lennart Forsberg, gestochen von Arne Wallhorn, Privatbesitz.
- S. 84 Emil Beurmann: Malerfahrten im Orient und in Spanien, Basel: Verlag von Georg & Co., 1899, Originalbroschur, Universitätsbibliothek Basel: BLA Beurm 3.
- S. 86 Stereonegativ, ca. 1900–1914, Glas, s/w, 9 × 18 cm, Staatsarchiv Basel-Stadt: Bilder- und Negativsammlung BSL 1003 B 14.
- S. 91 Emmy Heusler: Tagebuch, Privatbesitz.
- S. 94 Museum der Kulturen Basel, Karteikarte Inv.-Nr. 4768a.
- S. 99 Abb. 19 in: Felix Moeschlin: Amerika vom Auto aus – 20 000 km USA. Mit 154 Bildern nach Aufnahmen von Dr. Kurt Richter, Erlenbach-Zürich: Rentsch, 1930.
- S. 105 Abb. in: Kriegsruf, 20. März 1926, Heilsarmee, Museum und Archiv, Bern.

- S. 109 Museum der Kulturen Basel, Inv.-Nr. (F)Vb4126.01.
- S. 113 Marion Schwing Ryan, Gemälde, Bildagentur Corbis Images.
- S. 117 Historisches Museum Bern.
- S. 118 «... damals in Arlesheim». Eine Sammlung historischer Photographien, Arlesheim: baag – Druck und Verlag, 2004, S. 173.
- S. 123 Museum der Kulturen Basel, Inv.-Nr. (F) Ilc 19772 und (F) Ilc 18845.
- S. 130 Maria Aebersold: Basel – à distance, Basel: Pharos, 1973, Umschlag.
- S. 132 Alex Rübel: Heini Hediger. Tierpsychologe – Tiergartenbiologe – Zoodirektor, Zürich: Neujahrsblatt auf das Jahr 2009, Umschlagbild.
- S. 135 Abb. in: Erich Schmid: In Spanien gekämpft, in Russland gescheitert. Männy Alt (1910–2000) – ein Jahrhundertleben, Zürich: Orell Füssli, S. 34.
- S. 144 Abb. in: Erika Sutter, erzählt von Gertrud Stiehle: Mit anderen Augen gesehen. Erinnerungen einer Schweizer Augenärztin, Basel: Basler Afrika Bibliographien, 2011, S. 89.
- S. 149 Abb. in: Hans Weidmann: 50 Jahre Reisen, Basel: Buchverlag Basler Zeitung, 1986, S. 59.
- S. 154 Abb. in: Ferdi Afflerbach: Mit dem Rucksack um die Schweiz. Auf Pfaden, Strassen und Wanderwegen 1200 km hinauf und hinunter durch 17 Kantone und 5 Länder, Binningen: Verlag am Dorenbach, 1985, S. 11.
- S. 159 Abb. in: Bruno Manser: Tagebücher aus dem Regenwald, Basel: Christoph Merian Verlag, 2004, Band 4: Tagebuch 13–16, S. 59 (Tagebuch 14/870).

Das Neujahrsblatt der GGG im Schwabe Verlag Basel

Lieferbare Titel

Nr. 191 / 2013

Oliver Hungerbühler

Eine Schule macht Schule. In 130 Jahren von der Frauenarbeitsschule zur Berufsfachschule Basel

157 Seiten, 83 Abbildungen, davon 15 in Farbe, 1 Tabelle, 1 Grafik. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-2889-7

Nr. 190 / 2012

Dorothee Huber / Christian Simon / Willem B. Stern

Das Bernoullianum – Haus der Wissenschaften für Basel

Mit Photographien von Børje Müller
142 Seiten, 80 Abbildungen, davon 17 in Farbe, 1 Tabelle. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-2784-5

Nr. 189 / 2011

Thomas Blubacher

«Die Holbeinstrasse, das ist das Europa, das ich liebe.» Achtzehn biographische Miniaturen aus dem Basel des 20. Jahrhunderts

144 Seiten, 36 Abbildungen, davon 3 in Farbe. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-2703-6

Nr. 188 / 2010

Ursa Krattiger (Hrsg.)

«Randalierende Lehrerinnen»

Der Basler Lehrerinnenstreik vom 3. Februar 1959

2. Aufl. 2011. 220 Seiten, 134 Abbildungen, davon 119 in Farbe, CD. Broschiert. sFr. 39.80
ISBN 978-3-7965-2612-1

Nr. 187 / 2009

Mirjam Häslar

In fremden Händen

Die Lebensumstände von Kost- und Pflegekindern in Basel vom Mittelalter bis heute

203 Seiten, 54 Abbildungen in Farbe, 3 Tabellen, 12 Graphiken, 1 Karte. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-2438-7

Nr. 186 / 2008

Albert Spycher

Back es im Öfelin oder in der Tortenpfann Fladen, Kuchen, Fastenwähen und anderes Gebäck

156 Seiten, 82 Abbildungen, davon 54 in Farbe. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-2383-0

Nr. 185 / 2007

Robert Barth (Hrsg.)

«Ungesunde Lesewuth» in Basel

Allgemeine Bibliotheken der GGG 1807–2007

155 Seiten, 68 Abbildungen, davon 55 in Farbe, 4 Tabellen, 2 Karten. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-2245-1

Nr. 184 / 2006

Werner Meyer

Da verfiel Basel überall

Das Basler Erdbeben von 1356

2. Aufl. 2006. 230 Seiten, 71 Abbildungen, davon 28 in Farbe. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-2196-6

Nr. 183 / 2005

Katja Zimmer

«in Bökenwise» und «in tufels hüten»

Fasnacht im mittelalterlichen Basel

105 Seiten, 33 zumeist farbige Abbildungen. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-2092-1

Nr. 182 / 2004

Sabine Sommerer

«Wo einst die schönsten Frauen tanzten ...»

Die Balkenmalereien im «Schönen Haus» in Basel (Nadelberg 6)

127 Seiten, 108 zumeist farbige Abbildungen, Poster. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-2010-5

Nr. 181 / 2003

Margret Ribbert

Auf Basler Köpfen

Kulturgeschichtliche Aspekte von Hüten, Hauben, Mützen ...

Mit einem Beitrag von Sara Janner
180 Seiten, 114 zumeist farbige Abbildungen. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-1916-1

Nr. 180 / 2002

Martin Kessler / Marcus Honecker / Daniel Kriemler / Claudia Reinke / Stephan Schiesser

Strömung, Kraft und Nebenwirkung

Eine Geschichte der Basler Pharmazie

192 Seiten, 93 zumeist farbige Abbildungen. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-1866-9

Nr. 179 / 2001

Basel 1501 2001 Basel

Mit Beiträgen von Werner Meyer, Marc Sieber, Beat von Wartburg, Bernard Degen, Kurt Jenny, Philipp Sarasin und Pierre Felder sowie einer Beilage von Ulrich Barth: Wichtige Daten zur Basler Geschichte 1225–2000 mit französischer, italienischer, englischer, serbokratischer und albanischer Übersetzung.

211 Seiten, 66 Abbildungen, davon 36 in Farbe, Leporello. Broschiert. sFr. 35.–
ISBN 978-3-7965-1700-6

Nr. 178 / 2000

Andreas Morel

Basler Kost

So kochte Jacob Burckhardts Grossmutter

Mit Beilage «Einige Rezepte zum Nachkochen»

200 Seiten, 24 zumeist farbige Abbildungen.

Broschiert. sFr. 35.–

ISBN 978-3-7965-1426-5

Nr. 177 / 1999

Martin Staehelin

Der Basler Schultheiß Emanuel Wolleb (1706–1788)

und seine satirische Schrift *Die Reise nach*

dem Concerte

200 Seiten, 12 Abbildungen. Broschiert. sFr. 35.–

ISBN 978-3-7965-1268-1

Nr. 176 / 1998

Brigitte Meles

... aufgelöst 1996. Das Basler Stadt- und Münster-

museum im Kleinen Klingental 1939–1996

162 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert. sFr. 35.–

ISBN 978-3-7965-1267-4

Nr. 175 / 1997

Paul Meier-Kern

Zwischen Isolation und Integration. Die Geschichte

der Katholischen Volkspartei Basel-Stadt 1870–1914

144 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert. sFr. 30.–

ISBN 978-3-7965-1265-0

Nr. 174 / 1996

Hans Hauzenberger

Basel und die Bibel. Die Bibel als Quelle ökumeni-

scher, missionarischer, sozialer und pädagogischer

Impulse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Jubiläumsschrift der Basler Bibelgesellschaft

260 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Gebunden.

sFr. 30.–

ISBN 978-3-7965-1263-6

Nr. 173 / 1995

Sara Janner

Mögen sie Vereine bilden ... Frauen und Frauen-

vereine in Basel im 19. Jahrhundert

164 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert. sFr. 20.–

ISBN 978-3-7965-1264-3

Nr. 172 / 1994

Maria Becker

Architektur und Malerei

Studien zur Fassadenmalerei des 16. Jahrhunderts

in Basel

164 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert. sFr. 20.–

ISBN 978-3-7965-1260-5

Nr. 171 / 1993

Paul Meier-Kern

Verbrecherschule oder Kulturfaktor?

Kino und Film in Basel 1896–1916

160 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert. sFr. 20.–

ISBN 978-3-7965-1266-7

Nr. 170 / 1992

Barbara Hauss

Der Renaissancebau des «Spiesshofes» in Basel

126 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert. sFr. 20.–

ISBN 978-3-7965-1262-9

Nr. 169 / 1991

Werner Bieder

Erfahrungen der Basler Mission und ihrer Geschichte

210 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert. sFr. 20.–

ISBN 978-3-7965-1261-2

Nr. 168 / 1990

Luca Trevisan

Das Wohnungselend der Basler Arbeiterbevölke-

rung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

125 Seiten, 40 Abbildungen, 4 Karten. Broschiert.

sFr. 20.–

ISBN 978-3-7965-1269-8

Nr. 167 / 1989

Dorothea Roth

Die Politik der Liberal-Konservativen in Basel

1875–1914

154 Seiten, 15 Abbildungen. Broschiert. sFr. 10.–

ISBN 978-3-7965-1347-3

Nr. 164 / 1986 und Nr. 165 / 1987

Wilfried Haeblerli

Die Geschichte der Basler Arbeiterbewegung

von den Anfängen bis 1914

Bd. I: 195 Seiten, 10 Abbildungen. Broschiert. sFr. 10.–

ISBN 978-3-7965-1344-2

Bd. II: 191 Seiten, 11 Abbildungen. Broschiert. sFr. 10.–

ISBN 978-3-7965-1345-9

Nr. 163 / 1985

Fritz Grieder

Ein halbes Jahrhundert unter der Bundeshauskuppel

Über Herkunft und Tätigkeit von 71 Basler und Ba-

selbieter Parlamentariern, 1920–1970

245 Seiten, 23 Abbildungen. Broschiert. sFr. 10.–

ISBN 978-3-7965-1343-5

Nr. 161 / 1983

Walter Lüthi

Der Basler Freisinn von den Anfängen bis 1914

176 Seiten, 20 Abbildungen, 4 Tabellen. Broschiert.

sFr. 10.–

ISBN 978-3-7965-1341-1

Nr. 159 / 1981

Othmar Birkner

Bauen und Wohnen in Basel (1850–1900)

64 Seiten, 33 Abbildungen. Broschiert. sFr. 10.–

ISBN 978-3-7965-1339-8

Nr. 158 / 1980

Christian Adolf Müller

Geschichte des Dorfes Schönenbuch

Hrsg. und bearbeitet von Hans Adolf Vögelin

128 Seiten, 14 Abbildungen. Broschiert. sFr. 10.–

ISBN 978-3-7965-1338-1



Das Signet des 1488 gegründeten
Druck- und Verlagshauses Schwabe
reicht zurück in die Anfänge der
Buchdruckerkunst und stammt aus
dem Umkreis von Hans Holbein.
Es ist die Druckermarken der Petri;
sie illustriert die Bibelstelle
Jeremia 23,29: «Ist nicht mein Wort
wie Feuer, spricht der Herr,
und wie ein Hammer, der Felsen
zerschmettert?»

«Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen.» (Matthias Claudius)

Wir nehmen Matthias Claudius bei seinem Dichterwort und lassen Basler und Baslerinnen – Diplomaten, Pilger, Geschäftsleute, Kulturreisende, Heimwehkranken, Fremdenlegionäre und Studenten – über ihre Reiseerfahrungen berichten. Sie führen uns durch die Jahrhunderte – von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem 1460 bis zum Bericht eines Schweizers im Kampf gegen die Abholzung des Regenwaldes –, und sie lassen uns stürmische Meeresfahrten wie auch entbehrungsreiche Wüstenexkursionen miterleben.

Es sind mehr als fünfzig Berichte von nicht wiederholbaren Reisen jenseits der unzähligen Katalog-, Bade- und Massenreisen, deren Propaganda wir heute im dritten Jahrtausend jahraus, jahrein im Internet, in Zeitungen und Katalogen ausgesetzt sind: Sie sind authentisch, erlebnis-
dicht und spannend.

René Salathé, Dr. phil., Historiker, Gründungsrektor des Gymnasiums Oberwil, Autor, Träger des basellandschaftlichen Kulturpreises.